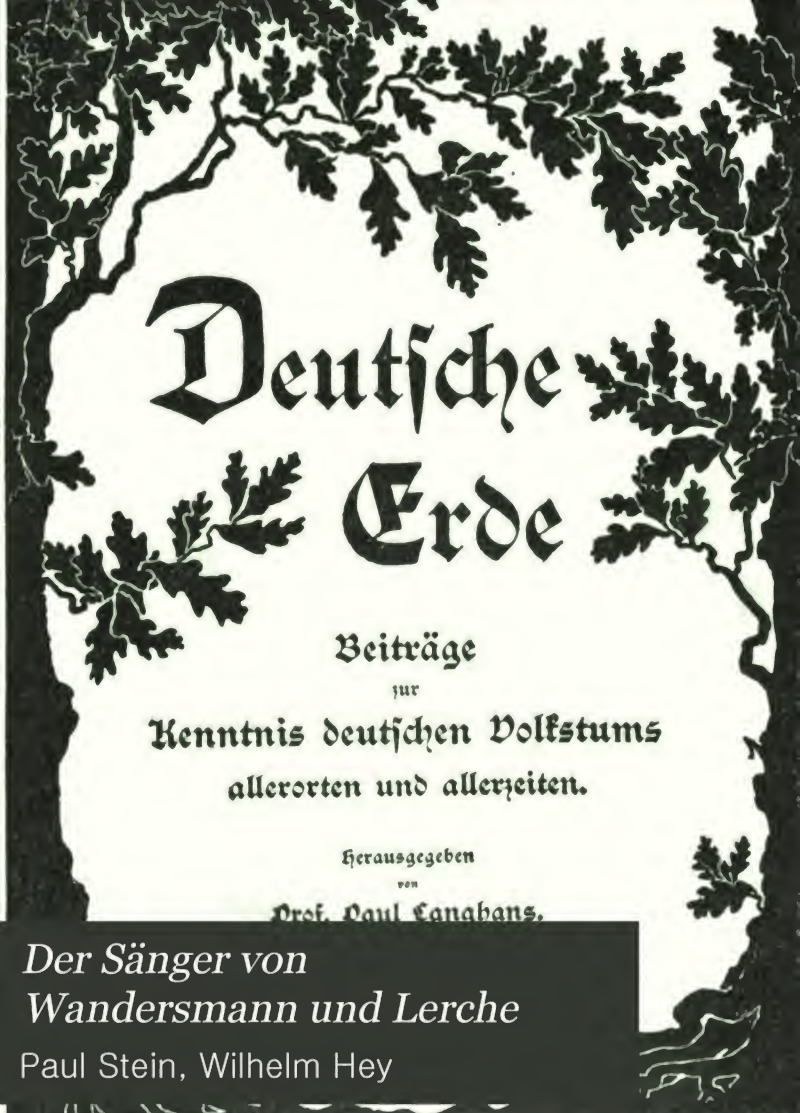

Der Sänger von Wandersmann und Lerche

Paul Stein, Wilhelm Hey

THE PENNSYLVANIA
STATE UNIVERSITY
LIBRARIES

Digitized by Google

emi Gottingae 1916 (1910?)

Fritz Heinle.

Arnsberg i/W. 1905.

B7692

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Superintendent D. Wilhelm Bey.

Digitized by Google

Der Sänger von „Wandersmann und Lerche“

Superintendent D. Wilhelm Hey.

Ein Lebensbild

von

Paul Stein.

Nebst einer Auswahl seiner Gedichte.

Arnsberg 1905. Fritz Heinle.

Berlin 1904.
Verlag von Fr. Zillessen.

Digitized by Google

THE PENNSYLVANIA STATE
UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

Seinem Bruder und Freunde

Walther Stein

in Liebe und Treue gewidmet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Wilhelm Hey, mit seinen Fabeln und Liedern eine immergrüne Weide für alle Kinder und Kinderfreunde, der nie alternde Liebling der kleinen Welt und der christlichen, insbesondere der deutschen Familie!

J. Bonnet.

Wie das Herz in der Brust, so liegt Thüringen inmitten des deutschen Vaterlandes, „durchpulst von grünem Waldleben, voll heimlich süßer, deutscher Träume, voll stiller Poesie, voll Sehnsucht und Hoffnung; das Herz Deutschlands, das seine Adern, seine frischen, klaren Quellen und Ströme dem Rhein, der Elbe und der Weser zuführt."

Was für Erinnerungen werden da wach, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Bedeutung dieses Ländchen für die geistige und religiöse Entwicklung Deutschlands gewonnen hat!

Wie ein Osterfeuer ist auf seinen Bergen die Reformation, die befreiende Tat des Augustiner Mönches, aufgelodert, wärmend und erleuchtend, Glut und Licht mit Sonnenkraft über alle Lande triumphierend ausbreitend! In diesen Wäldern hat die Wittenberger Nachtigall ihr heißes, brennendes Lied von der göttlichen Liebe in die arme Menschheit hineingeschmettert! Lebendiger Zeuge jener großen Zeit ist das evangelische Thüringer Volk, das heiliger Ehrfurcht voll noch jetzt emporschaut zu der sonngoldbestrahlten Wartburg, wo einst Luther sich das Schwert des Geistes zu dem gewaltigen Kampf zwischen Wahrheit und Lüge in abgeschiedener Stille schmiedete.

Nimm den Wanderstab zur Hand und folge mir in dieses Land! Folge mir in ein liebes, trautes Dörflein, wo die Wiege des großen Volksmannes und frommen Kinderfreundes Wilhelm Hey stand! Folge

Digitized by Google

mir zu den Stätten seiner segensreichen Wirksamkeit! Folge mir an seine stille Gruft, von Friedenspalmen sanft umrauscht!

Der Name Wilhelm Hey ruft Erinnerungen in uns wach an längst vergangene Jugendtage, da wir uns in Schule und Familie zuerst seinen reizenden Fabeln und Liedern hingaben.

Am 19. Mai 1904 werden 50 Jahre seit dem Heimgang Wilhelm Heys vergangen sein. Aufs neue soll er seinem Volke auferstehen und uns in seinem Leben und Wirken als Vorbild vor die Seele treten.

Diesem Zweck diene die vorliegende Schrift. Möge sie Eingang finden an Heys Gedächtnistage im deutschen Volk!

Iserlohn, Sylvester 1903.

Paul Stein.

Digitized by Google

Inhalt.

I.
Knabe, Student und Kandidat. 1789–1818.

II.
Pfarrer von Töttelstedt. 1818–1827.

III.
Hofprediger in Gotha. 1828–1832.

IV.
Superintendent in Ichtershausen. 1832–1854.

V.
Auswahl aus Gedichten von Wilhelm Hey.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Knabe, Student und Kandidat.

1789—1818.

Im nordwestlichen Thüringer Walde entspringt aus mehreren Quellen ein munteres Bergwässerlein, die Leina, die ihre Wellen plätschernd und murmelnd dem Tale zusendet. An diesem Flüßchen liegt nicht weit von Gotha das Dorf Leina. Hart an der Straße und in der Mitte eines großen Gartens liegt das Pfarrhaus. Und hier wurde am 26. März 1789 Johann Wilhelm Hey als das jüngste von neun Kindern des Pfarrers geboren. Es war ein sonniger Frühlingsmorgen. Aber in das sonnige Morgenglück der ersten Kindheit fiel ein Maifrost, alle fröhlichen Triebe jäh zerknickend. Der Tod hat etwas Schreckliches! Hier legt er wohl segnend die Hand auf eines Greises Scheitel, dort aber reißt er den mannestrotzigen Krieger aus dem blühenden Leben. Dann wieder nimmt er aus dem Frühlingsgarten junger Elternliebe den zarten Sproß, den milde Engel in eine Welt ohne Not und Fehl verpflanzen. Aber wo hinterläßt er mehr Jammer und Schmerz, als da, wo er die Mutter aus dem Familienkreise herausreißt, des Hauses Herz, des Hauses Pulsschlag! Hey war noch nicht drei Jahre alt, da starb seine Mutter. Nun standen sie tiefbetrübt an der Bahre. Alles, was sie geliebt, es war nicht mehr, es war ein Traum, ein schöner Traum — er ist über Nacht vergangen. —

Der Schmerz um den herben Verlust und auch die vielseitigen und großen Amtsgeschäfte machten den schon über fünfzig Jahre alten Vater recht müde und matt, verzagt und verschlossen. Und das vor allem hinderte ihn, dem kleinen Knaben den Verlust in etwa zu ersetzen. So zogen denn schon früh trübe Wolken an dem Himmel der Kindheit unseres Hey herauf. Fehlte ihm doch vor allen Dingen Liebe, nach der er sich so sehr sehnte, die er gar gern gegeben.

Wilhelms erster Lehrer war sein Bruder Karl (später D. und Kirchenrat in Gotha). Von ihm lernte er zunächst Lesen und Schreiben. Als dann aber nach einigen Jahren Karl auf das Gymnasium zu Gotha kam, war Wilhelm sich fast gänzlich selbst überlassen; denn der Vater widmete sich ihm nur wenige Stunden. Aber Wilhelm war treu und fleißig, und das Lernen wurde ihm nicht schwer. Mit dem achten Lebensjahre fing er Latein an, das hauptsächlich sein Bruder Karl während

Digitized by Google

der Ferien mit ihm trieb. Am liebsten saß der einsame Knabe vor den Büchern, um zu lernen. Doch erfreute ihn auch Leben und Treiben in Garten und Wiese, in Feld und Wald. Er sah die Kühe die Dorfstraße hinuntereilen und das Pferd geduldig den schweren Wagen ziehen. Als kleiner Wandersmann zog er an den halmengeschmückten, von Cyanen und Papavern übersäten Feldern vorbei und über blumenduftige Wiesen und sah die Lerche jubelnd in die Lüfte emporsteigen, nach der Melodie: „Laudat alauda deum, dum sese tollit in altum; dum cadit in terram, laudat alauda deum!“ *) Und der Kleine lauschte still der Stimme der Natur. Wer hätte damals ahnen können, daß hier sich die zarten Keime in seine Brust senkten, aus denen später so liebliche Früchte in seinen weit und breit bekannten Fabeln entstanden!

Als Wilhelm Hey vierzehn Jahre alt war, kam er auf das Gymnasium zu Gotha, das einst August Hermann Francke besuchte, jener Francke, der durch sein Hallesches Waisenhaus einen Weltruf erlangte. Auch hier zeigte Hey sich als ein treuer und strebsamer Schüler, der Klasse um Klasse zurücklegte. In der Mathematik war er einer der besten, in Griechisch und Französisch stand er den anderen nicht nach. Sein Eifer war so groß, daß er manchmal mit einem seiner Mitschüler die ganze Nacht hindurch Homer oder andere griechische Klassiker las. Liebe und Lust trieben ihn vorwärts; doch auch die Not blähte die Segel seines Lebensschiffes, so daß es sich sturmgepeitscht seinen Weg bahnte. Sein Vater war aus dem Amte geschieden und wenige Jahre danach gestorben. Da gab denn Wilhelm schwächeren Schülern Nachhilfestunden, was ihm einige Mittel zum Studium in die Hand gab.

In den freien Stunden besuchte er wohl das Haus der Frau Witwe Pfarrer Grosch, wo er herzliche Aufnahme fand und viel Anregung für Herz und Geist. Gern beschäftigte er sich dort auch mit den jüngeren Kindern. Es war eine Lust zu sehen, wie er, der herangewachsene Jüngling, so ganz Kind mit den Kindern sein konnte. Ja, die Kinder hatten's ihm angetan fürs Leben. Gern weilte er unter ihnen; im Verkehr mit Kindern holte er jedesmal Kraft und Aufmunterung für den Kampf des Lebens

Im Jahre 1808 verließ Wilhelm Hey das Gymnasium. Aus Liebe und Begeisterung erwählte er den Beruf eines Geistlichen und ging als Student der Theologie nach Jena. Auch hier lebte er ganz den Wissenschaften. Das flotte studentische Leben konnte ihm nicht behagen. Ihm blieb er fern. Wenn aber die Ferien kamen, dann schüttelte er auch gern einmal die Sorgen und Mühen des Studiums ab, schnürte sein Bündel und wanderte in der Morgenfrühe fröhlich zum Städtchen hinaus. Gewöhnlich führte ihn der Weg nach Ichtershausen, wo seine Schwester Karoline verheiratet war. Frisch und frank, die Brust voll fröhlicher Lieder und das Herz übersprudelnd vor Glückseligkeit, so schritt er daher durch Feld und Wald.

*) Es lobt die Lerche Gott, indem sie sich aufschwingt zum Himmel; vom Himmel zur Erde niedersteigend, lobt die Lerche Gott.

Digitized by Google

Im Frühling 1809 wollten er und Karl Grosch, später Bürgermeister in Gotha, einen Freund in Plauen besuchen. Unterwegs trat heftiges Regenwetter ein. Durchnäßt bis auf die Haut kehrten sie endlich in Triptis ein, um Rast zu machen. Die Kleider wurden getrocknet, und die Schuhe stellte man hinter den Ofen. Nun schmeckte das Abendessen noch einmal so gut. Manch lustige Weise mußte erklingen als Entgelt für die Mühen der Wirtsfrau. Dann gingen sie zu Bett. Auf dem weichen Strohsack im Kämmerlein unterm Dach streckte man die ermüdeten Glieder aus.

Der Regen hatte noch nicht nachgelassen.

Es sickerte draußen ruhig aber beständig.

Und mit dem stillen Regen verwoben sich süße Träume vom Einzug in Plauen. —

Gesund und munter sprangen Karl und Wilhelm aus dem Bett. Das kalte Wasser erfrischte wieder. Dann kletterte man auf leisen Sohlen die Stiege hinunter zur Wirtsstube; denn es war noch früh, und der Hahn hatte erst einmal gekräht. Karl ergriff die Schuhe hinterm Ofen. Mit vielem Ach und Weh ging's endlich hinein. Anders sah's um seinen Schlafkameraden aus. Dessen Schuhen war der Schreck des voraufgegangenen Tages so sehr in die Glieder gefahren, daß sie sich noch krümmten wie ein Wurm. Das Leder war zusammengeschrumpft wie ein alter Apfel, aber ein ganz alter.

Alles Klopfen gegen die Fußleisten war vergeblich. Es hatte nur den Erfolg, daß der Wirt plötzlich in die Stube eintrat.

„Na, guter Freund, Euer Rappen hat wohl starken Schnupfen? — Je nun, dann müßt Ihr halt schon auf bloßen Füßen wandern!"

„Ach, Herr Wirt," entgegnete Wilhelm treuherzig, „haben Sie nicht ein Paar Schuhe für mich? Ich werde sie sobald wie möglich zurückbringen."

„Das machte mir noch keine Sorgen; aber — Schuhe? — Halt! Ich glaube —"

Dabei wandte er den Rücken und ging gemächlich zur Stube hinaus.

Endlich kam er stöhnend wieder herein. Seine Schultern trugen eine schwere Last, zwei große Dragonerstiefel.

„Versucht mal, ob die passen!"

Im Nu saß Wilhelm darin, weit über die Kniee.

„O, es geht schon!" rief er freudig aus.

Die übrigen aber — die Wirtin war mittlerweile auch eingetreten — brachen in ein helles Gelächter aus.

Ja, das ginge schon.

Nach herzlichem Abschied traten die jungen Wandersleute auf die Straße, Wilhelm voran, Karl nur mit Mühe Schritt haltend. „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! Ins Feld, in die Freiheit gezogen!" So schallte das fröhliche Lied der Wallensteiner, und manche andere Weise erklang durch Feld und Buchenhallen.

In gleichem Schritt und Tritt — wie mag's dabei dem Karl zu Mute gewesen sein? — zog man endlich in Plauen ein. Aber o Schrecken,

Digitized by Google

die Jugend merkte bald „den Braten“. Sie folgte in Scharen den beiden Fremdlingen, als wären es leibhaftige Dragoner zu Pferde. Und die Alten rissen die Fenster weit auf und Nase und Mund noch weiter. So etwas hatte man doch noch nicht gesehen.

Wilhelm brauchte nicht erst wie der schwarze Hahn ins Hühnerhaus getrieben zu werden, damit ihm dort die fremden Federn ausgerupft würden, nein, es trieb ihn mit unwiderstehlicher Macht nach des Freundes Heim, wo er sich ganz freiwillig der großmächtigen „Kanonen“ entledigte.

Man hatte sich bald von dem Schrecken erholt. Er mußte einer fröhlichen Stimmung weichen, und Wilhelm freute sich nicht am wenigsten. Das war der Plauen-Einzug von Karl-Wilhelm. —

1810 finden wir Wilhelm Hey als Student in Göttingen. Von großer Bedeutung für ihn wurde die Bekanntschaft mit dem berühmten Theologen Karl Christian Joseph Bunsen, dem späteren preußischen Gesandten, von dem es heißt: „Er war ein königlicher, herrschender Geist, der alle Zweige des Lebens und der Erkenntnis umfaßte.“ Hier studierte Hey mit großer Lust und Liebe und mit bestem Erfolg auch Philologie und Pädagogik. 1811 machte er ein gutes Pfarramts-Examen.

Fast alle Länder Europas waren beunruhigt durch die Gewaltherrschaft der Franzosen; überall erdröhnte der Erdboden von den Hufen der napoleonischen Rosse. Nur Holland war unberührt geblieben von dem Kriegswetter, dessen trübe Wolken über Europa schwebten. Es war ein Land tiefen, stillen Friedens, durch das sich Napoleon keinen Weg mit Blut und Eisen bahnte. Hier nahm Wilhelm Hey bei einem Grafen in Appelteren (bei Nymwegen) eine Hauslehrerstelle an. Eisenbahnen gab's noch nicht, und eine Wagenfahrt war zu kostspielig. So wanderte er denn zu Fuß, und das in etwa vierzehn Tagen. Er hatte hier die Aufgabe, den dreizehnjährigen Sohn Jean zu unterrichten und zu erziehen. Bei dem Charakter des Zöglings erschien diese Aufgabe nicht so leicht, und mancher wäre verzagt davongelaufen. Jean vergaß ebenso schnell, wie er etwas begreifen konnte. Er war ein verwöhnter, verweichlichter und leichtsinniger Junge. Nichts Ideales machte Eindruck auf ihn; sein Sinn war nur auf das Reale, auf das Materielle gerichtet. Da war ein weiser und kluger Erzieher, ein Mann größter Entschiedenheit und Kraft erforderlich. Sobald Wilhelm Hey die Leitung übernahm, fühlte der Knabe die Hand, die ihn mit Ernst und unnachsichtiger Strenge führte. Ja, das verschaffte ihm Achtung beim Zögling, nur das allein. Es war eben hartes Eisen, auf das der Hammer häufig niedersausen mußte. Das Herz des Knaben war mit starken Mauern der Eigenliebe und Selbstsucht umgeben; aber Hey verstand auch dieses Herz zu erobern. Die Arbeit mit seinem Zögling und die Sorge, die nur ihm galt, nahmen die ganze Kraft in Anspruch. Im übrigen hatte er keinen Verkehr, so daß er seinem Freunde Bunsen mitteilte, daß er bei seiner Rückkehr die alten, lieben Freundschaften wieder auffrischen müsse, in seiner holländischen Einsamkeit lebe er allein mit seinen Erinnerungen. Es trieb ihn fort von Appelteren, wo er so viel gesät und

Digitized by Google

gepflanzt, wo — wie es schien — so wenig aufging. Darüber schrieb er einmal an Bunsen: „Der Egoismus ist der unerbittliche Feind, der mir das Edelste meines Zöglings und meines Wirkens geraubt hat. Nicht bloß der kleinliche Geldegoismus, sondern ein konsequent durchgeführter, der Feind aller Religion und Tugend und Größe; das ist der Glaube, der in unserem Hause bekannt, der meinem Zögling eingeprägt und ihm erhalten wird. Ich habe auf alles Höhere verzichten müssen. Mit blutendem Herzen habe ich meine Hoffnungen zerbrechen sehen und bin mit desto größerem Eifer in mich selbst zurückgekehrt." — Napoleon war inzwischen von den tapferen Preußen und ihren Bundesgenossen geschlagen und nach der Insel Elba geschickt. Um diese Zeit kehrte Wilhelm Hey aus Holland zurück, wo er nach Appelteren noch eine andere, aber kürzere Stätte stiller Wirksamkeit gefunden hatte. Sogleich suchte er das ihm lieb gewordene Haus in Gotha auf.

Frau Grosch hatte in Gotha ein Pensionat für Gymnasiasten errichtet. Schon als Schüler war Hey hier viel ein- und ausgegangen; und während seiner dreijährigen Abwesenheit hatte ein reger und herzlicher Briefverkehr zwischen Grosch in Gotha und Hey in Holland bestanden. Hey beaufsichtigte jetzt die Arbeiten der Schüler und brachte Zurückgebliebene durch Nachhilfestunden wieder auf den Stand der Klasse, eine Beschäftigung, der er mit Liebe und Lust oblag. Die Vorbereitung auf den Unterricht, den er an der Vorschule des Gymnasiums erteilte, wie auf die Predigten, die er hin und wieder hielt, geschah in den frühsten Morgenstunden oder gar nachts. Er unterrichtete in der Regel 6—8 Stunden. Die freie Zeit widmete er ganz der kranken Tochter des Hauses, seiner geliebten Braut Auguste. Schon 1811 hatte er sich mit ihr verlobt. Es hatte sich ein Verhältnis entwickelt, wie es sich reiner und inniger kaum denken läßt, so ganz ging eins in der Liebe des anderen auf. Schade nur, daß Auguste so kränklich war. Sie bedurfte der größten Schonung und mußte selbst in ihrer ganzen Lebensweise peinliche Vorsicht wahren; ihr Körper war sehr leidend. Aber das Herz war gesund und frisch und fromm. Und das lag nicht zum geringsten an dem glücklichen Liebesleben zwischen ihr und Wilhelm. In den trübsten Stunden ihres Kranksein wiederholte sie immer wieder: „Der Himmel hat uns so vieles gegeben; er wird uns ganz glücklich machen!" Ja, an Wilhelm hing ihr Leben; ohne ihn würde ihr so sehr kranker Körper bald erlegen sein. Wenn sie sich mal wieder wohler fühlte und auf dem Klavier einige Stückchen erklingen ließ oder sich gar ans Spinnrad setzte, dann war's auch Wilhelm wieder wohler zu Mute, und alle Hoffnungen wurden lebendiger in ihm. Seine Träume führten ihn nach einem glücklichen Familienleben in einer stillen Pfarre auf dem Lande. —

Napoleon hatte heimlich Elba verlassen, war am 1. März 1815 an der französischen Küste gelandet und stand schon am 20. März in Paris. Alles Volk und auch die Soldaten jubelten ihm zu. König Ludwig XVIII. (Bruder des 1793 hingerichteten Ludwig XVI.) mußte fliehen. Aber die Uneinigen von Wien hatten sich schnell vereinigt. Ueberall erscholl der Ruf: „Zu den Waffen!" England war unter

Digitized by Google

Wellington zuerst auf dem Kampfplatze, dann folgte Blücher mit 150 000 Preußen und weiterhin die verbündeten Festlandsmächte. Mit Neid sah Wilhelm Hey seine nächsten Freunde zu den Waffen eilen. Wie gern hätte auch er das Schwert fürs Vaterland gezogen; aber er war gebunden. Hätte er seine kranke Geliebte verlassen, es wäre ihr Tod gewesen. An seinen Freund Bunsen schrieb er: „Jetzt, mein Bunsen, fühle ich es zum ersten Male, daß auch das schönste Band doch ein Band ist . . . Könnte Auguste jetzt ohne mich leben, so zöge ich mit. Aber so bin ich an sie gebunden auf ewig. . . . Gott und deutscher Mut wird die deutsche Sache schützen. Amen!" — Sein prophetischer Blick sah in dem Preußenkampf ahnend ein Vorbild künftiger einmütiger Erhebung aller deutschen Stämme. Voller Begeisterung schaute er zu dem König von Preußen auf, in dem er den Träger oder doch den Vorkämpfer deutscher Einheit erblickte. Deutsch war sein ganzes Wesen, und mit nationaler Tendenz hatte er nach dem Vorbilde Friedrich Ludwig Jahns den Turnunterricht in Gotha eingeführt. Wie jubelte sein Herz bei den Nachrichten vom ruhmvollen Siege bei Belle-Alliance am 18. Juni und vom Einzug der Verbündeten in Paris am 7. Juli 1815! Ja, die Hingebung an das deutsche Vaterland war ein hervorragender Zug in Wilhelm Heys Charakter. Aus dieser Begeisterung und Liebe heraus entstand sein Turnerlied, das nach der Melodie: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" auf dem Jubelfest der Turner und Gymnasiasten zu Gotha am 18. Oktober 1816 gesungen wurde:

Willkommen, wackre Enkel der Germanen,
Willkommen, Turnerschar!
So grüßen euch die Geister großer Ahnen
Am heil'gen Flammaltar.

Versteht den Gruß! Er mahnt an große Taten,
Wie Hermanns Zeit sie sah;
Er deutet hin auf Leipzigs Leichensaaten,
Wo Großes jüngst geschah;

Erinnert an des Vaterlands Gefahren,
Und wie's gerettet ward;
Und daß ihr sollt die Freiheit treu bewahren,
Die jetzt wie ihr noch zart,

Doch einst als unerschütterliche Eiche
Tief ihre Wurzeln schlägt,
Wenn ihr nur sorgsam ihre jungen Zweige
Als deutsche Männer pflegt;

Wenn, nie entweiht zu Sklaven, jede Fessel —
Wie süß ihr Lohn auch schmeckt —
Euch schändlich dünkt; wenn nie im Wollustsessel
Das Laster euch befleckt;

Wenn jeder schwört: für Wahrheit, Recht und Treue
Zu opfern gern sein Blut,
Und jeder sorgt, daß nimmer er entweihe
Solch heil'ges deutsches Gut! —

So schützet denn die junge deutsche Eiche
Durch Tugend, Kraft und Mut!
Schließt dicht den Kreis, und dieser Flamme gleiche
Die lichte Herzensglut! —

Digitized by Google

Das Reformationsfest des Jahres 1817 war eine hehre Jubelfeier für die Evangelischen im Lande. Neues Glaubens- und Liebesleben erwachte. „Es war eine wunderbar erfrischende, mächtig ergreifende Zeit voll tausend und tausend Lebenskeimen und Lebensstimmen.“ In der von Friedrich Wilhelm III. gegründeten Gesandtschaftskapelle im Palazzo Savelli zu Rom fand der erste evangelische Gottesdienst statt, also in der Stadt des päpstlichen Stuhles. Einem solchen Könige, der seine Truppen zu Kampf und Sieg hinausgeführt und seinem Volke Frieden verschafft, ein Vorbild des Mutes wie im Kriege so in Sachen des Glaubens, einem solchen Könige gehörte auch Heys Herz. Ihm widmete er zum Geburtstage 1818 ein Gedicht, welches auf dem Erfurter Turnplatz gesungen wurde. Einige Strophen mögen hier folgen:

Was ist des rechten Königs Art?
Der treu sein Land und Volk bewahrt,
Trotz innerem und äußerm Feind,
Es immer mit den Seinen meint.
Das sei's! Das sei's!
Solch Königtum bringt Heil und Preis!

Was ist des rechten Königs Art?
Das ist des rechten Vaters Art;
Er sondert nimmer arm und reich,
Am Herzen hält er alle gleich.
Das sei's! Das sei's!
Solch Königtum bringt Heil und Preis!

Das sind die wechselvollen Ereignisse in der Jugendzeit von Wilhelm Hey, in der Zeit seines Wartens und Sehnens. Früh den Vater verloren, noch früher die Mutter — ein Waisenkind, meist sich selbst überlassen, wurde sein Charakter gestählt gegen die Stürme des Lebens, die schon bald gegen ihn heranbrausten. Aber in diesen Stürmen offenbarte sich ihm eine höhere Macht, die er festhielt, die ihm beistand auf allen Wegen in Freud' und in Leid. Er wurde ein Mann mit umfassendem Wissen, voll Liebenswürdigkeit und von kindlich frommem Gemüt, eine edle, klare und tiefe Freundesseele, voll Liebe, Milde und Wahrheit, die das Höchste für sich und — andere erstrebte. In hartem Kampfe, in stillem Dulden, in gläubigem Hoffen reifte eine liebliche Frucht, genährt durch Gottes Wort, gepflegt durch Gottes Hand. Eins seiner warmherzigen und innigfrommen Lieder, das am ersten Weihnachtstage des Jahres 1813 entstand, mag den Schluß dieser Betrachtungen bilden:

Die heilige Schrift.

Wenn ich in dem heil'gen Buche
Recht mit frommem Ernste suche,
Was dein ew'ger Wille spricht,
Herr, dann dringt aus allen Stellen
Wie mit tausend reichen Quellen
Leben zu mir aus und Licht

Dann wie himmlisch frohes Schweigen
Fühl' ich es herniedersteigen
Mir zum Herzen, tröstend mild;
Alle kummerschweren Wunden
In der tiefen Brust gesunden,
Und die Tränen sind gestillt.

Digitized by Google

Und des Zweifels ſtarre Schrecken,
Die mein trübes Auge decken,
Flieh'n vor meinem Angeſicht.
Hell wie deines Himmels Sterne,
Steht der Zukunft letzte Ferne
Schön vor meinem Blick und licht.

Dann mit mutigem Vertrauen
Durch der Erde düſtres Grauen
Folg' ich deiner Stimme Ruf
Auf des Lebens öden Wegen
Froh dem Sonnenziel entgegen,
Dem mich deine Weisheit ſchuf.

Vater! Dank, daß du den Blinden
Deiner Wahrheit Sonne finden
Ließeſt, ſchau'n der Hoffnung Licht;
Dank, daß in des Kummers Tagen
Tröſtend ſanft zu meinen Klagen
Deiner Liebe Stimme ſpricht!

Digitized by Google

II.

Pfarrer von Töttelstedt.

1818—1827.

Nicht weit von Gotha liegt das Dörflein Töttelstedt, das damals kaum 500 Seelen zählte. Rings umgeben ist es von fruchtbaren Aeckern und grünen Wiesen und Wäldern, und darüber weht eine frische und gesunde Luft. In unmittelbarer Nähe befinden sich die Quellen der Nesse und des Weißbachs. Im Mai des Jahres 1818 hielt der neue Pfarrer dort seinen Einzug, mit großem Jubel empfangen.

„Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!
Jedes Säuseln des Baums, jedes Geräusch des Bachs,
Jeder blinkende Kiesel
Predigt Tugend und Weisheit ihm!
Jeder dämmernde Hain ist ihm ein heiliger
Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;
Jeder Rasen ein Altar,
Wo er vor dem Erhab'nen kniet!"

So klein die Gemeinde war, viel Arbeit und Sorge gab's doch. In den frühsten Morgenstunden schon sehen wir Hey in seinem Arbeitszimmer, wo er das Wohl und Wehe seiner Gemeindeglieder im Gebet vor seinen himmlischen Vater bringt, wo er mit Treue und Eifer die ihm obliegenden Arbeiten erledigt. Sein Zimmer war auch wie geschaffen zum Beten und Arbeiten. Es lag nach Süden. Unterm Fenster war gleich der Blumengarten, und dahinter der Baumhof. Freund Star sang sein Morgenliedlein so begeistert und so anziehend, und der Buchfink schmetterte seine herzerhebende Frühlingsfanfare. Die Blumen auf den Beeten und die Blüten von den Obstbäumen sandten ihm ihre Düfte als Morgengrüße zu. So in die Stille der vier Wände zurückgezogen und doch mitten im Leben und Weben der Natur, saß Wilhelm Hey ganz allein mit seinem Schöpfer, mit der Schöpfung, und erhabene und erhebende Gedanken woben sich in seine Predigten hinein.

Der Frühling kam und ging. Der Sommer wurde vom Herbst und dieser vom Winter abgelöst, vom langen, kalten Winter. Ueberall, wohin man sah, lag Schnee und Eis. Nur wenige der lieben Sänger, deren Lied nun verklungen, waren seine täglichen Gäste, die er mit Futter bedachte. Wie manches Tierlein hat sein liebevolles Herz und seine mildreiche Hand vom Hungertod errettet, vor dem Erfrieren

Digitized by Google

geschützt! Das Herz mußte ja Liebe ausströmen, war es doch schier zum Uebersprudeln darinnen. Wie gern hätte er auch diese winterliche Freude mit seiner geliebten Auguste geteilt! Doch diese, noch immer kränklich, war in Gotha in mütterlicher Pflege. Der nächste Frühling brachte beides, wonach ein jedes so sehr sich sehnte: Genesung und Vereinigung. —

So ganz allein war Wilhelm Hey freilich nicht. Die gute Tante Friederike führte den Haushalt mit viel Umsicht und großem Geschick. Sie war des Pfarrhauses treueste Stütze. Und der dritte im Bunde war sein Neffe Gustav, der Sohn seiner bereits verwitweten Schwester Karoline Ludwig. Der Unterricht des Kleinen beschäftigte ihn einige Stunden des Vormittags; seine Erziehung, die ihm sehr am Herzen lag, ließ er nie aus dem Auge. „Ich habe es hier empfunden," schreibt er einmal, „daß ich ohne Kinder gar nicht sein kann; sogar mein Neffe, so unbedeutend das ist, was er lernen kann, wurde mein bester Trost in der Einsamkeit." Ja, tröste dich, du einsame Seele: „Der Frühling naht mit Brausen!" Schon haben die Tage zugenommen, schon sind die ersten Sänger zurückgekehrt, schon weht ein mildes Lüftchen. Die zarten Keime der ersten Frühlingsboten im Blumengarten lugen aus der Erde hervor, von der alles belebenden Sonne wachgeküßt. Nun wollen sie nicht länger säumen. Bald kehrt ja die liebe Pfarrfrau ein, dann müssen sie im Hochzeitsstaate prangen! Das Herz unseres lieben Hey schwoll an von lauter Himmelslust! Und wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Ein liebliches, ach so innig frommes Verslein bringt seine Stimmung zum Ausdruck:

Die damals rang mit herber Todesqual,
Die jugendlich nun blüht zum zweitenmal,
Die gehen mußte durch der Prüfung Glut,
Daß sie geläutert würde, himmlisch gut,
Daß sie ein Engel Gottes bei mir stehe,
Mit Freudigkeit die Seele mir durchwehe,
Sie wird nun nicht mehr ferne von mir sein;
Die holde Braut tritt zu dem Gatten ein.
Die Treue wohnt, die Freud' in seinem Haus,
Er selbst geht treuer, freudiger hinaus,
Den Gott zu lehren und zu offenbaren,
Des Huld und Treu' er an sich selbst erfahren!

Sie war nicht mehr ferne von ihm; denn der holde Lenz war ja schon eingekehrt. Da gab es vollauf zu tun in Haus und Hof und Garten. Den größten Teil des Tages war der Pfarrer draußen und sorgte für die Bestellung des Gartens, damit Auge und Herz sich freue; denn hier sollte seine Auguste vollends gesunden.

Am 22. April war das Pfarrhaus mit Tannengrün geschmückt und auch das Kirchlein. Es war ja Hochzeitstag, und ganz Töttelstedt hatte sich im Gotteshause eingefunden. Pastor Karl Hey von Gotha hielt eine herzerhebende und herzerquickende Ansprache. Dann vereinigte er das Paar zu ewigem Bunde. „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren! — Er ist dein Licht, Seele, vergiß es ja nicht! Lob ihn in Ewigkeit! Amen." Als man die Kirche verließ, drängten sich alle herzu,

Digitized by Google

die Großen und die Kleinen, um dem jungen Paare ihre wohlgemeinten Glückwünsche zu bringen.

„Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!“ Mit diesem Vorsatz betraten Wilhelm Hey und seine Frau die Schwelle des Pfarrhauses, wo Tante Friederike für einen würdigen Empfang gesorgt hatte. Die Engel im Himmel aber freuten sich und jubelten, weil da drunten zwei Herzen dem König aller Könige folgen wollten, dem auch sie Tag und Nacht gebeuget dienen. — Nach und nach wurd's im Pfarrhause stiller. Die Nacht senkte sich nieder aufs traute Dach; die Engel Gottes hielten Wacht.

„Seine Nachtigall tönt Schlummer herab auf ihn;
Seine Nachtigall weckt flötend ihn wieder auf,
Wann das liebliche Frührot
Durch die Bäume auf sein Bette scheint!“

Schon früh war Tante Friederike aufgestanden, um den Pflichten ihrer Hausgeschäfte nachzukommen, und der gute Pfarrer saß schon lange in seinem Zimmer bei Arbeit und Gebet: „Laß dich, Herr Jesu Christ, durch mein Gebet bewegen; komm in mein Herz und Haus und bringe mir den Segen! Nichts richten Müh und Kunst ohn' deine Hilfe aus: Wo du mit Gnaden bist, kommt Segen in das Haus. Amen.“ — Wie strahlten die Augen alle so glücklich und zufrieden, als man im Wohnzimmer gemeinsam den Morgentrunk einnahm. „Heute brauchst Du nicht zu arbeiten, lieber Gustav,“ sagte der Pfarrer, „Du mußt ja der lieben Tante mal zeigen, wo die Hühner ihr Nest haben, wo die Kühe im Stall stehen!“ Mit welcher Freude tat Gustav das, und Tante Auguste war des Staunens voll. „Diese Eier sollst Du essen, hat Onkel Wilhelm gesagt, und tüchtig Milch sollst Du auch trinken!“ Gerührt über den offenherzigen kleinen Buben und über die Liebe ihres Mannes, die daraus sprach, schloß sie den Kleinen in ihre Arme und drückte einen Kuß auf seine Wange. Der Onkel war herzugetreten und freute sich über das liebe Bild. Nun ging es Hand in Hand zum Garten. Wie sauber waren die Gemüsebeete bestellt, wie prächtig blühten und dufteten die Frühlingsblumen! Auguste konnte nicht satt sich sehen an all der Pracht, die die Weisheit des Schöpfers predigt. Auf einer Bank am Gartenrand ließen Wilhelm und Auguste sich nieder, während Gustav fröhlich in den Obsthof lief, die ersten Veilchen zu suchen. Vom nahen Kirschbaum kam süßer Duft herüber. Er mischte sich in die Erinnerungen, die man gegenseitig austauschte, fröhliche und traurige. Aber alles lag nun hinter ihnen. Ein neues Leben sollte beginnen im lieben Töttelstedt. Das war der erste Morgen, den das Tageslicht vom Himmel so warm beschien. Und das Licht vom unerschöpften Lichte hatte seine Strahlen in zwei Herzen hineingeschickt; das eine erwärmte das andere, und das andere wieder das eine.

„Dann bewundert er dich, Gott, in der Morgenflur,
In der steigenden Pracht deiner Verkünderin,
Der allherrlichen Sonne,
Dich im Wurm und im Knospenzweig!“

Digitized by Google

Der Arbeit im Pfarrhause war die junge Frau nicht gewachsen. Ihr schwacher Körper ließ ein Einleben in die häuslichen Geschäfte nicht zu. Zum Glück verstand es Tante Friederike um so besser, so daß Auguste sich schonen konnte. Die Last, welche auf des Pfarrers Schulter ruhte, war auch keineswegs gering. Neben der Gartenarbeit, die seine Erholung war, nahm der Unterricht von mittlerweile fünf Zöglingen viele Stunden seine Kraft in Anspruch. Mit großer Treue übte er die Pflichten seines Amtes aus. An jeder Freude seiner Gemeindeglieder nahm er herzlichen Anteil, und wenn einen Kranken nach Trost verlangte, so war er bereit, diesen zu spenden, und das reichlich und innig. Wie konnte es auch anders sein bei einem Manne, dessen Glauben so fest auf biblischem Boden fußte, dem Christus und sein heiliges Erlösungswerk ein und alles war, so daß ihm ein gescheiter Bauer einst sagte, er solle doch nicht immer vom Herrn Christus predigen. Von dem treuen Dienste unter der Fahne seines Heilandes zeugen auch folgende Verse, die aus dem Jahre 1820 stammen:

So mache du mir neu das Herz,
Du Herr und Meister mein;
So laß mich Opfer nicht, noch Schmerz
In deinem Dienste scheu'n!
Dir allein
Muß ich eigen sein,
Muß Gut und Leib und Leben
Mit frommer Freude für dich geben.

Ob reich und groß dein Jünger sei,
Ob stolz und hochgeehrt, —
Du fragst nur, ob er echt und treu
Und tut, was du gelehrt.
Gibt er's hin,
Bringt es ihm Gewinn;
Erweist er hilfreich sich den Armen,
Verleihst du Heil ihm und Erbarmen.

Reicht er dem Hungrigen sein Brot,
Sein Kleid dem Nackenden,
Weicht er in seiner letzten Not
Nicht von dem Sterbenden,
Himmelsruhm
Kleidest du ihm um,
Du wirst ihm Seelenspeise reichen,
Willst auch im Tod nicht von ihm weichen.

Ob mit erzürntem Angesicht
Der Feind der Wahrheit dräut,
Dein rechter Jünger zittert nicht
Und redet ungescheut.
Spott und Hohn,
Kerker sei sein Lohn,
Du machst die Fesseln sanft und weich,
Des Kerkers Luft dem Himmel gleich.

Und ob er vor dem Henker steht,
Die Treue läßt er nicht;
Wann Todesnacht sein Aug' umfäht,
Da wird's ihm hell und licht.

Digitized by Google

Stephanus
Sah der Engel Gruß;
Auch ihm wird Himmelsgruß ertönen,
Auch ihm wird Himmels Ehre krönen.

So weck, Herr Christ, das Herz mir auf,
Auf ewig dein zu sein!
So führe meinen Lebenslauf
Zum lichten Himmel ein!
Solchen Ruhm,
Solches Duldertum,
Die Treue laß mir hier auf Erden,
Den Siegespreis dort oben werden!

Warme Sommertage waren heraufgezogen. Der heutige war besonders schön gewesen. Der Pfarrer von Töttelstedt hat seine Arbeit niedergelegt. Mit seiner Frau Arm in Arm wandelt er durch die Wege des Gartens. Hier werden die frischgepflanzten Blumen begossen, dort andere Durstige seiner Lieblinge erfrischt. Auch der befiederten Hausfreunde gedenkt man. Jetzt geht's in den Hof. Auf ihren Ruf erscheinen die „Hofgäste" und scharen sich herzu, und die Tauben fliegen herab und picken die Krümchen aus der Hand. Ach, wie erfreuet das fröhliche Völkchen die glücklichen Geber, und wie erquickt doch die Milde des wonniglich kühlenden Abends!

„Ruht im wehenden Gras, wann sich die Kühl' ergießt,
Oder strömet den Quell über die Blumen aus;
Trinkt den Atem der Blüte,
Trinkt die Milde der Abendluft.
Sein bestrohetes Dach, wo sich das Taubenvolk
Sonnt und spielet und hüpft, winket ihm süß're Rast,
Als dem Städter der Goldsaal,
Als der Polster der Städterin.
Und der spielende Trupp schwirret zu ihm herab,
Gurrt und säuselt ihn an, flattert ihm auf den Korb,
Picket Krumen und Erbsen,
Picket Körner ihm aus der Hand."

Im Jahre 1823 erging ein Ruf an Wilhelm Hey, die Stelle des Gesandtschaftspredigers in Rom zu übernehmen. Es war dies ein Machwerk seines Freundes Bunsen, der über Hey an den Gesandten Niebuhr schrieb: „Aus seinem Geiste allein ließen sich ein Dutzend unserer akademischen Reputationen schneiden, die alle zusammen wieder seinen Charakter und seine Seele nicht wert sind." Und zu diesem schönen Zeugnis paßt auch ein späteres Urteil Bunsens: „Er war ein feiner poetischer Kopf, obgleich er eine mathematische Begabung vom höchsten Grade besaß, und bot ein Vorbild des reinsten Christentums dar. Der Mann war größer als seine Werke. Sogleich bei der ersten Bekanntschaft mußte man ihn liebgewinnen. Wohl selten findet sich große Schärfe des Verstandes mit so viel Gemütlichkeit und poetischer Naivetät zusammen." Trotz der Empfehlungen eines so einflußreichen Mannes, der später selbst preußischer Gesandter wurde, lehnte Wilhelm Hey dankend ab. Als ersten und wichtigsten Grund hierfür betonte er, seine Frau könne „bei ihrer so sehr geschwächten Gesundheit das Vaterland, die Nähe Gothas, die Hilfe

Digitized by Google

ihrer Familie nicht verlassen, ohne daß es ihr Tod wäre.“ Sodann glaubte der bescheidene Mann, der dem Bunsen wie geschaffen für die Stelle schien, er könne im stillen Beruf eines Landpfarrers segensreicher wirken. Zum dritten konnte er sich schlecht vom Gothaer Freundeskreise trennen, und endlich wollte er auch nicht seine Zöglinge verlassen. Die Ausbildung derselben, wie insbesondere das Hinlenken zum Höchsten, zur Herrlichkeit in dem Besitz Jesu, waren seine größte Sorge. Wie gern wollte er im kleinen Kreise auch Großes leisten, viel lieber als im großen Ganzen und vor den Augen aller Welt! Auf einen erneuten Ruf im Jahre 1824 erfolgte abermals dankende Ablehnung. 1827 ging es Bunsen mit seiner dritten und letzten Werbung nicht besser. Hey erwiderte dem Gesandten: „Der Geistliche, welcher dort die schwärmenden Künstler der an sich schon einfachen, anspruchslosen evangelischen Kirche erhalten soll, muß neben den italischen, idealischen, behäglichen, in ihrer Würde stolzen Priestern nicht zu dürftig dastehen. Du bedarfst eines jugendlich schönen, feurigen, phantasiereichen Redners. Ich sage nicht „begeisterten“; denn diese Eigenschaft nehme ich auch noch für mich in Anspruch; aber der Geist redet verschieden aus verschiedenem Munde. Von jenen Erfordernissen allen ist in mir das Gegenteil. — Euer frommer König hat in jener Stiftung der evangelischen Kirche einen rechten Dienst getan. Deine Pflicht vor allem ist, diesen zu fördern, nicht zu vereiteln dadurch, daß Du jene jugendlichen, leicht beweglichen Gemüter zurückschreckst, Deine Kirche in ihrem einzigen Vertreter dort den Freunden zum Spott machst. Ist nicht dort die Form alles? Ist dort nicht das Land der Phantasie, der Feuer- und Flammen-Rede? — Und ich! War's nicht sonst gerade der Vorzug, vielleicht der einzige, meiner Dichtungen wie meiner Rede, daß sie so einfach — darf ich's sagen? — innig sprach? — Glaubst Du, daß der ältere Mann eine Glut in sich entzünden könnte, wo damals nur milde Wärme war? — Nein, mein teurer Freund, tue nicht übel an Deinem Amte, an Deiner Kirche, an jenen jungen Männern, die des Vaterlandes Stolz und Hoffnung sind, um dem Freunde wohlzutun! — Und wäre es denn wohlgetan? — Ja, von Töttelstedt nach Rom ist für das Herz kaum weiter als nach Gotha. In Deiner Nähe wäre mir wohl Die Stadt der größten Erinnerungen würde auch mir nicht gleichgültig bleiben; der Reichtum aller Künste würde auch in mir noch etwas von dem Sinne wecken, den frühere Verhältnisse in Schlummer gehalten haben. Aber wenn ich nun käme mit dem Gefühl meiner Untauglichkeit, wenn ich nun sähe, wie jene, für die ich das Band der Treue am väterlichen Glauben, für die ich ein erwärmender Lehrer werden sollte, sich von mir und vielleicht von jenem Heiligtum wendeten! — Ich bin kein blinder Feind der katholischen Kirche. Aber evangelische Wahrheit ist bei uns mehr, evangelische Tugend und echte Frömmigkeit wird mehr gefördert; meine Hoffnung ist, daß einst — in der Fülle der Zeit — alle sich an dem lauteren Quell vereinigen werden und Brüder sein. — Kurz, Du Geliebter, suche Dir einen Mann, der nicht bloß Deinem von Freundschaft bestochenen Herzen genüge, sondern dem schwierigen und hochwichtigen Amte, dazu Du rufst! Ja, wenn Du

Digitized by Google

einmal nach Deutschland (meinetwegen auch nach Amerika oder auf eine noch unentdeckte Insel) in den Schoß der Ruhe zurückkehrst und in der Stille den Wissenschaften lebst, dann rufe, und ich will Dein Dorfpfarrer und der Genosse Deiner Studien sein, wenn – ich noch lebe. — In drei Wochen etwa kommst Du? Vielleicht findest Du mich noch in Töttelstedt. Nochmals tausendfachen Dank! Gott segne Dich und die Deinigen!" (4. Dezember 1827.) — —

Der 15. Juni des Jahres 1824 ist ein denkwürdiger Tag in der Geschichte von Töttelstedt. Gegen 7 Uhr abends wurde das Dorf plötzlich durch die Sturmglocke aus seiner beschaulichen Stille aufgeschreckt. „Es brennt!" tönte der markerschütternde Schrei auf der Dorfstraße. Das Feuer verbreitete sich eiligst von Haus zu Haus, und auch die Pfarrscheune sank in Trümmer. „Alles rennet, rettet, flüchtet!" Der Eimer geht von Hand zu Hand. „Hoch im Bogen spritzen Quellen Wasserwogen!" Da kommt der Schreckensruf: „Die Kirche brennt!" Alles eilt zur Rettung herbei, aber vergeblich. Der stolze, schöne Bau der St. Nikolaikirche, gerade hundert Jahre alt, wird ein Raub der Flammen. Die Gemeinde hing mit großer Liebe daran. Sie war stolz darauf, trug doch der Turm drei Glocken, deren älteste aus dem Jahre 1399 stammte. Auch war die Orgel mit 2 Manualen und 36 Registern eine Zierde des Hauses. Nun heulte der Sturm durch die öden Fensterhöhlen, durch deren bunte Scheiben so manches Mal die Sonne blickte, wenn die Gemeinde sich zur Andacht vereinigte. Um 10 Uhr sind über 80 Gebäude eingeäschert, der größte Teil des Dorfes ist eine traurige, öde Brandstätte. — Die folgenden Tage wurde der Schutt eifrig fortgeschafft. Alt und jung beteiligte sich an den Arbeiten, und auch Hey stand wieder mitten unter ihnen, hier seine Befehle erteilend, dort einem gar zu bekümmerten Herzen Himmelstrost zusprechend. In der öden Kirche, deren bloße Mauern stehen geblieben waren, versammelte der Pfarrer am 27. Juni seine hart geschlagene Gemeinde um sich und hielt eine herzbewegende Predigt über Klagel. Jerem. 1, 1. 2. und 3, 22. 23.

„Wie liegt die Stadt so wüste! . . .
Sie ist wie eine Witwe. . . .
Sie weint des Nachts,
Daß ihr die Tränen über die Wangen laufen . . .
Die Güte des Herrn ist,
Daß wir nicht gar aus sind! . . ."

Mit Tat und Trost stand der Pfarrer den Bekümmerten zur Seite. Jeder hatte ja etwas zu beklagen. Vielen war Hab und Gut verloren gegangen. Sie gerieten in große Bedrängnis; aber Wilhelm Hey half. Seine eigene Not ganz hintenanstellend, war sein leitender Gedanke: Hilf deinem Nächsten! In Nähe und Ferne ließ er die Werbetrommel schlagen, um mildtätige Herzen zu gewinnen. Seinem Freunde, dem Hofrat Fr. Becker, der Verlagsbuchhändler in Gotha war, konnte er für ein reiches Geschenk von Schulbüchern für die abgebrannte Schule danken. Auch klingende Gaben rollten reichlich nach Töttelstedt. Die erste Not und Sorge ward gestillt. Die bekümmerten Herzen wagten nach und nach wieder fröhlicher zu schlagen. Ein Haus nach dem andern

Digitized by Google

erstand an Stelle des Trümmerhaufens, und auch das neue Gotteshaus wuchs von Tag zu Tage. Am 20. Dezember 1825 konnte die Einweihungsfeier stattfinden. Nach einer Ansprache Wilhelm Heys auf dem Kirchhofe vollzog Superintendent Lux im neuen Kirchlein die Einweihung. Hey hatte zur Feier einige Lieder verfaßt, aus denen eine Strophe hier folgen möge:

Du Gottestempel, Friedensstatt!
Heil, wer zu deinen Schwellen naht
Und hier darf betend weilen!
Heil uns! Für uns bist du geweiht;
Wir wollen freudig allezeit
Zu deinen Pforten eilen.
Eine reine
Gottgemeine; o daß keine schwere Sünde
Je uns diesen Trost entwinde!

Man darf nicht vergessen, wie das Verhältnis zwischen Wilhelm Hey und seiner Auguste war. Da geschah ja nichts ohne Rat und Hilfe des andern. Und so können wir wohl verstehen, wenn die Pfarrfrau, trotz ihres Leidens, gleichfalls den bedrängten und bekümmerten Bauern half. Aber ihr Wirken geschah, dem Wesen des Weibes entsprechend, ganz im Stillen, und darum erzählen die Chroniken nicht viel davon. Sie war eben ihrem Manne eine Gehilfin im vollsten Sinne des Wortes. Wie anders hätte sie sich auch die Liebe und Zuneigung aller Dorfbewohner erwerben können!

Das Jahr 1825 kam mit Freud' und Leid. Der fröhliche Frühling führte den Reigen an mit Blumenduft und Vogelsang. Der Sommer voller Lust schloß sich an; aber der Herbst schon wollte nicht mit. Und ehe sich der Winter breit machen konnte, mußte der Pfarrer seine kranke Frau nach Gotha in die Pflege der Mutter und des Hausarztes bringen. So war Wilhelm Hey wieder mit seiner Einsamkeit allein, und er fühlte sie mehr denn je. Glaubte doch ein jeder, der eine könne ohne den andern nicht leben. Es trieb ihn mit gewaltiger Sehnsucht nach Gotha.

Da wurde 1827 die Predigerstelle am Herzoglichen Hofe frei. Unter den Bewerbern befand sich auch Wilhelm Hey. Herzog Ernst I. hörte seine Gastpredigt und berief ihn ohne weiteres zu seinem Hofprediger. Aber das Jahr sollte erst zur Neige gehen, ehe er die Stelle antreten konnte, das schmerzensreiche letzte Lebensjahr seiner geliebten Frau mit dem unvergeßlichen 4. August. Der Zustand der Leidenden hatte einen so bedenklichen Grad angenommen, daß Hey, der das Krankenzimmer in Gotha kaum verließ, seine Zöglinge aufforderte, einen Ausflug zu den „drei Gleichen" zu unternehmen, zu dem sie mehrere Tage gebrauchen mußten. Er wollte ganz allein seiner Frau letzte Lebensstunden mitdurchleben, Stunden, die er die seligsten seines Lebens nennt. Mit der Größe seines Geistes wußte er sich zu beherrschen, um der Geliebten den Abschied nicht zu erschweren, die die größten Schmerzen mit seltener Geduld ertrug, obgleich sie zuletzt mit heftigen Erstickungsanfällen zu kämpfen hatte. — Ja, der Tod hatte sie schon hart gerüttelt. Bleich und still lag sie nun da, ohne ein Wort sagen zu können. Da öffnet sie noch einmal die Augen und blickt ihren geliebten Mann lange und innig

Digitized by Google

an. Mit einem Ausruf des Staunens tut sie einen Blick in die weiten Hallen des Vaterhauses droben; dann schließt ihr kurzes Leben, — erwachend zum neuen, ewigen Leben. — In namenlosem Schmerz stand der tiefgebeugte Gatte am Sterbelager seines Glücks, das er erst verlieren mußte, um seinen Wert voll und ganz zu erkennen. Monate hat es gewährt, ehe er sich aus seiner großen Trauer aufraffen, ehe er volle Ergebung in den unerforschlichen Rat und Willen Gottes finden konnte. Die tiefe Schwermut, die sich seiner bemächtigt hatte, wich nach und nach einer wehmütigen Erinnerung an die, die nun den Lauf vollendet. — Auf dem Kirchhof von Töttelstedt befindet sich ein einfacher Grabeshügel, den nun das Moos überwuchert. Dort ruht die irdische Hülle der unvergeßlichen Frau Pfarrer Auguste Hey und harrt der Auferstehung. (* 17. 6. 1794, † 4. 8. 1827.)

„Einsam wandelt er oft, Sterbegedanken voll,
Durch die Gräber des Dorfs, setzet sich auf ein Grab
Und beschauet die Kreuze
Und den wehenden Totenkranz."

Nur schweren Herzens nahm Wilhelm Hey Abschied von der Stätte seiner ersten Wirksamkeit, von seinem lieben Töttelstedt. Am 30. Dezember hielt er eine ergreifende Abschiedspredigt, der er den Text Phil. 1, 6—11 zu Grunde legte: „Gott ist mein Zeuge, daß mich nach euch allen verlangt von Herzensgrund. Ich darf diese Worte des Apostels auf mich anwenden, ohne mir ein Verdienst anzurechnen . . . Seit fast zehn Jahren bin ich unter euch. Es ist kein erwachsenes Glied der Gemeinde, mit welchem ich nicht durch meinen Beruf zu tun gehabt oder dem ich nicht auf meinem Wege begegnet wäre, herzliche Worte empfangend oder gebend, dessen Sinn und Weise ich nicht in traulicher Unterredung über die verschiedensten Gegenstände vernommen hätte. Ihr Jüngeren seid unter meinen Augen erwachsen, habt mir so nahe gestanden. Und wieder die Kleinen — es ist ja kein Kind in der Schule, das ich nicht kennete, an dessen Aufblühen und Gedeihen, Spiel und Lust ich mich nicht erfreut, dem ich nicht für manchen freundlichen Gruß zu danken hätte! . . . Das Unglück hat dazu dienen müssen, uns noch enger zu verknüpfen. Leidensgenossen werden bald vertraut. In jenen Tagen, wo wir uns auf den Brandstätten, zwischen den rauchenden Trümmern begegneten, da sprachen die Herzen sich offen aus; da suchte manches bekümmerte Gemüt den auf, dessen Beruf schon ihn verpflichtete, Trost, Mut, Hoffnung zu verkündigen, zu erwecken. Damals habe ich manches bedeutungsvolle Wort aus tiefer Brust vernommen, welches den besonnenen Ernst, die fromme Ergebung, den redlichen Eifer des Gemüts offenbarte, welches mich mit wahrer Achtung erfüllte und durch keine nachherige Entfremdung verwischt werden konnte O, damals war eine schöne Zeit gegenseitigen Eifers; da wurden oft Dienste empfangen und gegeben, und keiner fragte ängstlich: Was wird mir dafür? wieviel bin ich zu tun schuldig? Alle taten für alle und taten es gern. Fühlt ihr, wie ihr meinem Herzen dadurch desto teurer geworden seid? . . . Und die Erfahrungen meines eigenen Lebens unter euch! Es war die Zeit der

Digitized by Google

besten Kraft, der frischesten Tätigkeit, die Zeit des beginnenden und fortdauernden häuslichen Glückes, ach — und auch der häuslichen Sorgen und bitteren Schmerzen. Der größte Verlust, der mich je treffen konnte, hat hier mein Herz verwundet! Vor dieser Kirchentür ist die Stätte, auf die sich unwillkürlich meine Gedanken, Blicke, Schritte richten, wo mein Glück, gleichsam der beste Teil meiner selbst, ruht! O, versteht ihr es, daß dieses alles, Glück und Leid, mich desto fester an diesen Ort, an diese Gemeinde knüpft?! . . ."

Nun mögen noch einige Gedichte folgen, die Wilhelm Hey der Mutter zum bleibenden Gedächtnis an die teure Entschlafene gewidmet:

Muttertreue.

Ja, teure Mutter, stütz es treu und fest,
Das schon gebroch'ne Haupt der Lebensmüden,
Bis ihre Brust der letzte Hauch verläßt,
Bis ganz der Tod sie deckt mit seinem Frieden!

Ach, denkst du jetzt, wie du sie einst umfaßt
So froh in ihrer Kindheit ersten Tagen,
Wie du die teure, heißersehnte Last
So liebevoll im Mutterarm getragen?

Wie, oder mahnt dich jene schwere Zeit,
Wo sie schon manchen Todeskampf durchgangen
Und dennoch obgesiegt im harten Streit,
Von deiner Treu', von deiner Sorg' umfangen?

O, damals hofftest du, wie kummervoll
Auch lange Nächte dir vorübergingen,
Den schönsten Dank, der treusten Liebe Zoll,
Sie werd' ihn deinem Alter kindlich bringen.

Doch anders hat's ein Höherer bestimmt,
Sie darf nicht deines Alters Stütze werden
Mit frommen Danke; diese Stunde nimmt,
Was dir bis heut' das Liebste war auf Erden.

Was du gehofft, du drängst es still zurück,
Das eine bleibt dein schmerzlich heißes Flehen
Erbarmer, laß den letzten Augenblick,
Laß schonend ihn an ihr vorübergehen!

Das ist gewährt. Denn als der Tod sie faßt,
Hat ihr der Herr den schönsten Trost bereitet,
Sie sinkt in deinen Arm zur letzten Rast,
Wie du ins Leben liebend sie geleitet.

Du Sterbende, dein bitt'res Leid verrinnt,
Der Tod, der harte, zeigt dir noch Erbarmen,
Du schlummerst sanft wie sonst, ein glücklich Kind,
Zur Ruhe eingewiegt in Mutterarmen.

Doch dir, o Mutter, welche schwere Pflicht!
O, kann sie denn ein menschlich Herz vollbringen?
Ja, deine Treu' vermag's, du wankest nicht,
Du weißt die heißen Schmerzen zu bezwingen

Digitized by Google

Und hältst sie sanft und stützest treu und fest
Und wehrst dem Schmerz und hemmst den Quell der Zähren,
Bis sie des Lebens letzter Hauch verläßt —
Dann erst darf Leid und Klage wiederkehren.

Der letzte Ruf.

Ich hör' ihn noch, ich hör' ihn lebenslang
Seit jenem schreckenvollen Augenblicke,
Da er zuerst in meine Seele drang,
Aus deinem Mund den Wehruf: „Ich ersticke!"

Du hattest doch dein lebenzehrend Leid
Durch schmerzenslange Monden hin getragen
Mit sanftem Mut, mit heit'rer Festigkeit;
Wir hörten nie dich schwach und kindisch klagen.

Und darf denn diese Stunde dir nicht auch,
Des Lebens letzte, still und mild sich schließen?
Nicht der zerknickten Blume schwacher Hauch
Im reinen Aether ungetrübt zerfließen?

So heischt sein unerbittlich Recht der Tod.
Er will uns schrecken, will kein Freund uns scheinen,
Wir sollen schaudern, wenn sein Ruf gebot,
Wir sollen mit ihm ringen oder — weinen.

Des Lebens Odem ist so reich und hell
Um dieser Erde Kinder rings ergossen,
Ein jedes trinkt, und nie versagt der Quell,
Und keinem wird die Labe karg verschlossen.

Der Bettler freut sich doch der Himmelsluft
Und wartet nicht, ob sie das Mitleid spende;
Sie folgt dem Bergmann in die dunkle Gruft,
Dem Frevler selbst in starre Kerkerwände.

Der leichte Vogel schwebt so froh hinan,
Von ihr getragen in des Himmels Höhen,
Sie sucht den Wurm auf seiner niedren Bahn,
Ihm Lust und süßes Leben zuzuwehen.

Dir wird's versagt! Ein edler Zorn erwacht
In deinem starken, ungebeugten Herzen,
Du kämpftest mit des Lebens letzter Macht
Dem Tod entgegen und des Todes Schmerzen.

Ein Ruf nur war's. Doch nicht das Angstgeschrei,
Das jammernde, der rettungslosen Schwäche.
Wir hören es, dein Sinn ist hoch und frei,
Ob dieser Augenblick dein Herz auch breche.

Da freuet sich der Feind, der grimme Tod.
Das erst ist Sieg, die Kühnheit unterjochen;
Die starre Hand vollbringt, was sie gedroht, —
Der letzte Keim des Lebens ist gebrochen.

Dann, als wir andern, kaum zwei Schritte weit,
Bestürzt zu deinem Schmerzenslager kommen,
Da ruhst du schon. Vollendet ist der Streit.
Wir hatten deinen letzten Ruf vernommen.

Digitized by Google

Ein Himmelslaut.

Wohl hab' ich euch den letzten Ruf genannt,
Der hartbedrängt, in herbem Schmerzensworte,
Den Sterbekampf der wunden Brust bekannt,
Doch einmal tönt noch sanft des Herzens Pforte,
Eh' ganz sie schließt des Todes Eisenband.

War's denn ein Seufzer, der sich ihr entrang,
Des Lebens, des verwehten, letztes Zeichen?
Ach, nicht mehr menschlich schien mir dieser Klang,
Und doch dem Schönsten muß ich ihn vergleichen,
Wie so vertraut er tief ins Herz mir drang.

Wie soll ich's nennen, was so wunderbar
In diesem leisen Laute lag verbunden?
Vollendung dessen, was so schmerzlich war,
Und — neues Leben, himmlisch froh und klar!

So atmet auf, wer mühevoll und heiß
Zu schwerem Werk den Nacken beugte nieder,
Wenn reichlich von den Schläfen troff der Schweiß.
Da war's vollbracht; er richtet auf die Glieder
Und grüßt erfreut der süßen Ruhe Preis.

So liegt ein Schlummernder im schweren Traum,
Von Angst bedrängt, von Schrecken rings umfangen,
Es stockt sein Blut, der Atem zittert kaum —
Jetzt wacht er auf; da weicht das dumpfe Bangen,
Da dringt der Hauch empor und findet Raum.

So steht ein harrend Kind; es hofft und zagt,
Denn seiner wartet reiche Weihnachtsfreude.
Da gehn die Türen auf, der Festglanz tagt,
Von tausend Gaben schimmert's in die Runde;
Ein leises „Ah!" ist alles, was es wagt.

Doch ist denn alles das so lieb und traut
Wie dort? — und kann denn irdisch Gleichnis zeigen,
Was nie noch irdisch Auge hat geschaut?
Denn nicht mehr warst du diesem Leben eigen,
Wir hörten deinen ersten Himmelslaut!

Und richteten aus Tränen uns empor
Und wußten es: Nun bist du aufgenommen
Im Vaterhaus, in heil'ger Engel Chor!
Wir lauschten still — O seliges Willkommen!
Warum vernahm nicht dich auch unser Ohr?

Abschiedsgruß des Dorfes.

Sind vom Felde nicht der Schnitter laute Scharen heimgekehrt?
Wird heut' nicht der frohen Kinder muntres Abendspiel gehört?
Sammelt heitere Genossen nicht die Feierzeit so traut?
Wird wie sonst im Dämmerscheine nicht die Freude hell und laut? —
Ja, die Schnitter sind gekommen, doch kein froher Ruf erklang,
Ja, die Kinder zieh'n vorüber, doch mit schüchtern leisem Gang,
Ja, die Dämm'rung ist gekommen, aber nicht zu heitrem Spiel;
Denn sie wissen, eine Seele wallet zu der Heimat Ziel.

Digitized by Google

Ach, von fern auch haben bange ahnend alle doch erkannt,
Ja, ein Kind des reinen Himmels barg dies irdische Gewand.
Wie in stiller Trauer fragen alle: Scheidest du so bald?
Nun durchschauert sie des Todes ernstgebietende Gewalt,
Nun in heil'ger Andacht kehren sie den Blick dem Himmel zu,
Sprechen: Kehre heim in Frieden, milder Gottesengel du! —

Eine der Blumen auf seiner Auguste Grab, wie er sieben ihr geweihte Gedichte nennt, ist der folgende fromme Scheidegruß:

Die Liebe scheidet nicht.

Einen Trost, o Heiland, woll'st du geben,
Treuer Meister, ein gewisses Wort!
Enden muß, ich weiß, der Erde Leben,
Und ein andres Dasein winkt uns dort;
Und die Lust der Sinne muß ich meiden;
Denn das Wandelbare bleibet nicht.
Alles, alles laß ich gerne scheiden:
Nur die Liebe scheide nicht!

Die mit tausendfachen süßen Schlingen
Wunderbar mein armes Herz umfaßt,
Die mir Freude, Lebenslust zu bringen,
Sinnet, sorget, schaffet ohne Rast,
Die mich stets gehalten und getragen,
Nimmer müde ward der schweren Pflicht;
Allem andren will ich gern entsagen:
Nur die Liebe scheide nicht!

Die ich manchmal, wohl in böser Stunde,
Undankbar und frevelnd von mir stieß,
Ach, und die des Herzens tiefe Wunde
Stets vor meinem Blick verschlossen ließ,
Der ich nie vergelten kann noch lohnen,
Säh' ich noch so lang' des Lebens Licht,
Nimmer, selbst vor deinen ew'gen Thronen:
Nur die Liebe scheide nicht!

Ohne die kein wahres Glück mir werden,
Nie ein Werk zum Segen kann gedeih'n,
Ohne die ich traurig ging auf Erden,
Bruderlos und freudelos allein,
Ohne die ich ewig einsam stünde,
Selbst vor deines Vaters Angesicht, —
Meister, höre meinen Ruf, verkünde:
Nein, die Liebe scheidet nicht!

Nein, du sprichst: Die Liebe darf nicht scheiden!
Weil du selbst die treuste Liebe bist,
Die auch in des Himmels reinen Freuden
Doch der armen Menschen nie vergißt,
Weil du ebendarum bist gestorben
Und erstanden zu dem ew'gen Licht,
Daß uns Heil und Leben sei erworben,
Und die Liebe scheide nicht!

Nein, die rechte Liebe kann nicht sterben,
Ist sie doch in Gott und Gott in ihr;
Darum zog er uns aus dem Verderben,
Waltet über uns so für und für,
Läßet uns des Himmels Heil bereiten,
Ruft so mildes Vaterwort und spricht:
Kommt, ihr Kinder, Liebe soll euch leiten,
Und die Liebe scheidet nicht!

Digitized by Google

III.

Hofprediger in Gotha.

1828—1832.

Am 1. Januar 1828 hielt Wilhelm Hey in der Hofkirche zu Gotha seine Antrittspredigt über Pf. 121, 8: „Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit.“ Hören wir aus derselben nur einige Worte: „ . . Mit Zagen spreche ich diesen hohen Zweck des Predigtamtes aus, den Zweck, zu welchem fortan an dieser Stelle auch ich wirken soll. So ganz anders ist diese Versammlung als jene Landgemeinde, in der ich bisher mein heiliges Amt zu verwalten hatte; anders ihre Denkweise, ihre Sprache, ihre Bedürfnisse, ihre Empfänglichkeit. Werde ich ihren gerechten Ansprüchen genügen, erbaulich reden können zu den Gebildeten, die von frühe an aus dem lauteren Quell der Wissenschaft und Kunst haben schöpfen können, zu den Zartfühlenden, deren Sinn von Kind auf mit der treuesten Sorge für alles Schöne und Gute entwickelt worden, zu den Hochstehenden, die von ihrem Standpunkt aus einen so viel weiteren Antrieb des Lebens mit so viel feinerem Blick überschauen!? . . . “

Wir sehen, wie der so tief angelegte, so hoch begabte Mann mit Bangen und Beben an die Lösung ganz neuer Aufgaben herantritt, die ihm in der Stellung eines Hofpredigers erwuchsen. Zwar setzte er seine ganze Kraft ein, den einmal übernommenen Pflichten auch treu und gewissenhaft nachzukommen, überall Licht und Leben Jesu ausbreitend. Als Kanzelredner war er hoch angesehen, so daß Friedrich Perthes sogar meinte, einen solchen werde es in ganz Deutschland kaum geben. Keineswegs ließ er sich wie ein schwankendes Rohr vom Winde allerlei Lehre hin- und herwiegen. Nein, er stand felsenfest auf evangelischem Boden, Treue haltend bis in den Tod zu Jesus und seiner Fahne. Seine große Geisteskraft und -gewandtheit, verbunden mit umfassendem Wissen, seine fröhliche und freundliche Natur, die ganze Persönlichkeit machte gewaltige Eindrücke auf seine Umgebung, manche abstoßend, viele gewinnend, und diese dauernd. Der „alte Herr“, Friedrich Perthes, urteilt über ihn: „Täglich wird Hey meinem Herzen teurer, und ich weiß, daß auch ich ihm lieb bin; er ist mir eigentlich Freund, und ich kann Gott nicht genug danken, daß mir noch in den späteren Jahren des Lebens ein solcher Mann zur Seite gestellt ist. . . . Mit dieses Mannes Verpflanzung

Digitized by Google

nach Gotha ist mir eine wahre Gottesgabe geworden; anfangs traten wir uns mit unseren religiösen Ansichten wohl einigemal recht schroff gegenüber; aber immer erkannte ich den tieferen Grund in seinem Herzen, und er lernte bald verstehen, daß meine feste Ueberzeugung keine Engherzigkeit sei. Seit vielen Jahren hat er harte innere Kämpfe zu bestehen gehabt, und er faßt sich selbst scharf an. Die lange Einsamkeit in dem abgelegenen Dorfe, das schwere Leiden und der Tod seiner Frau waren Gottes Mittel der Erziehung für ihn, und er hat gelernt, sich zu verleugnen, ohne sein Ich verschwimmen zu lassen, und die Welt zu verleugnen, ohne mönchisch nicht mehr in der Welt leben zu wollen." —

Zunächst nahm Wilhelm Hey Wohnung in dem Hause seiner Schwiegermutter, bei der er schon als Schüler und Student ein- und ausgegangen. Später zog er zu seinem Freunde Wilhelm Perthes (Schwiegersohn von Friedrich Perthes), welcher Chef der Justus Perthesschen Verlagsbuchhandlung war.

Ein wissenschaftliches Kränzchen vereinigte jeden Donnerstag-Abend eine Anzahl Gesinnungsgenossen, unter denen wir außer dem Hofprediger noch zwei kennen, den Verlagsbuchhändler Hofrat Fr. Becker und den Kirchenrat D. Karl Hey. Wissenschaftliche Fragen aller Art kamen hier zur Sprache, und es fanden oft lebhafte Reden und Gegenreden statt. Einmal gerieten die Köpfe hart aneinander. Es handelte sich um die Lehre von des Menschen Sünde und des Heilandes Erlösung, bei welcher Besprechung die Meinungen auseinander gingen. Hören wir einmal kurz Wilhelm Heys Ansichten. Der freundliche Leser wird sich gewiß an seinen Worten, die er Freund Becker widmet, erheben und erquicken: „Den Satz: „Ich bedarf der Geistlichen als solcher, die mir im Namen Gottes entschieden und wahrhaftig Vergebung zusichern" kann ich in dieser Weise nicht vertreten. Ich teile mit den anderen die Ueberzeugung: jeder Christ soll kennen und verstehen, auf welche Weise er allein Gottes Vergebung erlangen könne, und soll dadurch in den Stand kommen, ihrer ebenso entschieden und wahrhaft gewiß zu werden. Aber noch sind lange nicht alle dahin gelangt; sie bedürfen eines Lehramts, das ihnen immer aufs neue die Gewißheit der Vergebung und ihre Bedingungen verkündigt. Und alle bedürfen dieses Lehramts, um erinnert zu werden an das, was sie wohl wissen, aber in den anderen Geschäften des Lebens aus der Acht lassen, um weitere Auskunft zu erhalten u. s. w, wie wir der Rechtskundigen, der Aerzte u. s. w. bedürfen. — Den anderen Satz: „Nur das sind wahre Geistliche, welche die Lehre von der Sündhaftigkeit des Menschen und der Erlösung predigen" muß ich verteidigen. Jetzt nur hypothetisch, vollständig im nächsten Streitpunkt, darauf dieser beruht. Angenommen, die Menschen alle sind sündhaft, sind's von der Geburt schon, so ist's wirklich nicht genug, zu predigen: Werdet gut, erfüllt diese und jene Pflichten! wie der Arzt nicht zu dem Kranken sagen kann: Stehe auf, sei gesund, arbeite! Das Uebel muß erkannt werden, wenn man es heilen will. Sittliche Uebel, die nicht geheilt werden können ohne den eigenen Entschluß des Kranken, müssen von ihm erkannt werden, also seine Sündhaftigkeit. Und die Mittel der Heilung müssen ihm gezeigt

Digitized by Google

werden, also die Erlösung. Angenommen ferner, die Bibel stelle wirklich diese Lehre von Sünde und Erlösung als die Grundlage aller anderen dar, so wird das ganze Gebäude einfallen, wenn diese weggenommen werden. In diesem Falle können wirklich diejenigen, welche nicht so lehren, auch nicht als christlich-evangelische Geistliche angesehen werden, wie hoch man auch ihre anderweitigen Verdienste schätze. Zum Glück sind hier die Abstufungen so vielfach und das entscheidende Urteil so schwierig, daß die furchtbare Strenge gemildert wird, ja zu sehr gemildert wird, die aus jenem Grundsatz für die Anwendung hervorgehen müßte. Doch um Dein Urteil nicht einseitig zu fällen, denke an untreue Kassenbeamte, bestochene Richter, der Unwissenheit überführte Aerzte und deren Los! Etwas anderes ist Glaubensfreiheit, und etwas anderes das Lehramt; etwas anderes das Recht der Denkenden, ihre Wissenschaft, auch die Theologie, weiter zu fördern, und etwas anderes der Frevel, der das Heiligste einreißt, um — so Gott will — ein Werk des Augenblicks an die Stelle zu setzen. — Doch der erste schreckendste Satz „Der Mensch ist vom Mutterleibe an verdammt!“ . . . verdammt — das ist eine harte Rede; wer kann sie hören? Joh. 6, 53—60. Ich würde gesagt haben: verloren. Klingt das milder? — Ich und Dein Gegner würden hinzugefügt haben: Aber Gott begnadigt, rettet sie durch Christum. Doch das eben bestreitest Du, sprichst: Wenn ich doch nicht durch eigene Kraft, nur durch Gnade gerettet werden kann, so hoffe ich heute auf Gnade und morgen und tue nichts zu meiner Besserung. Das ist ein psychologischer Schluß. Aber Psychologie ist eine Abstraktion von der Erfahrung. Dein Schluß muß durch Erfahrung gerechtfertigt werden können. Aber die widerspricht ihm. Unsere Kirche hat nie die Bedingung der Gnade vergessen, die heißt Besserung, Gehorsam, und deren Frucht sind gute Werke. Auch Dein Gegner verkennt das nicht. Das durch die Heftigkeit des Streits gesteigerte Wort „verdammt“ heißt nichts als „unwürdig vor Gott“. Daß der Mensch alles tun könne, was er soll, glaubst Du selbst nicht, denn Du kennst die Menschen. Also der Vergebung bedürfen sie, und das liebende Wesen, das uns schuf, gibt sie unter jener Bedingung. Glaubst Du aber, daß der Mensch allein sich bessern kann? Siehst Du nicht, wieviel von außen dazu kommen muß, selbst bei Ablegung des kleinsten Fehlers? Zweifelst Du, daß das von Gott ist? Ist Dir's nun undenkbar, daß er zur großen ganzen Besserung helfen müsse und helfen werde? — Ist aber nicht die Lehre von der Erbsünde widersinnig? Sie heißt mir nichts anderes als innere Zerrüttung in jeder menschlichen Seele, der Widerspruch zwischen Gut und Böse, den Pollok so wahr geschildert hat. Dessen Dasein in uns ist Tatsache, in allen, und vom ersten Augenblick an. Wäre das Kind rein, so müßte doch einmal eines so bleiben. Für diese Tatsache bleiben Dir zwei Erklärungen: entweder hat Gott jeden Menschen so geschaffen; dann ist Er der Urheber des Bösen; oder Er schuf die ersten Menschen rein, aber frei; sie sündigten, und die Folgen gingen, wie im Aeußeren, so auch in der Seele, auf ihre Kinder über, und immer größer wurde der Hang zur Sünde durch immer neue Nahrung. Aber die Zurechnung? —

Digitized by Google

Sie kann ich nicht weiter annehmen, als der Mensch fähig war, nicht zu sündigen, noch frei war. Diese Zurechnung, wie diese Freiheit (wie groß oder gering ihre Macht ist), wie jene Sündhaftigkeit sind innere Tatsachen. Darum glaube ich sie, und sie sind der Grund meines Glaubens an die Bibel, weil ich sie dort durchaus anerkannt, erklärt, weil ich dort die einzige Hilfe für sie finde. — Die Heiden verdamme ich nicht; auch ihnen sind Mittel der Rettung gegeben, aber geringere, wie sie auch unter den Christen verschieden sind. Nach dem Maße der Gaben richtet Gott. — Siehe zu, ob dieser Glaube die Tätigkeit der Besserung, des Wirkens in der Welt lähme oder erhebe; frage die Erfahrung, was frommer Glaube vollbracht hat!"

Mit diesem Brief vom 25. September 1829 vergleiche noch einen Brief an Freund Lücke vom 5. Januar 1830:

„— Ein doppeltes fühle ich in mir und sehe es in jedes Menschen Handeln und im großen Handeln der Menschheit wiederkehren: ich bin frei zu wählen; aber ich bin sittlich entkräftet, vermag nichts ohne Hilfe. Es ist ein Zwiespalt in mir, eine Zerrüttung. Wie sich jene Freiheit der Wahl — nicht jene andere höhere, das Freigewordensein von der Sünde, welche die Heilige Schrift als das Ziel des Christen vorhält — vereinigen lasse mit Gottes Allwissenheit, alles durchdringendem Walten, welches eben Schleiermachern zu mächtig ist, das weiß ich nicht. Aber Gott kann nicht eine Lüge in mich gelegt haben. Jene Zerrüttung bedarf der Heilung; wir bedürfen Erlösung von der Sünde, Versöhnung mit Gott, den wir fürchten müssen. Die Menschheit hat sie von Anfang gesucht; das geht durch alle heidnischen Gottesdienste. Sie hatte recht, sie zu erwarten; denn jenes Sehnen, das Bewußtsein der Schuld, das Gefühl der Entfremdung von Gott, dieses alles ist wie ein Versprechen von Dem, welcher ja die Unwürdigen dem geistigen, sittlichen Tode hingeben, alle Ahnung eines Besseren in ihnen erlöschen konnte. Er hat es nicht getan: so will Er sie zu diesem Besseren führen, erlösen. Die Menschheit sieht umher: wann, wo, wie der Heiland, der Erlöser komme. Da wird mir die Bibel in die Hände gegeben. Sie erzählt so einfach, so wahr, so vollständig alles, was jene Erfahrungen und Schlüsse als geschehen voraussetzen, als wirklich geschehen, und zeigt mir den ersehnten Erlöser: Christus ist's. In jedem einzelnen Menschen kehrt natürlich jene ganze Geschichte wieder; er hat den Samen des Bösen ererbt, ringt vergebens, bedarf der Erlösung; auch in ihn muß Christus kommen zur Umwandlung seines ganzen Wesens. Christus kommt in jeden, wie einst zur Menschheit, wenn ihm die Stätte bereitet ist, wenn die Stufen der inneren Unzufriedenheit, der klaren Selbsterkenntnis, der Reue, der Angst, der Sehnsucht nach Hilfe durchlaufen sind. Ich sage nicht, daß diese Stufen alle und bei allen gleiche Zeit erfordern. Für das ganze Geschlecht waren es Tausende von Jahren; für die einzelnen kann es das ganze Leben oder auch ein Tag sein, kann zehnmal wiederkehren. — Für jeden Menschen unserer Zeit also ist Christus in doppelter Hinsicht als Erlöser zu betrachten, geschichtlich für die ganze Menschheit, persönlich für sich allein; das erstere ist die Grundlage, ohne die jenes

Digitized by Google

nicht bestehen kann, das letztere die Hauptsache. Also Glaube der Grund; Suchen, Sehnen, Lieben die Hauptsache; ohne dieses ist jenes nichtig, nicht innerlich wahr, nicht lebendig; ohne jenes ist dieses nicht möglich. Wie Christus erlöst hat, vielmehr erlöst? Die Summe ist Befreiung von den Banden der Sünde, jene höhere obenerwähnte Freiheit, der neue Mensch in uns. Bedingung und Folge zugleich ist die Gewißheit: die Schuld ist vergeben; wir sind mit Gott versöhnt. Wirkliche Versöhnung ist nur auf unserer Seite; wir waren Gott fremd und werden Ihm zugewendet. Er braucht, im strengen Sinne genommen, nicht mit uns versöhnt zu werden. Denn Er hat uns immer geliebt, uns retten wollen, dazu alles vorbereitet, geleitet im Heidentum, viel mehr und offenbarer im Judentum. Er ist Vater; Seine Gerechtigkeit schließt nur das Unwürdige aus, straft, um zu retten, straft nicht einen für den anderen, straft ewig nur, wer ewig von Ihm fern bleibt. Also keine „Genugtuung", weder im Anselmschen noch im milderen späteren Sinne (mit Ernst, fast mit Bangigkeit schreibe ich das, und fordere von mir selbst neue Prüfung, von anderen, von Dir strenge, scharfe Belehrung), aber Erlösung nach Gottes Willen durch Christum, durch den ganzen Christus: Sein Eintreten in die Menschenwelt, Seine Lehre, Sein Leben, Sein Werk und Seinen Tod, den ich als das Höchste, die zusammengedrängte Kraft, zugleich Blüte und Frucht Seines Lebens betrachte, in welchem also, noch abgerechnet untergeordnete Bedeutungen und Zwecke des Todes insbesondere, sich die ganze Kraft und Wirkung des Lebens zusammendrängt. Ob es nur eine mittelbare oder unmittelbare Offenbarung sei, hat an sich für mich keine Bedeutung. Das aber ist begreiflich im voraus, daß der Erlöser anders muß wirken können als die übrigen Menschen, daß in Ihm der Zusammenhang unseres Geistes mit Dem, von welchem er abstammt, am vollkommensten hervortreten muß, und hervortreten die Herrschaft über die Natur, dazu wir bestimmt sind, und daß Der Gott ganz eigentümlich angehören muß, der ein solches Werk vollbringt, und daß Der zugleich in Gott und in uns sein muß, durch den wir selbst in Gott sein sollen, und daß Der auch ganz anders zu Gott und zu uns stehen muß als etwa die edelsten Lehrer des Altertums, aus deren Büchern wir lernen, Er, der noch jetzt das unsichtbare Band ist, welches uns mit Gott verknüpft. Das begreife ich zum voraus; und nun nehme ich natürlich mit Freuden auf, was mir die Schrift von Seinen Wundern, von Seiner Auferstehung, Seiner Himmelfahrt, wunderbaren Geburt sagt, nehme mit Freuden auf den Namen des Sohnes Gottes in einem anderen und viel höheren Sinne, als ich Menschen oder Engel oder was sonst für ein Wesen Gottes Kind nenne, im eigentlichsten Sinne, den ich mir denken oder ahnen kann." —

Wilhelm Hey war ein bescheidener Mann, der nur im stillen wirken wollte. Und da lag auch sein Feld, da leistete er desto mehr. Manchmal ergriff er auch wohl die Leier, um seinen Empfindungen poetischen Ausdruck zu verleihen. Seine Gedichte, die entweder tiefen Lebensernst oder frischen, fröhlichen Humor, immer aber Lebenswahrheit

Digitized by Google

äußern, sollten jedoch nur für die Angehörigen und die Freunde bestimmt sein. Aber die letzteren waren der Meinung, diese Kinder seiner Muse müßten auch in weitere Kreise eingeführt werden. So schlugen sie ihm denn vor, seine Gedichte doch zu veröffentlichen. Sie ließen mit Bitten und Drängen nicht nach, bis

1816 in der Realbuchhandlung von Reimer in Berlin „Gedichte von Wilhelm Hey" erschienen.

Der Mißerfolg dieses seines Erstlingswerkes entmutigte ihn für lange, lange Zeit. Seine Freunde aber ließen ihm keine Ruhe, namentlich der alte Friedrich Perthes, was aus folgenden Zeilen W. Heys an Friedrich Perthes hervorgeht: „Verehrter Freund! Wer A gesagt, der muß auch B sagen; wer gesagt hat: Laufe! der rufe auch wieder: Halt! Sonst läuft es ohne Ende fort. Sie haben 8 Bogen als die mindeste Zahl für die herauszugebenden Predigten gesetzt. Ich suche also unter den vorhandenen. Aber da wird das Vaterherz weich. So viele sprechen: Nimm mich! Vergebens halte ich die 8 Bogen als Schild vor. Es wird entgegnet: Sie hätten auch von „darüber, nur nicht darunter" gesagt. Also bestimmen Sie mir ein „Nichtdarüber," womit ich alle Ansprüche herzhaft niederschlagen kann und Ruhe habe für mich selbst und für die müden Schreibefinger! — Daß doch der Mensch diese Art von Druck lieber leiden mag als jede andere!" Nachdem

1828 Abschiedspredigt in Töttelstedt und Antrittspredigt in Gotha von Wilhelm Hey im Engelhard-Reyherschen Verlage zu Gotha erschienen waren, folgte

1829 „Auswahl von Predigten, in der Hofkirche zu Gotha gehalten von W. Hey, Hofprediger." (Friedr. Perthes.)

Es sind 16 Predigten, aus denen die poetische Begabung des Verfassers unverkennbar zu merken ist, und durch welche ein gesunder, frommer Liebes- und Lebensodem hindurchweht.

1830 erschien in Friedr. Perthes Verlag eine Uebersetzung des schottischen Epos „The course of times von Robert Pollok." (Der Lauf der Zeit. In dem Epos wird das Ringen des Guten mit dem Bösen sehr packend geschildert.)

Hören wir, was Wilhelm Hey darüber sagt: „— Ueber den „Pollok" habe ich weiter nichts zu sagen als: Lies ihn ganz, ehe Du ihn richtest. Den Ruhm, viele Schwierigkeiten bei der Uebersetzung überwunden zu haben, darf ich leider nicht annehmen. Aber mit voller Liebe und frohem Mut habe ich übersetzt. Der Vergleich mit Dante ist nicht von mir. Ich bin überhaupt zur Kritik absolut verdorben, sehe auch im ganzen Zusammenhang dieses Buches nicht eben sehr vielen Zusammenhang, auch manche Wiederholung; aber entweder ist die höchste Wahrheit, Einfalt, Kraft, dichterische und christlich-gläubige, in diesem Buche an vielen Stellen sichtbar, oder ich verstehe weder von dem Dichterischen noch von dem Christlichen das mindeste, und verstehe auch mich selbst nicht. Freilich bin ich vor der Zeit alt geworden und für manches unempfänglich; darum kann es ja sein, daß ich mich befriedigt finde, wo andere nicht. — "

Digitized by Google

Dem I. Band seiner Predigten konnte sich ein II. Band ebenbürtig zur Seite stellen. Es erschien:

1832 „Auswahl von Predigten von W. Hey. II. Band." (Friedr. Perthes.)

Wilhelm Hey besaß ein kindliches Gemüt. War es ihm doch eine Lust, wenn er sich der kleinen Welt widmen konnte, ganz Kind mit den Kindern sein zu können, seinen belehrenden und erziehenden Einfluß ausübend. Aus diesem Grunde übernahm er (mit anderen) die Fürsorge für die Waisenkinder Gothas. Dieselben waren in Familien der Stadt und des Landes untergebracht. Er führte die Aufsicht über ihre leibliche wie geistige Pflege. Die kleinen Schutzbefohlenen kannten ihren treuen Fürsorger recht gut und sahen mit großer Liebe und Achtung zu ihm auf. Alle großen und kleinen Sorgen wurden vor ihm ausgeschüttet, und er hatte immer Hülfe, Rat und Trost bereit. Nur einmal, als er auch ihr Doktor sein sollte, stand er ratlos da. Der Fall aber war die Veranlassung zur Abfassung seiner ersten reizenden Kinderreimchen. Hören wir, was Dr. Hansen hierüber sagt: „So kam denn auch eines Tages im Jahre 1832 ein Waisenknabe zu ihm und klagte ihm über böses Jucken an den Fingern; seine Pflegemutter lasse den Herrn Hofprediger bitten, ihm etwas dagegen zu geben. Dieser sah sich ausnahmsweise einmal ratlos und sandte den Jungen zu der Frau Hofrat Mathilde Becker, geb. Perthes, die in derartigen Sachen besser Rat wisse als er. Der Junge geht den gewiesenen Weg; die Frau Hofrat aber erschrickt nicht wenig, als sie den Schaden näher ansieht, dessen Qualität der geneigte Leser gleich ihr durchschaut haben wird, und sendet den Patienten zum Hausarzt, voll Besorgnis zugleich, daß ihre Fanny und Sophie, vier-, resp. zweijährig, welche der bedenklichen Besichtigung mit kindlicher Neugierde beigewohnt, etwa schon angesteckt sein möchten. Als sie am anderen Tage unseren Hey sieht, stellt sie ihm seine Unvorsichtigkeit vor. Ganz überrascht hört dieser den Vorwurf an, steckt ihn ein und geht nach Hause, bringt aber schon nach ein paar Tagen seiner Freundin als niederschlagendes Pulver einige kleine Gedichte für die beiden Töchterlein mit, deren süßer, lieblicher Klang die mütterliche Verstimmung alsbald wie durch einen Zauberschlag beseitigt. Der Waisenknabe war bald geheilt; keines der Töchterlein ward befallen; die ganze Sache löste sich in Heiterkeit auf."

Von den Verschen, die Wilhelm Hey der vierjährigen Fanny in den Mund legt (Sophie war 2 Jahre alt), mögen hier einige folgen:

Mutter, liebe Mutter du,
Sieh mich an und lache dazu!
Mach mir ja kein bös Gesicht,
Liebe Mutter, tu es nicht!

Mutter manchmal böse ist,
Wenn ihre Fanny was vergißt.
Lieb' Mutter, sei nicht böse mehr,
Die arme Fanny weint so sehr.
Glaub' nur, daß sie's nicht wieder tut,
Lieb' Mutter, sei nur wieder gut!

Digitized by Google

Nimmst mich auch gar nicht mehr
Mutter, auf deinen Schoß;
Bin ja doch nicht so schwer,
Bin ja noch nicht so groß.
Wärst du wie ich so klein,
Wär' ich so groß wie du,
Sollteſt du immerzu
Auf meinem Schoße ſein.
Aber du biſt ſo groß,
Aber ſo klein bin ich;
Mutter, ſo nimm doch mich
Auch einmal auf den Schoß!

Vater, gehſt du ſchon wieder aus?
Iſt viel ſchöner, wenn du biſt zu Haus.
Sitzen am Tiſch dann alle vier,
Eſſen und trinken und lachen mit dir.
Sage: Warum gehſt du wieder fort?
Iſt's nicht viel ſchöner bei uns als dort?

Sophie, mein Kind, iß nicht zu viel!
Sei hübſch verträglich bei deinem Spiel!
Tu alles, wie es die Mutter ſpricht,
So kriegſt du die garſtige Rute nicht!
Mußt, wenn dir was weh tut, nicht gleich weinen,
Mußt's immer gut mit den andern meinen;
Das iſt der guten Kinder Brauch,
So merk dir's, Sophie, und ich auch.

Biſt klein noch, meine Sophie,
Ich bin viel klüger als du.
Drum ſieh mir ordentlich zu
Und gib dir ordentlich Müh'!
Haſt du auf alles acht,
Wie's deine Fanny macht,
Wirſt du wohl morgen früh
Eben ſo klug wie ſie.

Will nun ſchlafen gehen,
Liebes Bettchen du,
Kann ja nichts mehr ſehen;
Aeugelein fallen zu.

Meine gute Sophie
Geht zu Bette mit mir,
Und bis morgen frühe
Schlafen ſo ruhig wir.

Meine Mutter decket
Uns heut abend zu;
Gute Mutter wecket
Morgen uns aus der Ruh'.

Vater und Mutter beide
Kommen dann herein,
Seh'n an uns ihre Freude,
Schlafen mit uns ein.

Doch vom Himmel nieder
Noch ein Vater wacht,
Deſſen Augenlider
Schließen ſich keine Nacht;

Sieht auf all die Seinen
Freundlich immerzu,
Großen all' und Kleinen
Gibt er die ſüße Ruh'.

Vater droben, ſiehe
Auf mich dieſe Nacht,
Nimm auch meine Sophie,
Vater und Mutter in acht!

Digitized by Google

In seiner Brust begann ein Keim zart sich zu regen. Er lauerte, zwar noch recht verstohlen, aus diesen allerliebsten Reimereien hervor, die keineswegs Anspruch auf großen poetischen Wert machen wollen, die nur den ersten Empfindungen der kleinen Kindesseele Ausdruck verleihen möchten, Ausdruck in poetischer Form, wie ihn die Kinder so spielend leicht lernen, und darum auch mit unbeschreiblicher Lust und Behagen. Diese ersten Anzeichen einer in ihm schlummernden Begabung zur Abfassung solcher Kindergedichtchen merkte und beachtete vor allem Friedrich Perthes, der Großvater der kleinen Fanny, deren Vorträge ihm köstliche Freude bereiteten. „Hey, wenn Sie solche Kindergedichte machen können, so schaffen Sie doch mehr von der Art! Die Kinderwelt hat nicht allzuviel derart; das wäre gerade etwas für sie, was ich brauchen könnte.“ So sprach er zu Hey. Und wenn der bescheidene Hey auch diesem Gedanken noch ziemlich kalt gegenüber stand, Perthes hielt ihn mit desto mehr Wärme fest. Ihm ist die Ausführung desselben in erster Linie zu verdanken. —

Wilhelm Heys Wirksamkeit in Gotha ging zur Neige. Wenngleich ihm der Aufenthalt dort auch viel Segen gebracht hatte, auch dadurch, daß er selbst ein Segen sein durfte, — in seiner amtlichen Stellung hat er sich nie wohlgefühlt. Sie brachte ihm nicht, was er in Töttelstedt hatte und wonach ihn wieder verlangte: „den unbefangenen Verkehr mit Gliedern einer abgegrenzten Gemeinde.“ Wilhelm Hey genoß viel Liebe unter Reichen wie Armen, denen er in Leid und Freud seine Teilnahme gezeigt und mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Nicht nur sein warmherziger Trost, den er spendete, richtete die Traurigen und die Geschlagenen wieder auf; er war eben auch ein Mann der Tat. Jesu Wort: „Geben ist seliger denn nehmen“ hatte er in vollem Sinne erfaßt. Herzbeutel und Geldbeutel waren recht weit, d. h. aus beiden wurde nach Vermögen gegeben. Ersterer versiegte niemals, in letzterem trat nur zu oft Ebbe ein. Dann klopfte er schnell mit seiner Springwurzel an die Türen seiner Freunde; und wer mochte seinen Fürbitten widerstehen? Dennoch, und dennoch trieb es es ihn fort von hier. Gern folgte er daher einem Rufe als Superintendent nach Ichtershausen.

Digitized by Google

IV.

Superintendent in Ichtershausen.

1832—1854.

Von dem 1000 m hohen Beerberg im Thüringer Walde kommt die Gera, die durch Erfurt, „des heiligen römischen Reiches Garten", fließt und dann in die Unstrut mündet. An eben diesem Flüßchen, oberhalb Erfurt, liegt das Dorf Ichtershausen. Die Umgebung des reizend gelegenen Ortes ist reich an Wiesen und Wäldern.

Als im Jahre 1832 der Frühling ins Land kam und Wald und Feld zu neuem Leben rief, hielt Wilhelm Hey seinen Einzug in das von prächtigen Akazien beschattete Pfarrhaus von Ichtershausen. Als Seelsorger der 800 Seelen starken Gemeinde war er zugleich Superintendent der Synode. Mit warmer Liebe trat der neue Pfarrer sein Amt an. Freilich machte ihm eine Anzahl Bauern mit Klagen und Fragen oft viel zu schaffen, Verdruß und Kummer. „Manchmal", sagt er selbst, „wird mir wirklich schwer ums Herz, nicht um die Geschäfte, wohl aber über die Schlechtigkeit und den Jammer in einzelnen Familien. Man könnte sich wirklich wundern, daß der liebe Gott nicht mit dem Prügel dreinschlägt! Da gilt's recht in eine ferne, ferne Zukunft sehen, in der er alle diese ausgearteten Kinder zur raison bringen wird. Und noch wär's nicht möglich, wenn er nicht eben der starke und liebe Gott wäre, der weder die Kraft noch den Willen je verliert, auch noch solchen Auswurf zu retten. Und — wenn man vor Tische mächtig auf die schlechten Leute losgezogen hat und nach Tische den vollen Magen und die Arbeitunlust fühlt, so merkt man wohl: der Unterschied ist auf Erden überhaupt nicht sehr groß, und wenn nicht der liebe Gott wieder das Beste an uns getan hätte durch Erziehung und Verhältnisse, wer weiß . . ?! . . " Auf die Predigt bereitete sich Hey in der Regel am Dienstag vor. Sie wurde selten schriftlich aufgezeichnet, aber täglich durchdacht und verarbeitet, bis sie Sonntags als reife Frucht aus Herz und Geist heraus den Andächtigen gegeben wurde.

Bald hatte sich Hey die Liebe und das Zutrauen seiner Gemeindeglieder, der großen wie der kleinen, erworben. Das machte sein Herz so voll von Glück und Zufriedenheit. Und doch fehlte ihm eins, das er so schmerzlich empfand, die Liebe im Hause. Seine Frau lag ja auf dem Töttelstedter Friedhof. Und nun verlebte er ganz einsam seine

Digitized by Google

Tage in dem sonst so behaglichen Pfarrhause mit dem ausgedehnten Garten und dem prächtigen Baumhof. Auch nahm er wohl Stock und Hut zur Hand und wanderte drei bis vier Stunden nach Gotha, wo Wilhelm Perthes mit seiner Frau Agnes, einer Enkelin von M. Claudius, wohnte. Ach, war das eine Erholung! Neu gestärkt für seinen Beruf, kehrte er dann zurück nach Ichtershausen ins einsame Pfarrhaus; gestärkt durch die Geist und Gemüt anregenden Gespräche mit Wilhelm und Agnes Perthes und durch ihre so wohltuende Liebe und Fürsorge; gestärkt durch den herzlichen Verkehr mit den lieben Kindern Bernhard, Marie und Clotilde, denen er sich gar zu gern widmete; gestärkt auch durch die Wanderung in frischer, freier Luft. Doch das war's nicht allein, was ihn so oft, ja fast jede Woche, nach Gotha trieb. Im Perthesschen Hause weilte seit dem Sommer Luise von Aren, die Tochter eines Hamburger Kaufmannes. Vater und Mutter hatte sie verloren, und nun suchte sie im Thüringer Ländchen Erholung, deren sie dringend bedurfte. Sie war am 21. September 1801 geboren und stand so, wie in der Gesinnung, auch an Alter Frau Agnes Perthes und ihren Freundinnen Mathilde Becker und Luise Agricola sehr nahe. Das war der Magnet für Hey. Er hatte das Mädchen kennen gelernt und liebgewonnen. Der 18. September 1832 vereinigte Verwandtschaft und Freundschaft im Hause Perthes zur fröhlichen Verlobungsfeier von Wilhelm Hey und Luise von Aren. Die anfangs auf den folgenden Tag festgesetzte Rückreise nach Hamburg unterblieb, und fleißige Frauenhände regten sich, um die junge Braut würdig auszurüsten. Samstag, 27. September 1832 vollzog Heys Bruder, Archidiakonus D. Karl Hey, die Trauung. Bei der Hochzeit im Wilhelm Perthesschen Hause war die ganze Familie versammelt, und es war eine fröhliche und gesegnete Feier. Am Nachmittage fuhr das junge Paar nach Ichtershausen, wo ihm ein herzlicher Empfang bereitet wurde. Das Pfarrhaus war mit vielen Lämpchen und mit grünen Zweigen und Girlanden geschmückt, aus denen ein Transparent den Willkommgruß entgegenleuchtete: „Deinen Eingang segne Gott!“

Ein neues Leben begann nun im Pfarrhause. Mann und Frau fühlten sich recht glücklich, und Freud wie Leid wurden gemeinsam getragen. Das machte die fröhlichen Stunden doppelt fröhlich; das machte die trüben Stunden nur halb so schwer. Einer trug des andern Last. Die Kaufmannstochter der Großstadt hatte sich schnell in die Rolle einer Landpfarrerfrau hineingefunden. Sie hat diesen Wechsel niemals bereut. Ihr Glück war ja ihres Mannes Glück, des Mannes, von dem sie sagte: „Er ist meine Stütze, mein Stab, mein Trost, meine Freude.“

Wilhelm Hey fand nun auch wieder „Lust zu fabulieren“. Schon in Gotha hatte er den Anfang mit Kinderreimen gemacht. Nach und nach war eine beträchtliche Anzahl von Fabeln entstanden. Auf Veranlassung seines alten Freundes Friedrich Perthes verfaßt, sollten sie nun auch durch dessen Vermittlung in Druck gesetzt werden; aber unter keinen Umständen wollte der Verfasser seinen Namen in das Buch bringen. „Es ist ein freundliches Kinderspiel,“ meinte er; und darum sollte sein

Digitized by Google

Name nicht bekannt werden. (Dies geschah erst bei der Ausgabe vom Jahre 1845.) Friedrich Perthes wollte zu den Fabeln auch Bilder haben und wählte zur Ausführung dieses Gedankens einen jungen Maler, Otto Speckter in Hamburg. (1807—1871. Zwei Gemälde von ihm befinden sich in der Hamburger Kunsthalle, nämlich Nr. 680: Der Storch bringt ein Kind, und Nr. 681: Sitzender Jagdhund.) Dieser junge Maler ging sogleich an die Arbeit, die ihm unter der Hand immer mehr Freude bereitete. Schon im November 1832 konnte er Friedrich Perthes in den Besitz der Bilder setzen. Wilhelm Hey bekam sie denn auch zur Ansicht zugeschickt. Ueber einige Bilder äußerte er sich Perthes gegenüber wie folgt:

„Knabe und Ente schön. Sollten nicht die beiden Redenden einander ansehen, die Ente mit einiger Sorge? — Im Texte habe ich „saß" statt „stand" korrigiert. Ich freue mich, wenn nur das kleine Vieh auf dem Bilde recht lebendig wird. Gerade so viele, nämlich Legion (bei Speckter sind's kaum genug), sah ich einmal bei der Bettelsherrnmühle und freute mich lange daran. Neben mich trat ein Feldarbeiter, sah auch dem Gewimmel zu und brach endlich in die Worte aus: Die verfluchten Racker!! Er hatte gewiß so viel Vergnügen dabei wie ich.

Wandersmann und Lerche: Der Wandersmann wird wohl sitzen müssen, obgleich es am frühen Morgen zu kalt, auch noch feucht ist; aber auflegen darf er sich nicht. Weder die Freude an der Lerche, noch vollends die nachher ausgesprochene fromme Morgenfreude gestattet das. Eine achtungsvolle Stellung, vielleicht die Hände über einander gelegt, nicht gefaltet, oder den Hut in der Hand . . .

Hündchen und Böckchen sehen hier wie Hund und Bock aus. Das Junge, Spielende ist eine Hauptsache. Vielleicht kommt das bei der Rein- und Steinzeichnung von selbst. Namentlich der Hundekopf ist zu ausgebildet, die ganze Bockperson zu stark, und — eben sehe ich's — die Hörner zu groß. Böckchen ist höchstens 3 Monate alt."

Seine Schlußbemerkung aber lautete: „Alles unmaßgebliche, unzielsetzliche Bemerkungen eines der edlen Zeichenkunst ganz Unkundigen." Von den Fabeln sagt Hey, sie seien „für die Abcschützen bis höchstens zu 8 Jahren berechnet", denen die Verse noch „vorgesagt werden müssen". Den Fabeln folgt ein ernsthafter Anhang, bestehend aus einer Anzahl von Bibelsprüchen und einigen Gedichtchen vom Verfasser, z. B.:

„Zwei Aeuglein hab' ich, klar und hell."
„Wie fröhlich bin ich aufgewacht."
„Will nun schlafen gehen."
„Guter Vater im Himmel du."
„Ein gutes Kind gern wär ich nun."
„Kleine Biene, wer sagt es dir."
„Keinem Würmlein tu ein Leid."
„Ein neues Jahr hat angefangen."
„Die schönste Zeit, die liebste Zeit."
„Wo wohnt der liebe Gott?"

Digitized by Google

Den Schluß bildet eine Nachschrift an die Eltern und Lehrer, die am 23. Mai 1833 verfaßt wurde. Sie beginnt mit den Worten: „Dieses Buch ist zunächst für Kinder von vier bis sieben Jahren bestimmt. Wenn wir die rechte Wahl und den rechten Ton getroffen haben, so zweifeln wir nicht, daß auch Größere, Kinder und Nichtkinder, es in die Hand nehmen und sich daran erfreuen werden. Das wahrhaft Kindliche hat ja einen Reiz für jedes Alter . . ." Sie klingt aus in den Wunsch: „Möge Gott eure Lieblinge fröhlich gedeihen lassen!" So erschienen 1833 anonym bei Friedrich Perthes in Hamburg „Fünfzig Fabeln für Kinder, mit Bildern von Otto Speckter". 1841 besorgte der Verleger die erste wohlfeile Schulausgabe, wieder ohne des Verfassers Name.

Im Jahre 1837 erschien ein zweiter Band Fabeln: „Noch fünfzig Fabeln für Kinder, mit Bildern von Otto Speckter." Aus seinem Anhang sei besonders hervorgehoben:

„Das kleine Bienelein
Fliegt immer fleißig hin und her."
„Die Lerche singt so hell ihr Lied."
„Tu nichts Böses, tu es nicht."
„Aus dem Himmel ferne."
„Gott im Himmel hat gesprochen."
„Wenn am Abend Mann und Kind."
„Die schwarzen Leute haben."
„Die Bibel ist ein heilig Buch."
„Vöglein im hohen Baum."
„Weißt du, wieviel Sternlein stehen."
„Bald ist es wieder Nacht."
„Frühlingszeit — Sommerzeit — Herbstzeit — Winterzeit."
„Singt Gottes Lob im Winter auch."
„Alle Jahre wieder."
„Jesu lieb, Jesu mein."

Auch der zweite Band enthält eine Nachschrift an die Eltern und Lehrer.

1845 stand zum erstenmal Heys Name auf dem Titelblatt, nachdem eine französische Uebersetzung ihn bereits gebracht hatte. Auch in Holland kannte man schon die Verschen und ihren Verfasser. So war einst ein Kaufmann von dort mit seiner Familie nach Ichtershausen gekommen, um den Verfasser auch persönlich kennen zu lernen. Die lieblichen Gedichtchen hatten seinen Kindern und durch diese ihm so manche angenehme, heitere Stunde bereitet. Zu Heys Freude trugen dieselben ihm auch einige Fabeln in ihrer Muttersprache vor.*) —

*) Im Jahre 1854 wurden von Andreas Perthes, dem Sohne des 1843 gestorbenen Friedr. Perthes und einstigem Schüler Heys in Töttelstedt, die beiden Firmen „Friedrich Perthes" und „Friedrich und Andreas Perthes" zu der einen Firma „Friedrich Andreas Perthes-Gotha" vereinigt.

In diesem Verlag sind Band 1 und 2 mit Bildern zu je 1,50 M. zu haben, und „Jubiläums-Ausgabe zu je 50 Pf.

Digitized by Google

Im Jahre 1866 wurde die erste wohlfeile Schulausgabe des 2. Bandes veröffentlicht.

Bei dieser Gelegenheit mögen kurz einige andere Werke Heys erwähnt werden: 1. „Erzählungen aus dem Leben Jesu für die Jugend", 1838. Dieselben, von Hey in poetische Form gekleidet, erschienen zu Oliviers Volksbilderbibel und waren für die reifere Jugend bestimmt. 2. „Das Kind von der Wiege bis zur Schule", 1850. 3. „Das Leben eines Kriegspferdes", 1850. 4. „Reiseerinnerungen Juli und August 1851". —

Heys Bedeutung liegt in seinen Fabeln für Kinder. Sie haben ihren Weg gefunden, den Weg zu vielen Tausend Kinderherzen und zu solchen, die diesen besonders nahe stehen. —

Am 1. Februar 1833 war Heys erste Schwiegermutter, Frau Witwe Grosch, in Gotha gestorben. Er schreibt noch am selben Tage an Frau Agnes Perthes: „. . . Ja, der Tod ist immer etwas Schweres, wie Sie schreiben; er soll aber auch zum Schönsten führen. Ist's heilsam, ist's nicht, wenn diese Todesschauer ins Leben herein und vor die Seele treten? Wohl beides. Wer von uns ist auf der Höhe des Glaubens, daß er mit Paulus so recht zuversichtlich sehnsüchtig die Hände in die Seligkeit hineinstreckte!? Darum ist mir's bei jeder Leiche, die ich auf dem Dorfe und auf dem Kirchhofe hatte, immer so nachdrucksvoll gewesen, was zum Schlusse gesungen wurde: „Wir machen zu der Ewigkeit mit Freud' und Zittern uns bereit." So wollen wir tun, so lange Gott will, und dazu das andere, wozu er Euch und uns so wunderbar zusammengeführt hat, einander gegenseitig ermuntern, wecken, trösten, stärken. Das ist ja wohl Christenfreundschaft. Wir dürfen ja wohl sagen: so ist die unsere bis jetzt gewesen, wenn auch lange noch nicht, wie sie sein sollte. Gott helfe, es immer besser zu machen! — Immer muß ich an den Spruch denken: „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben!" Die gute Mutter — wie glücklich ist sie, daß sie nun ruht von aller Mühe und Arbeit ihres Lebens! Es ist schwer und nicht ratsam, sich viel mit Vorstellungen zu beschäftigen: wie der Uebergang, das Erwachen zum neuen Leben wohl sein wird; aber doch ist das Herz sehr dazu versucht. Der schöne Vers: „Wie den Träumenden wird's dann uns sein!" Ist das nun schon für die Mutter in Erfüllung gegangen, ist das Auge des Geistes aufgetan? Sieht sie, was es heißt: selig sein, oder ist die Seele (der Geist) noch im Traume und kommt erst nach und nach zum Bewußtsein, zur Unterscheidung, zur Erinnerung? — Doch viele Stunden sind ja schon vorüber. Gewiß, das Heute des Heilandes ist für sie eingetreten. — In Augustes letzten Augenblicken war ein doppeltes: das

---

Recht geschmackvolle Ausgaben der Heyschen Fabeln mit Bildern sind erschienen in Loewes Verlag Ferdinand Carl-Stuttgart:

1.) Die schönsten Fabeln von Wilh. Hey (4°, 2 M.)
2.) Fünfzig Fabeln für Kinder von Wilh. Hey. Neue Folge. (4°, 3 M.)
Beide mit hübschen bunten Bildern.
3.) 100 Fabeln von Wilh. Hey. (8°, 3 M.)
4.) Die schönsten Fabeln für Kinder von Wilhelm Hey. (8°, 1 M.)

Digitized by Google

Schmerzlichste, was ich je gehört, der Ruf: „Ich ersticke!“ und dann längere Zeit nachher ein rein tönender, schmerzloser Hauch, etwa wie das „Ah!“ der Verwunderung; ich mußte es mit dem Ruf der Kinder vergleichen, wann die Tür aufgeht und der Weihnachtsbaum strahlt. War das der Festklang des Erwachens, der noch durch die gebrochenen leiblichen Organe tönte? —“ * Gleichfalls am 1. Februar schrieb er an seinen Freund Karl Grosch, Bürgermeister von Gotha, unter anderem folgendes: „Der Tod ist doch etwas sehr Ernstes. Nur wem er das bald und stets ist, dem wird er auch freudig sein. — Seit lange — Du weißt es wohl – glaube ich und, wie ich meine, aus überwiegenden Gründen, daß die Seligen wissen von den Lieben, die sie im Leben zurückgelassen. So hoffe ich, daß auch jene drei Verklärten*), die uns beiden so nahe waren, auf uns sehen und um so mehr segnend, je mehr wir den rechten Weg gehen, der uns vor Gott würdig macht. Möge es so bleiben und immer zunehmen!“ Auf eine Antwort hin schrieb Hey dann unterm 7. März 1833: „Lieber, guter Grosch! Seit längerer Zeit trieb es mich immer, Dir zu schreiben. Aber von einem Sonntag zum anderen hoffte ich Dich hier zu sehen. Jetzt ist wieder das üble Wetter eingefallen, und ich fürchte, daß Du abermals abgehalten wirst. Doch von heute (Donnerstag) bis Sonntag kann es ja wieder ganz gut werden. Aber schreiben will ich auf jeden Fall, und wir müssen uns überhaupt vorsetzen, es öfter zu tun. Denn das Zusammenkommen wird immer selten genug sein. — Dein Brief neulich hat mich innig betrübt. Wohl glaube ich, daß die Erinnerung an die lieben Abgeschiedenen, wie Du nun nur so ihre leeren Hüllen vor Dir sahest, recht weh tun mußte. Doch ist Deinem Alter und Deinen Verhältnissen nicht natürlich, daß Dir das ganze Leben diese düstere, hoffnungslose Leere zu haben scheint. Fast könnte ich Dir eine wirkliche Sorge, einen ernsten Kampf wünschen, der in Dir die ermattete Lebenskraft wieder aufregte. — Doch nein! In Dir selbst muß die Erweckung sein. Wie könnte ich tadeln, daß Du der Heimgegangenen gedenkst! Auch ich werde ihrer im Leben nie vergessen. Aber rede nicht von ihnen als die bloß tot, Dir ferne sind, sondern mache Dir klar, wie es jetzt um sie steht! — Du bist dem Glauben nicht feindlich wie so manche unserer Freunde; aber Du bist ihm fremd, er hat keine Kraft in Deinem Gemüte. Jetzt gerade sollte er diese haben, Dir die Lieben zeigen, wie sie in neuem, herrlicherem Leben sind, froh wieder vereint nach kurzer Trennung, und wie sie auch uns Irdischen nicht fremd sind, an uns mehr teilnehmen, um uns mehr wissen, als wir uns träumen lassen. Nenne das Schwärmerei; es ist seit lange fest in mir gewurzelt; ich möchte, Du wolltest mir's anfechten, damit Du genötigt würdest, selbst mit eigener Geistesanstrengung zu prüfen, und genötigt, noch tiefer hinein, noch höher hinauf zu gehen und Dir Rechenschaft zu geben über das Erste und Letzte, unseren Ursprung und unsere Bestimmung, und so Dein weiches, warmes Herz dem zuzuwenden, der allein Deiner ganzen Sehnsucht Genüge tun, und der die

*) Frau, Mutter und Tante.

Digitized by Google

zu große Weichheit, die wohl an Schwäche grenzt, stärken kann! Möchte Dir dafür ein ernster Forscherſinn aufgehen, ſo würde Dir das Leben nicht mehr ſo arm und hohl erſcheinen. Mit dem, was hinter ſeinen Grenzen liegt, würdeſt Du auch dieſe ſelbſt würdigen, Dich an ihnen freuen lernen. — Vielleicht iſt noch ein anderer Weg. Vielleicht, wenn Du Dich ſo recht an irgend ein Werk knüpfteſt, dem die beſte Kraft Deines Lebens widmeteſt, ſo würde von dieſem aus auch das Leben ſelbſt wieder einen Wert gewinnen. Ob Dein Richteramt, an ſich ſo ernſt und bedeutend, und das Dir ſo viele Aufgaben der Selbſtüberwindung, der Anſtrengung vorlegt, nicht dazu ausreichte, wenn Du Dich ihm mit ganzer Seele widmeteſt, es Dir zur Beratung und Hilfe der Armen oder Bedrängten dreifach ſo ſchwer machteſt? Ob Du lieber ein anderes gemeinnütziges Werk zu Deinem Pflegekind erwähliteſt, und welches? — Das alles weiß ich nicht, fühle nur, daß Dir ein ſo flaches, intereſſeloſes Leben, wie es ſo viele zu führen ſcheinen, nicht genügen kann. — Sieh: darin liegt hauptſächlich meine Freude am Leben und — ich darf es ſagen — Erhebung über das Leben, daß beides, was ich Dir hier empfehle, Richtung auf das Ernſteſte und ſchöner Wirkungskreis — freilich gerade darum ſo viel leichter als Dir — mir in meinem Amte zugleich gegeben iſt. Du kannſt es gewiß auch gewinnen. Aber: Ernſt, Selbſtentſagung, Selbſtüberwindung! — Mir iſt die Geſellſchaft gar wenig, war's auch, ehe ich meine Luiſe hatte. Dir iſt ſie zuviel, zerſtreut Dich zu ſehr; aber Du bedarfſt ihrer, weil es Dir zu ſehr an jenen beiden fehlt, die ich Dir oben empfohlen habe. Wie gern möchte ich Dich dafür entzünden! — — Mit herzlicher Liebe Dein W. Hey." Und am 17. September desſelben Jahres ſchrieb er wieder an Frau Agnes Perthes: „Sehr haben wir uns an Eurer Inſelberg-Reiſe erfreut. Daß bei Eurem Vater der Schmerz wieder ausbrach, iſt wohl natürlich. Gerade wo von außen her das Herz mild bewegt wird, da bricht das unterdrückte Gefühl hervor. Recht haben Sie, liebe Agnes, eben bei ſolchem Anblick werden wir gewahr, wie die Hand der Zeit von unſerer Trauer ſo viel verwiſcht. Aber das iſt ja Gottes Ordnung; und gerade das Chriſtentum ſoll helfen, daß es, wie keine verzehrende Traurigkeit, ſo auch kein totes Vergeſſen werde. Es ſoll vielmehr unſere Abgeſchiedenen vor unſerer Seele verklären, daß wir ſie wahrhaft lebendig ſehen, glücklich, immer herrlicher reifend, und um ſo unbeſorgter auch unſere Gedanken dem irdiſchen Gegenwärtigen zuwenden können, welches unſere Aufmerkſamkeit fordert, gewiß, daß wir in jedem Augenblick, wo wir aufſchauen, auch den lieben Fernen begegnen, ſie uns nahe fühlen. Das ſoll und kann das Chriſtentum. —"

1847 wurde Wilhelm Hey von der Heidelberger Univerſität mit dem D. theol. beehrt, eine Auszeichnung, die die Beſcheidenheit niemand wiſſen laſſen wollte. Erſt bei ſeinem Tode erfuhr man davon. —

Bei ſeinen vortrefflichen Gaben beſaß Hey ein herrlich kindliches Gemüt. Er verſtand es gewiß meiſterlich, ſeine Schüler in alle Wiſſenſchaften einzuführen, aber es war ihm auch ein leichtes, ſich herabzulaſſen zu dem einfachſten Bauernbüblein. Eine helle Freude war's ihm, wenn

Digitized by Google

er als Schulinspektor auf seinen Visitationsreisen treue Lehrer antraf und frische, fröhliche Kinderstimmen hören konnte. „In Rehstedt," berichtet er, „fand ich eine ganz niedliche, kleine Schule. Die Kinder waren trefflich unterrichtet, und zwar nicht bloß in weltlichen Dingen, sondern auch recht gründlich und verständig in Gottes Wort. Zum Schlusse sangen sie vierstimmige Choräle mit großer Fertigkeit. Ich würde sie aber bloß zweistimmig singen lassen. Jenes ist nicht mehr naturgemäß. Ja, wenn Erwachsene mitsängen!" In einer andern Schule wurde einmal die Prüfung außergewöhnlich ausgedehnt. Die Sonne stand schon tief, als der Lehrer ihn endlich darauf aufmerksam machte. Hey antwortete: „Ja, wenn man eine gute Schule findet, möchte man nicht aufhören zu examinieren!" Und an seinen ehemaligen Schüler Heydenreich berichtete er: „. . . Gestern war Examen in der Dorfschule, und ich habe mich sehr an B.s Schülern erfreut. Fast kein Kind ist zurück; das Erforderliche wird überall geleistet. Auch Kl.s Schule ist nicht übel. Ich freue mich, daß beide Lehrer ihre Schüler so ruhig und freundlich behandeln." Nachdem man die nötigen Anschauungsmittel in die Kirche gebracht hatte, fand die Prüfung dort statt; denn der Schulraum erwies sich zu klein, wenn auch die Eltern sich noch einfanden. — Hey verlangte viel, war aber auch nachsichtig gegen schwächliche oder im Dienst ergraute Lehrer. Solche warnte er wohl vor übermäßiger Anstrengung oder ermahnte sie gar in dringenden Fällen, die Schule einige Zeit auszusetzen. In der Schule von Ichtershausen war er ein häufiger Gast. Singen ließ er z. B. nach Noten, die er selbst mit einem tönernen Pfeifenstengel geschrieben hatte. Besondere Freude war es ihm, wenn er den Kindern biblische Geschichten erzählen konnte, wenn alle gespannt lauschten, und wenn's nachher mit dem kindlichen „und da", aber doch zum Teil mit großer Gewandtheit aufgeschrieben wurde. Es trieb den Kinderfreund immer wieder zu den Kindern.

Von der Wichtigkeit des Lehrerberufs war Hey überzeugt und durchdrungen. Wo es in seiner Macht stand, half er, den Lehrern ihr schweres Amt zu erleichtern. Herz und Haus war ihnen stets geöffnet, und sie wußten viel Gutes von ihm zu sagen. Um dieselben enger unter sich und mit ihm zusammenzuschließen, gründete er einen Lehrerverein, in dem an der Weiterbildung gearbeitet wurde, in dem besonders auch Vaterlandsliebe gepflegt wurde, und in dem der Glaube wieder ins Herz zurückgebracht werden sollte, „um den man sie bestohlen hatte." In seinem Wandel war er stets ein Vorbild. Er erwartete aber auch von den Lehrern Gewissenhaftigkeit, Ordnungsliebe und fromme Lebensführung. Wie freundlich sich das Verhältnis zwischen ihm und ihnen gestaltete, zeigt z. B. jener kleine Vorfall, den ein Lehrer erzählt: „Einmal bei einem Besuche traf ich ihn im Garten. Als wir an einen Baum voll schöner Birnen kamen, fragte er mich, ob ich für meine Kinder mitnehmen wolle, stieg, ohne eine Antwort abzuwarten, behende in den Baum hinauf und schüttelte einen großen Handkorb voll für mich hinunter." —

Bei günstiger Witterung vereinigten sich die Pfarrer seines Bezirks

Digitized by Google

monatlich in seinem Hause. Dann wurden meist neutestamentliche Texte der Besprechung zu Grunde gelegt, bei der neben wissenschaftlicher Auslegung auch die praktische Seite gebührend behandelt wurde. Und jeder nahm etwas mit für Herz, Haus und Amt. Die Pausen füllte Heys treffliche Gattin mit reichen Beweisen ihrer angeborenen Gastfreundschaft aus. Auch von den Pfarrern verlangte Hey Treue im Beruf und sittlich strengen Lebenswandel. Einen Pfarrer, der täglich vor Tisch bereits dem Vergnügen nachging, besuchte er eine Zeit lang fast jeden Tag, ob er ihn antraf oder nicht; aber es half. Auch einen anderen, der trotz seiner Begabung für den Beruf sich mehr der Landwirtschaft widmete, heilte er von seinem Uebel. Alles in allem, Pfarrer wie Lehrer standen dem Herzen des treuen Hey gleich nahe, und von großem Segen war seine Arbeit an und mit ihnen begleitet. —

Auch in Ichtershausen besaß das Pfarrhaus Zöglinge zur Erziehung und zum Unterricht. Es werden besonders zwei genannt, Söhne des Ortes, die nur die Volksschule besucht hatten: Hugo Heydenreich und Lous Zschetzsche, die später beide Pfarrer wurden, jener in Sättelstedt, dieser in Ballstedt. Ohne zu unterrichten konnte eben Hey nicht leben. „Jeder Unterricht frischt meinen Geist auf!“ sagte er. Ehe Heydenreich ein Pfarramt bekleidete, war er Hauslehrer der drei jüngsten Kinder des Grafen Reventlow in Staden bei Friedberg in der Wetterau. Aus einem Brief Heys an ihn spricht wieder der väterliche Freund: „Lieber Hugo! Mit Freuden ersehe ich aus Deinem Briefe, daß Du glücklich angekommen und hauptsächlich, daß Du in so erwünschte Verhältnisse gekommen bist. Wie erfreulich für Dich, gerade bei Deiner trüberen Gemütsart, daß Du in einer wirklichen Familie lebst, die Dich mit soviel Wohlwollen aufgenommen! Und wenn der Hausherr Dir kälter erschienen, so hast Du das zunächst aus der norddeutschen Natur, die überhaupt nicht so leicht beweglich, dafür aber desto tiefer ist, sodann aus dem Gegensatze des männlichen Ernstes gegenüber der weiblichen Gemütlichkeit zu verstehen, endlich zumal daraus, daß ein Geist, der Jahre lang das Geschick eines Landes und Volkes zu leiten hatte, jetzt daran so schmerzlich schwer zu tragen hat, sich leicht gewöhnen mochte, der nächsten geselligen Unterhaltung und Aufmerksamkeit mehr fremd zu werden. — Zweierlei ist es, was mich besonders erfreut: zuerst, daß Du überhaupt so viel in der Familie bist, schon halb acht Uhr morgens — was würde unser Sandford zu solcher Frühe sagen! — dann Mittag, dann zu Tische, dann zu Abend, sodann, daß Du fast allen Unterricht in Gegenwart der Frauen gibst. Das wird Dich vorzüglich vor der alten Feindin Heftigkeit bewahren und seinen Einfluß hoffentlich auch auf die Stunden erstrecken, die Du dem Knaben allein zu geben hast. Aber überhaupt dieses Zusammensein mit einer edlen, gebildeten, weltkundigen Familie wird Dir für Haltung und Bildung wie für Geist und Gemüt reiche Frucht bringen. — Das Französische scheint nicht die herrschende Sprache zu sein. Doch unfehlbar wird es viel gesprochen, und es würde lächerlich sein, wenn Du Dich beharrlich davon ausschließen wolltest. Das gibt sich von selbst. Wenn Du zu französischer Unterhaltung etwas beizu-

Digitized by Google

tragen hast, so gibst Du es in derselben Sprache, namentlich denen gegenüber, die keine andere wissen. Ce n'est que le premier pas qui coute. Auf die Aussprache wirst Du von selbst merken, und wenn Du berichtigt würdest, selbst von Deinen Schülern, so schadet das Deiner Autorität so wenig wie, wenn einmal künftig Dein Schüler der Gouvernante ein lateinisches Wort berichtigte, dies ihrer Autorität schaden würde. — Mit dem dritten Hauptstück hat es wohl noch etwas Zeit; indes bald getan ist halb getan. Beiliegenden Zettel habe ich gestern abend niedergeschrieben; nimm ihn, wie er ist, da es sich ohnehin versteht, daß Du nicht in verba magistri schwören, sondern Dir Deinen Gang ausarbeiten mußt. Die Vorbemerkungen haben nichts zu bedeuten; viel Vollständigeres habe ich Dir längst darüber gesagt. Aber das zum dritten Hauptstück Gesagte magst Du recht durchdenken, ordnen, benutzen und das Deinige zufügen, und zwar nicht einmal als für immer, sondern stets vervollkommnend. — Deine Frage über das „Du" wird ohne Zweifel schon erledigt sein: die Körpergröße, die geistige Reife, wie die Luft des Hauses geben da die Entscheidung; und diese wird wohl, was ich auch für das Beste halte, auf das „Sie" gefallen sein." (9. März 1853.) — Ein andermal schreibt er an denselben: „. . Deines Wohlseins in Deiner behaglichen Stube und vielmehr in der trefflichen Familie freuen wir uns von ganzem Herzen. Gott stehe Dir bei, das Wohlwollen derselben immer mehr zu verdienen, daß der Atem — wie Du es richtig bezeichnest — wahren Christensinnes und echter Bildung, die eben von selbst auch eine sanfte Heiterkeit mitbringen, Dich immer mehr durchdringe, läutere, zufrieden und glücklich mache. Gerade von älteren, durchgebildeten, in den Erfahrungen des Lebens erprobten Frauen lernt ein junger Mann am leichtesten und besten." (7. April 1853.) — Und noch ein Brief an Heydenreich: „Lieber Hugo! Dein letzter Brief ist, wie seine Vorgänger, mir zur Freude gewesen. Ich danke Gott, daß er Dich unter so wohlwollende Menschen geführt hat, und daß Dein Wollen und Streben ihren Wünschen zu entsprechen scheint. Wolle Er ferner Seinen Segen dazu geben! Daß Du mehr Arbeit hast, als es am Anfang zu erwarten war, ist, wie Du es auch nimmst, nur erwünscht. Es spricht eben für das Zutrauen, das Dir entgegenkommt; und die Vorbereitung, welche solche Vorträge über Geschichte und deutsche Literatur erfordern, ist für dich selbst von bleibendem Nutzen." (4. Mai 1853.) —

Vom Bewußtsein der Notwendigkeit der Geistesausbildung und -weiterbildung durchdrungen, machte Hey bekannt, daß er der Schule bereits Entwachsenen Unterricht erteilen wolle, vor allem in Deutsch und Rechnen. Es meldeten sich sofort 26 junge Leute, teils Schreiner- und Maurerlehrlinge, teils solche anderer Gewerbe. Jene wurden Freitag, diese Sonnabend von 7—9 Uhr abends unterrichtet. An anderen Abenden verfertigte er seinen Schülern Schreibhefte. Das war die erste Fortbildungsschule, gegründet von Wilh. Hey 1833 zu Ichtershausen. Und seine Frau? Sie erteilte im Winter, gewöhnlich Samstag-Nachmittag von 1—4 Uhr, Mädchen Unterricht im Nähen und Stricken. In der Volksschule gab es noch keinen Handarbeitsunterricht.

Digitized by Google

Schon damals gründete Hey mit eigenen Mitteln eine Bibliothek für seine Gemeinde, die in wenigen Jahren 500 Bände aufzuweisen hatte, meist von ihm selbst eingebunden. Für die langen Winterabende durfte man unentgeltlich Bücher holen, mußte sie aber pünktlich und sauber wieder abliefern. So dachte Wilhelm Hey also auch an die Weiterbildung der der Schule bereits Entwachsenen. Aber noch weiter hat er sich verdient gemacht. Er gründete eine Sparkasse, die er selbst verwaltete, desgl. eine Handwerkerkasse. Aus dieser konnte der Handwerker gegen niedrigen Zinssatz kleine Beträge entleihen. Endlich sei erwähnt eine Unterstützungskasse, die u. a. bei Trauungen und Taufen stets neuen Zufluß erhielt, und aus der er frei entnahm, wenn er bescheidene Arme kannte, die der Hülfe würdig schienen. So hatte z. B. ein armer Student schon zweimal zu Weihnachten 30 Tlr. erhalten, ohne den gütigen Geber zu kennen, bis er beim dritten Mal in der ihm inzwischen bekannt gewordenen Handschrift den Superintendenten von Ichtershausen erkannte. Ferner erhielt zu Neujahr die Schuljugend Hefte, Federn und Bleistifte zum Geschenk. Weihnachten wurden im Pfarrhaus ärmere Kinder mit nötigen Kleidungsstücken und mit Kuchen, Aepfeln, Birnen und Nüssen beschert. Als jedoch einige Dorfbewohner murrten und meinten, die Gaben seien doch wohl sehr bescheiden ausgeteilt, unterblieb die Bescherung. —

Kleine Episoden aus seinem Familienleben geben Zeugnis von der heiteren, humorvollen Lebensauffassung Heys und seiner Frau. Einmal waren vier Gäste beim Mittagstisch anwesend. Nachmittags folgten noch viele, bis endlich gegen 7 Uhr die letzten verschwanden. Sogleich faßte ihn seine Luise beim Kragen und zog ihn zum Sofa hin, damit er doch endlich zu Atem komme. — Wenn's 8 Uhr schlug und damit Feierabend gemacht wurde, durfte seine Frau ihm vorlesen, eine Aufgabe, der sie mit größtem Geschick und mit herzlicher Freude gerecht wurde. Zwar gönnte er sich auch dann oft noch keine Ruhe. Es wurde eifrig geschnitten, geklebt, gepreßt, um Hefte für die Schüler herzustellen. Geschah dies aber einmal nicht, dann kam über Luise wohl berechtigte Sorge, ob sie auch einen aufmerksamen Zuhörer habe; denn dem guten Manne fielen die Augen zu; er fing an zu nicken; und bald lag er in sanftem Schlummer. „Dann," schreibt seine Frau, „dann habe ich ihn, den lieben Mann, gewiß ruhig neben mir auf dem Sofa, kann ihn ansehen und mich freuen, daß ich ihn, er mich so lieb hat." — Der rastlose Geist mußte sogar während des Essens Beschäftigung haben, und wenn auch nur ein neues Buch oder die Zeitung gelesen wurde. Von diesem Uebel hat seine Frau ihn geheilt. Sie nahm einmal beim Essen stillschweigend einen Bogen Papier und fing mit der ernstesten Miene an, einige Gegenstände des Zimmers aufzuzeichnen. Erstaunt und kopfschüttelnd hatte der Gatte schon eine Weile dem eifrigen Treiben zugeschaut. Peinliche Stille herrschte in der Stube. Nur die alte Wanduhr ließ ihr gleichmäßiges Ticktack vernehmen. Endlich nahm Hey sich ein Herz und fragte nach der Ursache solchen Fleißes über Tisch. Luise machte ihm den Zusammenhang der Dinge klar. Er lachte über den Schalk. Beide schlossen

Digitized by Google

„Frieden“. Aber fortan wurde beim Essen nur noch geplaudert. Hey litt viel an Schnupfen — er nennt ihn seinen treuen Genossen —, an Kopfweh und an Magenschmerzen. Er gab eben auf seine Gesundheit wenig Obacht. Am 3. Februar 1833 war er den vier Stunden weiten Weg nach Gotha gegangen. Den folgenden Tag hatte er der Bestattung seiner Schwiegermutter beigewohnt und war dann wieder heimgegangen. Es herrschte gerade stürmisches und regnerisches Wetter. Dazu machten die aufgeweichten Feldwege ein Wandern doppelt beschwerlich. So hatte sich denn Hey heftig erkältet. Seine Frau schrieb daher: „Am Sonntag, meine liebe Agnes, wünschte ich mir auch einen Schneider zum Mann; denn, wie man sagt, haben die keine courage und würden sich schwerlich bei solchem Unwetter so weit hinaus gewagt haben.“ — Ein andermal wurde Hey von heftigen Kopfschmerzen geplagt, die ihn veranlaßten, den ganzen Tag liegen zu bleiben. Was tut der brave Mann? Er sagt selbst, er habe dabei leider sehr viel gelesen! Abends nimmt er ein Pulver ein, am andern Morgen klettert er auf drei Birnenbäume, und „da bin ich so frisch wie ein Eckerchen!“ — Von einer Reise mit Luise nach Gotha zurückgekehrt, schreibt er: „Wir haben den brummigsten Kutscher gehabt, den das deutsche Reich besitzt; ein Pferd hat den Schuh verloren, der ihm in Apfelstedt wieder angezogen werden mußte; mit Luise habe ich über die Erbsünde gestritten, während die beiden müden Herren Pfarrer, die mitfuhren, weniger an den Tod, der Sünden Sold, dachten, als an seinen Bruder, den Schlaf.“ — Eines Abends kam er müde von einer Visitationsreise heim. Gleich setzte er sich hin und schrieb fröhlich und dankbar an seine Freunde in Gotha: „Erstens soll ich melden, daß Luise sich bestens bedankt für alles, was die Frau Agnes ihr geschickt hat, zweitens, daß sie heute nichts zu schreiben wüßte, drittens, daß ich wieder da sei und darüber: „Où peut on être mieux etc. etc.“ Bei alledem war es für mich eine anziehende Sache: wechselweise reden, hören, essen — jedes ein gutes Teil mehr als gewöhnlich.“ —

Im Sommer 1833 faßte man den Entschluß, einmal gemeinsam in Luisens Heimat zu reisen. Die Fahrt ging mit Wagen über Langensalza, Göttingen, Hannover, Elze, Celle nach Harburg und von dort mit einem Boot nach Hamburg. Von Station zu Station wurden neue Wagen gemietet. Endlich langte man, nach etwa vier Tagen, ans Ziel der beschwerlichen Reise. Da herrschte denn große Freude über Wiedersehen, beim Austausch der Erlebnisse und Gedanken, Freude über neue Bekanntschaften, Freude über oder Interesse für alles das, was neu war. Zur eigenen Weiterbildung, Belehrung und Erbauung besuchte Hey verschiedene Gottesdienste, mit dem Ergebnis: So will ich's machen, so nicht. Nach und nach schlich sich die Sehnsucht nach dem stillen Thüringen in die Herzen. Und so reiste man denn einen Monat später wieder ab. In Ichtershausen wurde das Paar herzlich empfangen. Man hatte die Zimmer mit Blumen geschmückt. Beide waren glücklich, wieder im eigenen, trauten Heim sein zu können. —

Am Abend vor dem 2. Advent des Jahres 1833 brach im Dorfe plötzlich Feuer aus, das durch den herrschenden Sturm in kurzer Zeit

Digitized by Google

große Ausdehnung gewann. Besonders wurden die Häuser der ärmeren Bewohner ergriffen und niedergebrannt. Nur mit großer Mühe und unter eigener Lebensgefahr rettete ein beherzter Mann ein nur mit dem Hemdlein bekleidetes Kind aus den Flammen. Die Frau Superintendent half wacker den Unglücklichen. Ueber 20 Familien waren obdachlos. Mit hingebender Liebe und mit opferfreudigem Sinn sorgte sie für Nahrung, Kleidung und Unterkommen, bis anderweitig geholfen wurde. In einem Brief sagte sie: „Morgen schlachten wir, da gibt es Würste und Kesselsuppe für viele.“ Wie glücklich ein Pfarrer mit solcher Lebensgefährtin! —

Wir wollen hier einige Jahre zurückgehen und uns an Heys Briefwechsel mit der kleinen Clotilde Perthes erfreuen; die Briefe des Kinderfreundes sind gar zu köstlich.

Clotilde war die Tochter von Wilhelm und Agnes Perthes in Gotha und am 21. März 1824 geboren. Als Hey noch in Gotha war, wohnte er in ihrem Hause. Zwischen ihm und ihren Eltern bestand ein herzliches, geschwisterliches Freundschaftsverhältnis. Wie natürlich, daß der Kinderfreund auch die Kinder des Hauses in sein Herz schloß. Namentlich gewann er die kleine Clotilde lieb. Als er nun Gotha verlassen und von Ichtershausen aus seine lieben Freunde einmal besucht hatte, schrieb er sogleich nach seiner Rückkehr, nachdem er vier Stunden gewandert war, an seinen Liebling, die mittlerweile achtjährige Clotilde, folgendes Brieflein: „Meine liebe Clotilde! Heute muß ich an Dich schreiben; denn ich habe eine ganz besondere Bitte, die ich Dir vortragen will. Doch daran kommt es noch nicht; ich muß erst meine Reise erzählen: Wie ich aufwachte, war es nach 3 Uhr. Freilich hätte ich gern noch ein paar Stunden geschlafen; aber der Himmel sah so trübe aus; ich dachte, es würde wohl bald anfangen zu regnen; da wollte ich lieber erst einen Vorsprung gewinnen. Als ich sachte hinunter ging, da war mir's, als ob eine gewisse Clotilde weinte. Armes Kind, wenn Du vielleicht die Nacht durch Zahnweh gehabt hast, und auch Deine armen Eltern, wenn Sie haben mit Dir wachen müssen! Doch ich will lieber denken, ich hätte nicht recht gehört. So ging ich denn um halb vier fort und vergaß nicht etwa die schönen Lebensmittel, trocken und naß, die mir Deine gute Mutter zurecht gelegt hatte. Aber jetzt hätte ich bald etwas vergessen, nämlich Mohrs*) Abschiedsgruß, den er mir ganz besonders aufgetragen hat. Ihr sollt es doch ja nicht übel nehmen, daß er so auf einmal fortgegangen ist, ohne erst Euch allen sein Kompliment zu machen und für die viele Freundlichkeit, gute Bissen, Schläge, und was Ihr ihm sonst zugute getan habt, schönstens zu danken. Er bittet sich aus, daß Ihr ihn nächstens einmal besucht; da will er alles nach seinen Kräften gleichmachen und Euch seinen ganzen Haushalt zeigen. Daß er so schnell fortgegangen ist, läßt er Dir sagen, kam daher: es dauerte ihn, daß ich so allein gehen sollte; auch hatte er gehört — ich weiß nicht, von wem, vielleicht von der Dohle —, daß es in Ichters-

*) Pudel.

Digitized by Google

hausen auch recht hübsch wäre; da wollte er 'mal zusehen, wie es sich auf dem Lande lebte. — Also, wie ich aus dem Gittertor trat, war er noch schneller draußen und sagte — in seiner Sprache, die man aber gar wohl verstehen kann —: Ich geh' auch mit! Da antwortete ich: Meinethalben; der Weg ist breit genug für uns beide! Da hättest Du nun sehen sollen, wie er an mir in die Höhe sprang vor Freuden, aber nicht zum Vorteil meines blauen Rockes. Doch für diesmal ließ ich's mir gerne gefallen. Nun sprang er lustig voraus. Nur wo ein Querweg kam, blieb er stehen und sah zu, ob ich etwa umwenden wollte nach dem Bewahrungshause zu oder oben beim Siechhof. Ich aber fürchtete noch immer, er möchte plötzlich einmal für sich allein umwenden und spornstreichs nach Hause laufen. Darum redete ich auch manchmal mit ihm, wollte ihm auch ein Stückchen Butterbrot geben; aber er ließ gleich den ersten Bissen liegen. Vermutlich dachte er: Jetzt kann man noch nicht essen; wir wollen erst noch ein Stück Weges gehen; dann schmeckt es besser. — Vor der Sieblebener Kirche hatte er einen großen Schrecken. Da war auf dem Acker eine Menge Tiere mit langen, zottigen Haaren und ernsthaften Gesichtern. Er mochte sie wohl für Löwen halten, und leider waren sie nur in ein niedriges hölzernes Geländer eingesperrt, über welches so ein Löwe leicht springen kann. Ich suchte ihn zwar zu beruhigen und sagte: es wären bloß Schafe. Aber er meinte: Besser ist doch besser, ging auf die andere Seite der Chaussee und ließ den Schwanz hängen, damit sie nicht den weißen Büschel sehen und Appetit danach kriegen möchten. — Eine Viertelstunde hinter Siebleben verließ ich die Chaussee. Bis dahin hatte ich immer noch gefürchtet, er möchte umkehren. Er sah zwar verwundert aus, daß ich so ins Feld gehen wollte, da ich ihn erst kurz vorher ausgezankt hatte, weil er einer Lerche nach über ein paar Aecker lang gelaufen war. Doch er dachte, ich müßte es besser verstehen, und lief ganz fröhlich in dem nassen Grase. Manchmal aber wandelte ihn eine Zärtlichkeit an; er umklammerte mein Bein oder den Regenschirm oder sprang an meinem Rücken herauf bis fast an den Kragen. Der Rock wurde nicht schöner! Nun fing es auch an zu regnen. Es wurde mir einigermaßen beschwerlich, den Schirm zu tragen und beide Rockschöße in die Höhe zu nehmen, da zumal die Taschen ziemlich schwer waren. Doch der Regen ging bald vorüber. — Kobstedt war das erste Dorf, in das wir kamen; da hatte Mohr wieder seine Sorgen. Teils kamen ihm die Bauernhäuser so seltsam vor, daß er sich dicht an mich drängte, obgleich kein Mensch herauskam; hernach aber liefen ihm ein paar Hühner über den Weg; die sah er so bedenklich an, als wären es Adler. Habt Ihr ihn denn noch nie mit den Hühnern in der „Stadt Koburg" Bekanntschaft machen sehen? Er stellte sich an, als kennete er solche Geschöpfe gar noch nicht. Doch eben deshalb blieb er um so näher bei mir; ich war sein Heil und Trost. — Nun begegneten uns auch Leute, mit denen er gern ein Wort reden wollte; aber sie machten sich nichts aus ihm; auch Wagen; doch er bellte sie nicht an. Sehr viele Betrachtungen stellte er über einen Pflug an, der häßlich knarrte. Aber ganz unbegreiflich war es ihm, als ein junger Bursche, der ein

Digitized by Google

Pferd führte, auf einem Blatte blies! Da nahm er einen weiten Umweg. — Um 6 Uhr war ich bei Apfelstedt; der Fußweg geht außen hin. Eine Viertelstunde nachher stieg ich die Höhe von Kornhochheim hinauf. Der Himmel war ziemlich hell, und die Aussicht auf die Gleichen und die schönen Dörfer Apfelstedt, Wandersleben und andere erfreute mich recht. — Bei den schönen Linden vor Kornhochheim jagte Herr Mohr eine Anzahl Schwalben herum; und wenn er Flügel gehabt hätte, so hätte er vielleicht eine gefangen. Nun kamen sie gerade noch zu rechter Zeit davon. Ich aber drohte ihm mit Schlägen, weil er nicht gehört hatte, als ich rief. Eine Zeitlang folgte er nun auch ganz ordentlich und kam gleich hinter mich, wenn ich nur „du!!" sagte. Aber eine halbe Stunde nachher, vor Thörey, hatte er seine guten Vorsätze vergessen und jagte etlichen Lerchen so weit nach, daß ich ihn gar nicht mehr sah. Als er dann wiederkam, erhielt er seine Strafe; doch war sie gnädig — nur mit dem Regenschirm. Von nun an betrug er sich sehr anständig, um sich in Ichtershausen, dem wir nun schon nahe waren, einen guten Namen zu machen. Um halb acht Uhr waren wir auf unserem Hofe, wo es ihm wohl zu gefallen schien. E.'s Gänse, die da waren, ließ er ruhig gehen; aber sowie er die schöne Superintendent-Katze gewahr wurde, fuhr er gewaltig auf sie los. Sie war die klügste und gab nach. Ich glaube, nun wird es ihr bei uns nicht mehr wohlgefallen. — Nun wollten wir ins Haus, Mohr zuerst. Aber das ging nicht so leicht. Die Tür war geschlossen. Als ich wieder über den Hof ging, um durch den Garten hineinzukommen, erschien Martha und tröstete mich damit, daß sie auch nicht hineinkönne. Sie hatte nämlich die Schlüssel drinnen gelassen, und beim Hinausgehen war ihr die Gartentür zugeschnappt. Ein hübscher junger Mensch vom Nachbar E. stieg mit der Leiter auf den Gang und machte uns dann auf. Mohr war zuerst etwas ängstlich und folgte mir auf Tritt und Schritt nach. Ich habe das Behältnis unter der Treppe zu seiner Wohnung bestimmt. Da soll er Bretter und Stroh hineinbekommen, damit er auf den Steinen nicht gar zu hart liegt. Er hat mit bestem Appetit zwei von den Butterbroten gespeist, die ich mitbekommen hatte; ich selbst habe die beiden anderen gegessen. Bischof hat er nicht gewollt, sondern sich an Wasser erquickt. — Auch im Garten ist er gewesen und hat sich etlichemal auf der Frau Superintendent Kehl*) Pflanzenbeeten gewälzt; das werde ich künftig nicht leiden dürfen. Dann ist er auf meine Stube mitgegangen und hat sich sehr über meine Fußdecke gefreut, die er von sonst her kannte. Er legte sich sogleich darauf unter den Schreibtisch. Ich habe sie ihm aber lieber hinter den Ofen gelegt; da hat er bis jetzt fast immer geschlafen; es ist eben 12 Uhr. — Doch das muß ich noch erzählen: er ist mit im Kuhstall gewesen und eifersüchtig auf die Kuh geworden! Denn wie ich diese zwischen den Hörnern kraute und sie sich das gern gefallen ließ, da knurrte er so sehr, daß sie darüber erschrak. Sie ist rot mit einer Bläße auf der Stirn. Gestern abend

*) Frau seines † Vorgängers.

hat sie zwei Kannen Milch gegeben. Wie viele Tassen Molken macht das? — Nun zu meiner Bitte: Sei ja bis Sonnabend nachmittag recht frisch und munter, damit ich nicht die schöne Aussicht bei Kornhochheim allein sehen muß oder gar nicht! Willst Du? Grüße Bernhard und Marien, sage Marien, daß vielleicht heute nachmittag eine Glucke mit Küchelchen kommt! — Dein W. Hey." (21. Juni 1832.)

Wie reizend ein zweiter Brief: „Liebe, gute Clotilde! Notwendig muß ich Dir einen Brief schreiben und Dich feierlich zur Kirmse einladen. Ich höre zwar, Du seiest nicht recht wohl. Aber wenn Du diesen Brief erhältst, bist Du wohl lange schon gesund oder wirst es mir zuliebe, und weil Du siehst, wie notwendig Du hier bist. Mußt Du nicht den Sonnabend Ordnung machen helfen? Ach große, denn die Unordnung geht darüber hinaus. Worüber denn? — Ferner sollst Du Sonntag nachmittag backen helfen und nachher auf der Kirmse essen. Sieh zu, was Du tun kannst! Lieb habe ich Dich doch, wenn Du auch nicht kommst, und gar die anderen dort bleiben müßten. Aber wie viel lieber erst, wenn Ihr alle zusammen aus der Kutsche steigt und Mohr und ich Euch feierlich empfangen! Herrn Bernhard und Fräulein Marie meinen Gruß! — Es gibt auch noch Weintrauben, aber die müssen geholt werden. Lebewohl! — Dein W. Hey." (10. Oktober 1832.)

Ferner: „Liebe, gute Clotilde! Du sollst gelobt werden als die allerpünktlichste Briefstellerin, da Du nicht bloß alles aufs genaueste beantwortest und besorgst, was wir etwa zu fragen und zu bitten haben, sondern sogar die Gedanken errätst und ihnen mit freundlicher Erfüllung zuvorkommst. Am Dienstag abend hatte eben Luise die Abwesenheit Deiner Mutter beklagt aus vielerlei Ursachen, hauptsächlich aber, weil sie nun um das einzige Gebäck komme, das sie in Gotha besser zu machen wüßten als sonst in der weiten Welt, nämlich um den Nikolauszopf; da kam bald Deine Schachtel, tat sich auf und — der ersehnte lag darin. Möge Dir, Du gute Fürsorgerin, Dein Zopf wachsen bis auf die Schuhe! — Dein W. Hey." (20. November 1835.)

Einige Tage nach der Geburt eines Söhnleins erhielt Clotilde wieder einen Brief: „Liebe gute Clotilde! Ist das nicht ein schönes und gutes Wort: „Es soll alles vergeben und vergessen sein?" Siehe, so machen wir es diesmal mit Deinem Geburtstag. Wir haben ihn vergessen, und Du sollst es uns vergeben. Dann ist alles in bester Ordnung. Wer ist schuld an der Sache? Das hat einmal wieder der kleine Junge getan! Weil er den 5. März geboren ist, so bildet er sich ein, der ganze Monat wäre sein, und läßt keinen Menschen an den 21. und 26. denken. Tröste Dich also mit anderen Leuten! Und wenn einmal sein Geburtstag kommt, so nimm Du keine Rache, sondern schreibe ihm einen recht freundlichen Brief, bis Ihr einander von Angesicht kennen lernt! Bis dahin wirst Du auch Dein Kinnewippchen, Mundflörchen u. s. w. wohl nicht vergessen haben, und womit Du sonst alte Leute zu necken pflegtest; das wird wohl dem kleinen Menschen gerade recht sein. Bis dahin aber behalte uns alle drei recht lieb! Grüße klein

Digitized by Google

Agnes und sage ihr, sie solle bald ganz gesund werden! Dein W. Hey." (22. März 1838.)

Als Clotilde sich am Neujahrstag 1846 verlobte, widmete Hey ihren Eltern folgende Zeilen: „. . . Gott segne die liebe Clotilde und lasse sie in dem geschlossenen Bunde dauernd glücklich werden! Sie ist dessen so wert, hat so ganz den Sinn für das schimmerlose Stilleben herzlicher Liebe. — Es ist für mich etwas so eigenes mit Euren Kindern überhaupt, mit Clotilden insbesondere. Sie war noch so klein, wie ich bei Euch wohnte, wie Ihr noch öfter hierher kommen konntet, wie sie mich neckte, und ich sie dafür herzlich lieb hatte. Seitdem habe ich sie wohl öfter gesehen, sie immer gleich freundlich — ich könnte sagen: kindlich — gefunden. Aber es ist eben das Kind Clotilde, das mir immer noch unwillkürlich entgegentritt, auch aus der Jungfrau Augen sah. Nun ist sie Braut! — —" (6. Januar 1846.)

Bei ihrer Hochzeit, am 15. Oktober 1846, überreichte er ihr unter anderen auch folgendes liebe Gedichtchen:

Mit Gott fängt alles an
Nach altem guten Brauch;
So sei es denn getan
In Deinem Haushalt auch!

Gott ist so groß, so klein,
Paßt überall sich ein;
Und wo er durch die Türe tritt,
Da bringt er seinen Segen mit. —

In seiner ersten Ehe mit Auguste Grosch war Hey ohne Kinder geblieben, und nun stand er schon fünf Jahre in zweiter Ehe mit Luise von Axen ohne Sohn, ohne Tochter — er, dessen Herz warm wurde im Kinderkreis, dem Unterrichtsstunden Stunden der Erquickung und der Erholung waren, so daß er freudig bekannte: „Jeder Unterricht frischt meinen Geist auf!" Dieser Kinderfreund hatte selbst kein Kind. Wie einsam und still hat er manchmal mit seiner Luise im Stüblein gesessen und voll Sehnsucht in die Zukunft geschaut! Da, in einer bangen Nacht, als der Frühling schon seine Stürme durchs Land blies, am 5. März des Jahres 1838, schenkte ein gnädiger Vater dem einsamen Pfarrhause von Ichtershausen ein Knäblein. „Es war eine ernste Nacht von Sonntag auf Montag; da stand alles auf dem Spiel, und die heitere Zuversicht, mit der sich seit lange mein Herz spielend erfreut, machte einer ernsten Ergebung Platz. Viel, sehr viel kam mir die unvergeßliche selige Auguste in den Sinn, so sehr, daß ich den anderen Tag in der Abspannung mehrmals ihren Namen statt Luise nannte! So gewohnt bin ich noch, alle Sorge um Krankheit auf sie zu beziehen! Kann sie, kann die selige Mutter von oben herabsehen, so freuen sie sich des Glückes, das uns Gott geschenkt. Ja, als ein rechtes Gottesgeschenk muß ich's ansehen. Wie hätte ich in meinem Alter, nach abermals fünf Jahren der Ehe, nun noch ein Kind hoffen dürfen! Und es ist ein so lieber, munterer Junge; er hat eine helle, kräftige Stimme, dazu eine höchst lebhafte Aktion mit den lieben Händchen, also ein Pfarrer, wie er leibt und lebt!" Wie ergreifend dieses Schreiben! O wunderseliger Mann! —

Der Knabe Wilhelm gedieh gut. Gottes Hand ruhte auf seinem Haupte, und sein Segen war mit ihm und dem glücklichen Elternpaare.

Digitized by Google

Täglich gab es etwas Neues für die beobachtenden Eltern, zwar manche Sorge, aber auch Freude und Wonne. Ein heller Sonnenschein flutete durchs traute Pfarrhaus; ein munteres Stimmchen klang durch seine stillen Räume; ein frisches Jagen und Springen, Tanzen und Singen machte alles wieder jung! Ja, Gottes Segen strömte aus in Herz und Haus! Und des Vaters Herzenswunsch klang aus in die Worte: „Möge es Gottes Wille sein, uns dasselbe zu erhalten, und hauptsächlich, daß wir es nach Seinem Willen gut erziehen!“

Ein in der Nachbarschaft wohnender Kantor war bei einem Brande in ein brennendes Haus gesprungen, um zu retten. Dabei wurde er von einer einstürzenden Wand erschlagen, eine tiefbetrübte Witwe mit 8 Waisen zurücklassend. Die jüngste hieß Clementine. „Gott hat uns das Töchterchen († 1839) genommen,“ sagte Hey zu seiner Frau, „sollen wir uns dieses Kindleins nicht annehmen, ihm die Eltern ersetzen? Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, spricht der Herr der nimmt mich auf!“ Mann und Frau waren sogleich einig, und so wurde die kleine Clementine (geb. 8. April 1832) Pflegetochter des Hauses und Spielkamerad des kleinen Wilhelm.

1846 kam noch Thekla von Aren, Nichte der Frau Superintendent, nach Ichtershausen. So hatte das stille Pfarrhaus nun drei Kinder: Clementine, geb. 8. April 1832, Thekla, geb. 22. September 1835, Wilhelm, geb. 5. März 1838. Die Kinder durften in die Studierstube ein- und ausgehen, ja sogar darin spielen, und wenn's auch recht lebhaft herging. Das störte Hey nicht. Er mußte eben bei den Kindern sein und diese bei ihm. Dann war er glücklich. Den Unterricht erteilte Hey selbst. Die Kinder mußten früh aufstehen, und dann wurde fleißig gearbeitet; aber auch die körperliche Ausbildung fand gebührende Beachtung. Die drei verlebten eine goldene Jugendzeit in Ichtershausen. — Wenn die Sonne einmal gar zu freundlich und verlockend ins Arbeitsstüblein des schon betagten Superintendenten hineinschaute, dann stahl er sich wohl einige Stündchen weg von der vielseitigen Arbeit, dann hieß es: „Kinder, wir wollen in den Wald! Holt eure Spielkameraden herbei und macht euch flugs fertig!“ Ach, war das eine selige Freude, und im Handumdrehen stand die kleine Schar zum Abmarsch bereit. Dann ging's wohl in den Thüringer Wald. Unterwegs wurden Rätsel und Rechenaufgaben gegeben und dazwischen Geschichten erzählt, wie gerade ein Berg oder ein Tal oder eine Burgruine Veranlassung dazu gab. Immer aber wurde das Auge auf die schöne, weite Welt gerichtet. Wenn dann mal eine leise Klage über Müdigkeit laut wurde, dann sagte Hey: „Nun, ein andermal bleibst Du wohl lieber zu Hause? Jetzt kommen wir bald an, wo es etwas zu essen gibt; das kannst' wohl vor Müdigkeit nicht mitmachen? — Erst wollen wir eins singen!“ Und dann klang es wieder von den Bergen und hinauf in den blauen Himmel hinein: „Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“ Wo in die Ferne vom Felsen man sehen konnte, da wurde dann Rast gemacht, und nun aß man mit herzlichem Hunger die mitgenommenen Butterbrote, und das Getränk lieferte der nahe Quell. Am Abend kehrte

Digitized by Google

dann alles fröhlich heim. Die gute Mutter hatte den Tisch bereit. Wie hungrig und müde die kleine Gesellschaft! Wie erquickend und labend der Schlaf hernach! O selig, ein Kind noch zu sein! O selig, mit dem Kinde Kind sein zu können! —

Im Jahre 1851 machte Hey mit seinem Sohne, der längere Zeit schon gekränkelt hatte und zur Besorgnis Veranlassung gab, eine Erholungsreise nach Norderney. Die stärkenden Bäder und die frische, reine Seeluft verfehlten ihre heilsame Wirkung nicht. Vater und Sohn kehrten gesund und wohlgemut zurück. 1852 wurde Wilhelm zu seiner weiteren Ausbildung nach Schnepfenthal geschickt, jener von Salzmann († 1811) im Jahre 1784 gegründeten Erziehungsanstalt, über deren Eingangspforte sich die Buchstaben D. D. u. H. befanden. Das sollte bedeuten: Denken, Dulden und Handeln. Und wie Guts Muths sagt: „Sie standen nicht bloß pro forma über dem Eingange, sie stammten aus dem Innern des kraftvollen Mannes, als echtes Symbol seiner Denkart.“ Wilhelms Erziehung und Unterricht lag in den besten Händen, und er lernte gut. Wenn er nach Hause schrieb, und das geschah wöchentlich, war er stets des Lobes voll über die liebevolle Behandlung. Weihnachten 1853 kehrte er für längere Zeit zurück, weil sein Vater ihn zur Konfirmation vorbereiten wollte, die dann im März 1854 im Pfarrhause, im Elternhause vollzogen wurde. Dann ging Wilhelm wieder nach Schnepfenthal. (Er starb 1899 als Baurat und Direktor der Baugewerbeschule zu Leipzig.)

Der Lebensabend.

Heys Gesundheitszustand ließ schon längere Zeit zu wünschen übrig. Er war nicht gewohnt, sich zu schonen. Aus einem üblen Magenleiden entstand Magenkrebs, der gegen Ende des Jahres 1853 einen ernstlichen Charakter angenommen hatte. Bei seiner Arbeit unterstützten ihn benachbarte Geistliche, und für Ichtershausen wurde ihm Pastor Louis Zschetzsche zur Seite gestellt.

Am 2. April 1854 (Sonntag Judica) hielt Hey seine Abschiedspredigt über Joh. 8, 51: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich!“ Er fühlte, daß sein Ende nahe sei. Da legte er denn auch zu Hause den Talar ab mit den Worten: „Hier, liebe Luise, den hebe zu meinem Andenken auf; ich brauche ihn nicht mehr; den zweiten gib mir zur letzten Ruhestätte mit; den dritten lasse meinem Nachfolger!“ Heilandsfriede wehte durch seine Seele und Himmelsruhe. Wie ernst und feierlich der Augenblick! Luise nahm das Gewand stillschweigend und mit einem langen, wehmütigen Blick. Dann ließ er sich nieder in den Lehnstuhl, und sie wankte hinaus. Unter Tränen hängte sie den Talar beiseite, nicht ohne inbrünstiges Gebet zum barmherzigen Vater im Himmel.

Zwei Aerzte behandelten den Kranken. Zwei Männer aus dem Dorfe waren in ständiger Nähe des Hülflosen. Sie waren seine treuen Wärter Tag und Nacht. In den letzten Wochen hatte auch der Arzt Dr. Hassenstein das Pfarrhaus nicht verlassen. So fehlte es dem schwer Leidenden nicht an sorgsamer und liebevoller Pflege. Bei aller Hinfälligkeit blieb der Geist frisch, so daß er in den letzten 40 Tagen noch

Digitized by Google

annähernd 60 Gedichte verfaßte, zum Teil selbst geschrieben, zum Teil diktiert. Seine Sprache wurde in den letzten Tagen recht undeutlich, daß man ihn nur schwer verstehen konnte. Am 16. Mai schien das Stündlein vorhanden zu sein. Sein Schwächezustand nahm überhand. Er konnte sich nicht mehr erheben, diktierte aber am 17. und auch am 18. noch je ein Gedicht. Wilhelm Hey war bereit und wartete auf den Ruf zum himmlischen Appell. Seine Umgebung war gefaßt. Doch ließ die Liebe die Hoffnung nicht sinken. Aber hier war nichts mehr zu hoffen als ein seliges Ende. Freitag, den 19. Mai 1854, ist er denn auch sanft entschlafen. Als Clementine ihm den Morgentrunk bringen will, da winkt er freundlich ab. Ihr Ruf schreckt die Hausbewohner herbei. Noch einen treuen, liebevollen Blick wirft der Sterbende den Seinen zu, dann ging der Puls langsamer, und nun stand er still. Ein Friedensbote brachte seine Seele hinauf in den lichten Sternensaal im Vaterhaus droben. Drunten aber löste sich der lang unterdrückte Kummer auf in Tränen um den guten seligen Toten. Draußen im Pfarrgarten machte die Maisonne alles licht und lebendig. Eine muntere Vogelschar sang ein vielstimmiges Morgenlied dem, der nun an seinem großen Maimorgen Einzug ins himmlische Paradies hielt.

Am 22. Mai fand die feierliche Beisetzung statt. Die Leidtragenden waren von nah und fern herbeigeeilt, um dem teuren Toten die letzte Ehre zu erweisen und um den trauernden Hinterbliebenen einigen Trost zu bringen. Pfarrer Tümpel, Subdiakonus in Gotha, sprach bei der Kirchenfeier auf Wunsch des Verstorbenen über den Glauben und hatte zu diesem Zweck Hebr. 13, 7 seiner Gedächtnisrede zu Grunde gelegt: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!“ Am Grabe sprach dann Pfarrer Kuntz (Molsdorf) in ergreifender, herzlicher Weise. Generalsuperintendent D. Petersen (Gotha) betete ein inniges Schlußgebet. Der Sarg war mit einem Kreuz geschmückt. Den Hügel deckten viele Kränze.

Am 31. Juli 1872 ist ihm seine treue Lebensgefährtin nachgefolgt. Nun schlummert sie neben ihrem Manne auf dem Friedhofe zu Ichtershausen. Auf des Pfarrers Grabkreuz stehen die Worte:

Johann Wilhelm Hey,
geb. 26. März 1789 zu Leina,
gest. 19. Mai 1854 zu Ichtershausen.

Auf der Rückseite:

Christus ist mein Leben,
Sterben mein Gewinn;
Ich habe Lust abzuscheiden
Und bei Christo zu sein.

Das ist das Lebensbild eines bedeutenden Philanthropen, eines Mannes von umfassenden Kenntnissen, treu im Beruf, bescheiden in seinem Wandel, freundlich, fröhlich und fromm, dem großen Kinderfreunde Jesus Christus nacheifernd — eines Freundes der Kinder ohne gleichen, voll Verdienst um die Erziehung unseres Volkes, für immer zu des Volkes besten Toten zählend!

Digitized by Google

Auswahl

aus

Gedichten von Wilhelm Hey.

Jesus der Kinderfreund.

Hab' ich's recht und wahr vernommen?
Jesus Christus spricht:
Laßt die Kindlein zu mir kommen,
Wehret ihnen nicht! —
Hält sie dann so fest
An sein Herz gepreßt,
Schenket ihnen seinen Segen,
Der sie führt auf allen Wegen.

Sieh, geschwinde will ich kommen —
Bin ja auch ein Kind —
Weil so freundlich aufgenommen
Doch die Kleinen sind.
Jesu, laß mich dein
Nun auf ewig sein,
Dein im Leben und im Sterben;
Deinen Himmel laß mich erben!

Jesu lieb, Jesu mein!

Jesu lieb, Jesu mein!
Du sollst mir das Liebste sein.
Ist doch niemand sonst dir gleich.
Keins so gut, so gnadenreich,
Daß du auch zum kleinsten Kind
Kommst so freundlich und so lind,
In die Arme es zu fassen,
Treu zu führen, nie zu lassen.

Jesu lieb, Jesu mein!
Du sollst mir das Liebste sein.
Immerfort denk' ich an dich,
Bitte: nimm zum Kinde mich!

Digitized by Google

Leib und Leben, Herz und Sinn
Geb' ich dir mit Freuden hin,
Will nun ganz dein eigen bleiben,
Daß mich nichts soll von dir treiben.

Weihnacht.

Alle Jahre wieder
Kommt das Christuskind
Auf die Erde nieder,
Wo wir Menschen sind.

Kehrt mit seinem Segen
Ein in jedes Haus,
Geht auf allen Wegen
Mit uns ein und aus.

Ist auch mir zur Seite
Still und unerkannt,
Daß es treu mich leite
An der lieben Hand.

Weihnacht.

Die schönste Zeit, die liebste Zeit,
Sagt's allen Leuten weit und breit,
Damit sich jedes freuen mag,
Das ist der liebe Weihnachtstag.

Den hat uns Gott der Herr bestellt,
Den herrlichsten in aller Welt,
Daß jung und alt, daß groß und klein
So recht von Herzen froh soll sein.

Das beste Kind, das liebste Kind,
So viele rings auf Erden sind,
Kommt her und hört, damit ihr's wißt,
Das ist der liebe Jesus Christ.

Wie der sich freundlich zu uns neigt,
Mit seinen Händen nach uns reicht;
Und wer sein Auge nur gesehn,
Will nimmer wieder von ihm gehn.

Zur Weihnachtszeit, zur Weihnachtszeit,
Da kam er von dem Himmel weit
Zu seinen armen Menschen her,
In einer Krippe schlummert er.

Das Christuskind in einem Stall,
Und ist doch von den Kindern all
Kein andres diesem einen gleich
Auf Erden und im Himmelreich.

Digitized by Google

Vom Himmel hoch, vom Himmel hell,
Da gehet auf ein Glanz gar schnell,
Der scheinet in der Mitternacht
Viel heller als der Sonne Pracht.

Und in den Lüften überall
Ertönt ein lauter Freudenschall,
Da hören sie's wohl fern und nah':
Das liebe Christuskind ist da!

Die Engelein, die Engelein,
Die singen alle froh darein
Den Hirten zu herab aufs Feld:
Geboren ist der Herr der Welt!

Geboren ist das Christuskind,
Durch das die Menschen selig sind,
Das alle so von Herzen liebt
Und ihnen Himmelsgaben gibt.

Das hören froh, das hören gern
Die Menschen alle nah' und fern,
Und denken nicht an Weh und Leid
Und freuen sich der schönen Zeit;

Und jedes ruft dem andern zu:
Mein Bruder, Schwester, höre st du,
Was uns vom Himmel diese Nacht
Hat für ein großes Heil gebracht?

Du Kind so lieb, du Kind so gut,
Das allen Menschen Gutes tut,
Komm bald einmal nun auch zu mir
Und meiner kleinen Schwester hier!

Nimm von uns Angst und Weh und Schmerz,
Gib uns ein frohes, frommes Herz,
Laß uns auf Erden gut und rein
Und einst im Himmel bei dir sein!

Jesuskind.

Warum zur Erde nieder,
Wo Schuld und Trübsal sind,
Kehrst du alljährlich wieder,
Du liebes Jesuskind?

Und deine Augen wenden
Nach uns sich für und für,
Und winkst mit deinen Händen
Uns immerfort zu dir?

Digitized by Google

Das macht ja deine Liebe;
Wir sollen glücklich sein,
Daß keins mehr Unrecht übe
Und komm' in Schuld und Pein.

Du Jesuskind, so stehe
Auch mir nun freundlich bei,
Daß ich zum Himmel gehe,
Einst mit dir selig sei!

Christuskind.

Christuskind, du Himmelskind,
Bist so fromm und treu gesinnt,
Kehrest ein in jedes Haus,
Teilest schöne Gaben aus,
Gaben für die Deinen,
Für die lieben Kleinen,
Für die Großen auch dazu
Herzenstrost und Himmelsruh.

Wo wohnt der liebe Gott?

Wo wohnt der liebe Gott?
Sieh dort den blauen Himmel an,
Wie fest er steht so lange Zeit,
Sich wölbt so hoch, sich streckt so weit,
Daß ihn kein Mensch erfassen kann;
Und sieh der Sterne goldnen Schein
Gleich als viel tausend Fensterlein:
Das ist des lieben Gottes Haus,
Da wohnt er drin und schaut heraus,
Und schaut mit Vateraugen nieder
Auf dich und alle deine Brüder!

Wo wohnt der liebe Gott?
Hinaus tritt in den dunkeln Wald;
Die Berge sieh zum Himmel gehn,
Die Felsen, die wie Säulen stehn,
Der Bäume ragende Gestalt;
Horch, wie es in den Wipfeln rauscht,
Horch, wie's im stillen Tale lauscht!
Dir schlägt das Herz, du merkst es bald,
Der liebe Gott wohnt in dem Wald;
Dein Auge zwar kann ihn nicht sehen,
Doch fühlst du seines Odems Wehen.

Digitized by Google

Wo wohnt der liebe Gott?
Hörst du der Glocken hellen Klang?
Zur Kirche rufen sie dich hin.
Wie ernst, wie freundlich ist's darin!
Wie lieb und traut und doch wie bang!
Wie singen sie mit frommer Lust!
Wie beten sie aus tiefer Brust!
Das macht, der Herr Gott wohnet da;
Drum kommen sie von fern und nah',
Hier vor sein Angesicht zu treten,
Zu flehn, zu danken, anzubeten.

Wo wohnt der liebe Gott?
Die ganze Schöpfung ist sein Haus.
Doch wenn es ihm so wohl gefällt,
So wählet in der weiten Welt
Er sich die engste Kammer aus.
Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch, auch da zieht Gott herein;
O halt das deine fromm und rein!
So wählt er's auch zur Wohnung sein
Und kommt mit seinen Himmelsfreuden
Und wird nie wieder von dir scheiden!

Neujahr.

Ein neues Jahr hat angefangen,
Der liebe Gott hat's uns geschenkt.
Viel hundert Jahr' sind hingegangen,
Seit er an seine Menschen denkt,
Und hört nicht auf, für uns zu sorgen,
Und wird nicht müde, was er tut,
Und weckt und stärkt uns alle Morgen
Und gibt so viel und ist so gut.

Und sieht auch heut vom Himmel nieder
Auf mich und jedes kleine Kind,
Und hilft auch dieses Jahr uns wieder,
So lang wir gut und folgsam sind.
Du, lieber Gott, kannst alles machen,
Willst du mich machen treu und gut,
Willst du mich dieses Jahr bewachen,
Daß nie dein Kind was Böses tut?

Sonntag.

Viel heller glänzt der Sonne Strahl
Als Mond und Sterne tausendmal,

Digitized by Google

Und hab' ich vor den andern allen
Am lieben Sonntag mein Gefallen;
Da rufen fromme Glocken aus:
Kommt her in eures Vaters Haus!
Von seiner Liebe sollt ihr singen,
Und freudig soll die Orgel klingen,
Und Gottes Wort und Vaterlehren
Sollt ihr am heil'gen Altar hören,
Und daß ihr alle lernt und wißt,
Wie gut er's meint, wie treu er ist.
Drum hab' ich auch den Sonntag gern,
Den schönsten Tag, den Tag des Herrn.

Sonntag.

Gott im Himmel hat gesprochen:
Sieben Tage sind in der Wochen;
Sechs davon will ich euch geben,
Schaffet da, was not zum Leben;
Doch der Sonntag bleibe mein,
Da will ich euch unterweisen,
Mir zu dienen, mich zu preisen,
Gut und fromm vor mir zu sein. —
Liebes Kind, vergiß es nicht,
Was der Herr vom Sonntag spricht!

Die Bibel.

Die Bibel ist ein heilig Buch;
Es steht vom lieben Gott darin.
Und wer es liest mit frommem Sinn,
Dem bringt es Freud' und Glück genug.

Es steht darin von Jesus Christ,
Wie er vom Himmel kommen war
Und Gut's getan und immerdar
So fromm und lieb gewesen ist.

Und auch vom Himmel steht darin,
Wie ich hinein einst kommen kann,
Und Gott zum Kinde mich nimmt an,
Wenn ich einmal gestorben bin.

O meine Mutter, hilf du mir,
Daß ich die Bibel lesen kann!
Dann hab' ich meine Freude dran,
Und Gott schenkt Segen mir und dir.

Digitized by Google

Gott Vater.

Aus dem Himmel ferne,
Wo die Englein sind,
Schaut doch Gott so gerne
Her auf jedes Kind.

Höret seine Bitte
Treu bei Tag und Nacht,
Nimmt's bei jedem Schritte
Väterlich in acht.

Gibt mit Vaterhänden
Ihm sein täglich Brot,
Hilft an allen Enden
Ihm aus Angst und Not.

Sagt's den Kindern allen,
Daß ein Vater ist,
Dem sie wohlgefallen,
Der sie nie vergißt.

Gottes Lob im Winter.

Singt Gottes Lob im Winter auch!
Er ist so treu und gut,
Er nimmt vor Frost und Sturmeshauch
Die Saat in seine Hut.

Er deckt sie mit dem Schnee so dicht,
So weich und sicher zu;
Sie merkt den harten Winter nicht
Und schläft in stiller Ruh'.

Singt Gottes Lob zur Winterszeit!
Er ist so treu und gut,
Er schenkt dem Sperling warmes Kleid
Und warmes, rasches Blut.

Er zeiget ihm sein Futter an,
Ein Körnlein hie und da,
Und führt ihn, daß er's finden kann,
Auf Wegen fern und nah.

O lobet Gott den Winter lang!
Er ist so treu und gut
Und führt auch eurer Füße Gang
Und gibt euch frohen Mut;

Und schenkt euch guter Gaben viel
Für euren Leib und Geist,
Schenkt Kraft zum Fleiß und Lust zum Spiel
Und Glauben allermeist.

Frühling.

Wenn die Wässerchen fließen
Und der Schnee zerrinnt,
Da kommt auf den Wiesen

Digitized by Google

Ein Engelkind.
Das trägt in der Hand
Einen Blumenstrauß
Und streut ihn aus
Uebers ganze Land.
Und die Lämmer, die springen,
Und die Vögel, die singen,
Und in Blüten flüstert der Wind.
Wie heißt doch wohl das liebe Kind? —
Ei, Frühling heißt das liebe Kind!

Frühling.

Frühlingszeit, schönste Zeit!
Die uns Gott der Herr verleiht
Weckt die Blümlein aus der Erde,
Gras und Kräuter für die Herde;
Läßt die jungen Lämmer springen,
Läßt die lieben Vöglein singen.
Menschen, eures Gottes denkt,
Der euch so den Frühling schenkt!

Sommer.

Sommerzeit, heiße Zeit!
Sonne brennt wohl weit und breit;
Aber Gott schickt milden Regen,
Schüttet alles Feld voll Segen,
Schenkt dem Schnitter volle Aehren,
Brot genug, uns all zu nähren.
Menschen, merkt es, Gott ist gut,
Daß er so am Sommer tut!

Herbst.

Herbsteszeit, reiche Zeit!
Gott hat Segen ausgestreut,
Daß sich alle Bäume neigen
Von den fruchtbeladnen Zweigen;
Schaut nun her mit Vaterblicken,
Wie sich alle dran erquicken.
Menschen, nehmt die Gaben gern,
Aber ehret auch den Herrn!

Digitized by Google

Winter.

Winterzeit, kalte Zeit!
Aber Gott schenkt warmes Kleid,
Dichten Schnee der kahlen Erde,
Warmes Wollenfell der Herde,
Federn weich den Vogelscharen,
Daß sie keine Not erfahren;
Menschen, Haus und Herd auch euch;
Lobt ihn, der so gnadenreich!

Gebete.

1.

Wie fröhlich bin ich aufgewacht,
Wie hab' ich geschlafen sanft die Nacht!
Hab Dank, im Himmel du Vater mein,
Daß du hast wollen bei mir sein.
Nun sieh auf mich auch diesen Tag,
Daß mir kein Leid geschehen mag. Amen.

2.

Vorüber ist die dunkle Nacht,
Der frische Morgen ist erwacht,
Und alle deine Kinder freun
Sich in dem schönen hellen Schein.
Du bist so treu, du bist so gut,
Du hast sie all' in deiner Hut.
So hast auf mich du auch gesehn,
Daß mir nichts Böses ist geschehn.
So sei mit mir auch diesen Tag!
Ich fang' ihn an in deinem Namen,
Daß ich ihn froh vollbringen mag
In deiner treuen Obhut. Amen!

3.

Guter Vater im Himmel du,
Meine Augen fallen zu;
Will mich in mein Bettchen legen,
Gib nun du mir deinen Segen!
Lieber Gott, das bitt' ich dich:
Bleib' bei mir, hab' acht auf mich! Amen.

4.

Du lieber Gott, nun schlaf' ich ein,
Du wollest treulich bei mir sein,
Mit milder Vaterhand mich decken

Digitized by Google

Und morgen wieder froh erwecken.
Und wo noch sonst ein Auge wacht,
Und zu dir ruft ein leiser Hauch,
Gib ihnen eine gute Nacht,
Und meiner kranken Mutter auch! Amen.

Gott Schöpfer.

Meine Augen sind klar wie Morgenlicht,
Wie Rosen so rot ist mein Gesicht;
Ich hab' einen Mund zu freudigem Singen
Und Füßchen, die können so munter springen.
Mund, Füß' und Händ' und Augen und Leben
Hat alles der Vater im Himmel gegeben.

Was ich habe.

Zwei Augen hab' ich klar und hell,
Die drehn sich nach allen Seiten schnell,
Die sehn alle Blümchen, Baum und Strauch
Und den hohen blauen Himmel auch.
Die setzte der liebe Gott mir ein,
Und was ich kann sehen, ist alles sein.

Zwei Ohren sind mir gewachsen an,
Damit ich alles hören kann,
Wenn meine liebe Mutter spricht:
„Kind, folge mir und tu das nicht!"
Wenn der Vater ruft: „Komm her geschwind,
Ich habe dich lieb, mein gutes Kind!"

Einen Mund, einen Mund hab' ich auch,
Davon weiß ich gar guten Gebrauch,
Kann nach so vielen Dingen fragen,
Kann alle meine Gedanken sagen,
Kann lachen und singen, kann beten und loben
Den lieben Gott im Himmel droben.

Hier eine Hand und da eine Hand,
Die rechte und die linke sind sie genannt;
Fünf Finger an jeder, die greifen und fassen.
Jetzt will ich sie nur noch spielen lassen;
Doch wenn ich erst groß bin und was lerne,
Dann arbeiten sie alle auch gar gerne.

Füße hab' ich, die können stehn,
Können zu Vater und Mutter gehn,
Und will es mit dem Laufen und Springen

Digitized by Google

Nicht immer so gut, wie ich's möchte, gelingen,
Tut nichts; wenn sie nur erst größer sind,
Dann geht es noch einmal so geschwind.

Ein Herz, ein Herz hab' ich in der Brust,
So klein und klopft doch so voller Luft,
Und liebt doch den Vater, die Mutter so sehr.
Und wißt ihr, wo ich das Herz hab' her?
Das hat mir der liebe Gott gegeben,
Das Herz und die Liebe und auch das Leben.

Gott der Allwissende.

Weißt du, wieviel Sterne stehen
An dem blauen Himmelszelt?
Weißt du, wieviel Wolken gehen
Weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet,
Daß ihm auch nicht eines fehlet
An der ganzen großen Zahl.

Weißt du, wieviel Mücklein spielen
In der hellen Sonnenglut?
Wieviel Fischlein auch sich kühlen
In der hellen Wasserflut?
Gott der Herr rief sie mit Namen,
Daß sie all' ins Leben kamen,
Daß sie nun so fröhlich sind.

Weißt du, wieviel Kinder frühe
Stehn aus ihren Bettlein auf,
Daß sie ohne Sorg' und Mühe
Fröhlich sind im Tageslauf?
Gott im Himmel hat an allen
Seine Lust, sein Wohlgefallen.
Kennt auch dich und hat dich lieb!

Abendlied.

Bald ist es wieder Nacht,
Mein Bettlein ist gemacht;
Drein will ich mich legen
Wohl mit Gottes Segen,
Weil er die ganze Nacht
Gar treulich mich bewacht.

Da schlaf ich ruhig ein,
Gar sicher kann ich sein.
Vom Himmel geschwinde
Kommen Engelein linde
Und decken still mich zu
Und schützen meine Ruh'.

Digitized by Google

Und wird's dann wieder hell,
Da wecken sie mich schnell;
Dann spring' ich so munter
Vom Bettlein hinunter.
Hab' Dank, Gott Vater du!
Ihr Englein auch dazu!

Gott wacht.

Gute Nacht, nun geht's zur Ruh',
Die müden Aeuglein fallen zu.
Es schläft die Mutter, es schläft das Kind,
Und alle, die im Hause sind.
Nur noch der Vater im Himmel wacht
Mit hellem Auge die ganze Nacht;
Der nimmt sein Kind gar treu in acht.

Nacht.

Wenn am Abend Mann und Kind,
Tier und Vogel müde sind,
Gott der Herr hat's schon gesehen,
Sonne heißt er untergehen,
Schickt die stille Nacht hernieder,
Spricht zu ihr: „Nun decke du
Alle meine Kinder zu,
Bring zur Ruh' die müden Glieder!"
Sieh, da kommt die liebe Nacht,
Wieget uns in Schlaf ganz sacht!
Nur der liebe Vater wacht.

Tu nichts Böses!

Tu nichts Böses, tu es nicht!
Weißt du, Gottes Angesicht
Schaut vom Himmel auf die Seinen,
Auf die Großen, auf die Kleinen,
Und die Nacht ist vor ihm Licht.

Sind auch Vater, Mutter weit,
Er ist bei dir allezeit;
Daß du ja kein Unrecht übest
Und sein Vaterherz betrübest!
Ach das wär' dir künftig leid!

Digitized by Google

Sei artig!

Du liebes Schwesterlein,
Wir wollen immer recht artig sein!
Haben dann Vater und Mutter beide
An uns Kindern ihre Freude.
Sieht's auch droben im Himmel fern
Gott der Vater und hat es gern;
Spricht: „So mag ich die Kinder sehen,
Denen soll nie ein Leid geschehen!"
Und alle die Engelein um ihn her,
Die hören es auch und freuen sich sehr.

Schwesterchens Tod.

Die schwarzen Leute haben
Mein Schwesterchen begraben
Wohl in der Erde tief.
Ich wollt' es munter küssen,
Doch hab' ich's lassen müssen,
Weil's gar zu fest noch schlief.

Doch wenn vom Himmel kommen
Die Engelein, die frommen,
Da wacht's wohl fröhlich auf.
Dann fliegen sie geschwinde
Mit unserm lieben Kinde
Zum Himmel hoch hinauf.

Du meine Mutter, weine
Doch um die liebe Kleine
Nicht immerfort so sehr!
Der liebe Gott hat droben
Gar schön sie aufgehoben;
Da sieht sie freundlich zu uns her.

Wiegenlied.

Brüderlein du in der Wiege,
Stille liege, stille liege!
Will dir auch ein Liedchen singen,
Das soll bald in Schlaf dich bringen.

Englein schweben dann ganz leise
Um dein Bettchen her im Kreise,
Daß sie dir die Bäcklein kühlen
Und im Traume mit dir spielen

Digitized by Google

Zeigen dir gar schöne Sachen,
Lassen dich so fröhlich lachen,
Küssen deine kleinen Hände,
Lieben, herzen dich ohn' Ende.

Und im lieben Himmel wendet
Gott der Herr, der sie gesendet,
Gar kein Auge von euch allen,
Hat so recht sein Wohlgefallen.

Vöglein, Blümlein, Wässerlein.

Vöglein im hohen Baum,
Klein ist's, ihr seht es kaum,
Singt doch so schön,
Daß wohl von nah und fern
Alle die Leute gern
Horchen und stehn.

Blümlein im Wiesengrund
Blühen so lieb und bunt
Tausend zugleich.
Wenn ihr vorüber geht,
Wenn ihr die Farben seht,
Freuet ihr euch.

Wässerlein fließt so fort
Immer von Ort zu Ort
Nieder ins Tal.
Dürstet nun Mensch und Vieh,
Kommen zum Bächlein sie,
Trinken zumal.

Habt ihr es auch bedacht,
Wer hat so schön gemacht
Alle die drei?
Gott der Herr machte sie,
Daß sich nun spät und früh
Jedes dran freu'.

Lobe den Herrn!

Die Lerche singt so hell ihr Lied
Und lobt den Herrn,
Daß der vom Himmel niedersieht
Und hört's gar gern.

Das Fischlein in dem Wasser schwimmt
So stumm dahin,
Und doch sein Schöpfer auch vernimmt
Des Fischleins Sinn.

So hört er deiner Stimme Ton
In Lust und Schmerz
Und kennt auch ohne Wort' doch schon
Dein ganzes Herz.

Gott sorgt für alle.

Es ist kein Mäuschen so jung und klein,
Es hat sein liebes Mütterlein.

Digitized by Google

Das bringt ihm manches Krümchen Brot,
Damit es nicht leidet Hunger und Not.

Es ist kein liebes Vögelein
Im Garten draußen so arm und klein,
Es hat sein warmes Federkleid.
Da tut ihm Regen und Schnee kein Leid.

Es ist kein bunter Schmetterling,
Kein Würmchen im Sommer so gering,
Es findet ein Blümchen, findet ein Blatt,
Davon es ißt, wird froh und satt.

Es ist kein Geschöpf in der weiten Welt,
Dem nicht sein eignes Teil ist bestellt,
Sein Futter, sein Bett, sein kleines Haus,
Darinnen es fröhlich geht ein und aus.

Und wer hat das alles so bedacht?
Der liebe Gott, der alles macht
Und sieht auf alles väterlich,
Der sorgt auch Tag und Nacht für mich.

Keinem Würmchen tu ein Leid!

Keinem Würmchen tu ein Leid!
Sieh, in seinem schlichten Kleid
Hat's doch Gott im Himmel gern,
Sieht so freundlich drauf von fern;
Führt es zu dem Grashalm hin,
Daß es ißt nach seinem Sinn;
Zeigt den Tropfen Tau ihm an,
Daß es satt sich trinken kann;
Gibt ihm Lust und Freudigkeit. —
Liebes Kind, tu ihm kein Leid!

Gott gibt alles.

Die Schnecke hat ein Haus,
Ihr Fellchen hat die Maus,
Der Sperling hat die Federn fein,
Der Schmetterling schöne Flügelein.
Nun sage mir, was hast denn du?
Ich habe Kleider und auch Schuh',
Und Vater und Mutter, Lust und Leben.
Das hat mir der liebe Gott gegeben!

Digitized by Google

Kleine Biene.

Kleine Biene, wer sagt es dir,
Daß die Blumen blühen hier?
Wer hat drin dir den Tisch gedeckt,
Daß es dir so lieblich schmeckt?
Weißt du, wer so an dich gedacht?
Gott ist's, der alles hat gemacht!

Das kleine Bienelein.

Das kleine Bienelein
Fliegt immer fleißig hin und her,
Als ob es niemals müde wär',
Und trägt den Honig ein.

Wer hat's ihm denn gesagt,
Wo's überall ihn finden kann
Für sich und dich und jedermann,
Daß es gar niemals fragt?

Das tat ja Gott allein!
Der legt ihn in die Blumen hin,
Da findet ihn das Bienchen drin
Und trägt ihn fröhlich ein.

Das Samenkorn.

Wer merkt's am Samenkorn so klein,
Daß drin ein Leben könnte sein?
Kaum hab' ich's in das Land gesteckt,
Da ist auch seine Kraft erweckt,
Da dringt es aus der Erde vor,
Da steigt es in die Luft empor,
Da treibt's und wächst und grünt und blüht;
Da lobt den Schöpfer, wer es sieht!

Der kleine Gärtner.

Wer Blumen pflanzt im Garten,
Der muß geduldig warten.
Der Winter ist gar streng und hart,
Da hält sich alles wohlverwahrt.
Doch tritt der Frühling erst heraus,
So bricht auch alles fröhlich aus!

Digitized by Google

Der fröhliche Gärtner.

Habt Dank, ihr lieben Blümchen,
Daß ich euch wiederseh'!
Ihr schaut mit blauen Augen
Hervor aus Eis und Schnee.
Nun will ich euch fröhlich pflücken
Und der lieben Mutter schicken;
Die soll sich mit mir freu'n.
Daß auch in meinem Gärtchen
So schöne Blumen gedeih'n!

Gott und die Blumen.

Wer hat die Blumen nur erdacht,
Wer hat sie so schön gemacht,
Gelb und rot und weiß und blau,
Daß ich meine Lust dran schau'?

Wer hat im Garten und im Feld
Sie so auf einmal hingestellt?
Erst war's doch so hart und kahl,
Blüht nun alles auf einmal.

Wer ist's, der ihnen allen schafft
In den Wurzeln frischen Saft,
Gießt den Morgentau hinein,
Schickt den hellen Sonnenschein?

Wer ist's, der sie alle ließ
Duften noch so schön und süß,
Daß die Menschen groß und klein
Sich in ihrem Herzen freu'n?

Wer das ist, und wer das kann,
Und nicht müde wird daran?
Das ist Gott in seiner Kraft,
Der die lieben Blumen schafft!

Blumen unterm Schnee.

Wo sind alle die Blumen hin?
Schlafen in der Erde drin,
Weich vom Schneebettchen zugedeckt,
Stille nur, daß sie niemand weckt!
Uebers Jahr mit dem Sonnenschein
Tritt der liebe Gott herein,

Digitized by Google

Nimmt die Decke hinweg ganz sacht',
Ruft: „Ihr Kinder, nun all' erwacht!"
Da kommen die Köpfchen schnell herauf,
Da tun sie die hellen Augen auf!

Wandersmann und Lerche.

Lerche, wie früh schon fliegest du
Jauchzend der Morgensonne zu! —
Will dem lieben Gott mit Singen
Dank für Leben und Nahrung bringen!
Das ist von alters her mein Brauch.
Wandersmann, deiner doch wohl auch? —

Und wie so laut in der Luft sie sang.
Und wie er schritt mit munterm Gang,
War es so froh, so hell den zwei'n
Im lieben, klaren Sonnenschein!
Und Gott der Herr im Himmel droben
Hörte gar gern ihr Danken und Loben.

Knabe am Vogelnest.

Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann:
O rühre mein kleines Nest nicht an!
O sieh nicht mit deinen Blicken hin!
Es liegen ja meine Kinder drin;
Die werden erschrecken und ängstlich schrei'n,
Wenn du schaust mit den großen Augen herein! —

Wohl sähe der Knabe das Nestchen gern,
Doch stand er behutsam still von fern.
Da kam der arme Vogel zur Ruh',
Flog hin und deckte die Kleinen zu,
Und sah so freundlich den Knaben an:
Hab Dank, daß du ihnen kein Leid getan!

Hündchen und Böckchen.

Hüte dich, Böckchen, jetzt beiß' ich dich! —
Hüte dich, Hündchen, jetzt wehr' ich mich! —
Habe gar einen scharfen Zahn! —
Sind mir zwei Hörner gewachsen an! —
Böckchen, es war nicht so schlimm gemeint,
Laß uns nur spielen und sein gut Freund! —

Digitized by Google

Und so liefen den ganzen Tag
Immer die zwei einander nach.
Hündchen, das bellte mit Gewalt.
Böckchen, das zeigte die Hörner bald.
Sprangen dann wieder um die Wette.
Wer's doch mit angesehen hätte!

Pferd und Füllen.

Springe nur, Füllen, mein fröhlich Kind,
Her und hin, hurtig wie der Wind;
Bist noch ein Weilchen frank und frei!
Wirst du erst groß, dann ist's vorbei,
Hast dann Müh' und Arbeit genug,
Trägst den Reiter, ziehest den Pflug! —

Das Füllen sprang mit frohem Sinn
So hurtig neben der Mutter hin
Und durfte spielen und scherzen bloß.
So wurd' es gar schön und stark und groß.
Dann hab' ich's gesehen nach drei Jahren,
Da konnt' es den schwersten Wagen fahren.

Hase.

Seh' mir einer den Hasen an,
Sitzt er nicht stolz da wie ein Mann?
Schaut sich so trotzig um und um,
Zieht das bärtige Schnäutzchen krumm.
Daß ja nur niemand ihm kommt zu nah',
Er wäre wohl gleich mit Schlägen da!

Ja, wäre er ganz allein in der Welt,
Er bliebe gewiß ein rechter Held.
Nun hört er von fern eine Peitsche schallen,
Da ist ihm gleich der Mut gefallen.
Sieht nicht erst noch einmal näher zu,
Läuft auf und davon in einem Nu.

Fuchs und Ente.

Frau Ente, was schwimmst du dort auf dem Teich?
Komm doch einmal her an das Ufer gleich;
Ich hab' dich schon lange was wollen fragen! —
Herr Fuchs, ich wüßte dir nichts zu sagen.
Du bist mir so schon viel zu klug,
Drum bleib' ich dir lieber weit genug! —

Digitized by Google

Herr Fuchs, der ging am Ufer hin
Und war verdrießlich in seinem Sinn.
Es lüstete ihn nach einem Braten.
Das hatte die Ente gar wohl erraten.
Heut' hätt' er so gerne schwimmen können.
Nun mußt' er ihr doch das Leben gönnen.

Fuchs und Hahn.

Wer rät mir ein Rätsel? Wer ist so klug? —
Komm, sag' mir's; ich habe Verstand genug! —
Einen Kopf hat er voll von Hinterlist,
Eine Schnauze, die gern was Gutes frißt,
Jetzt kommt er gesprungen und packet dich! —
O weh mir Armen! Jetzt frißt er mich! —

Der arme Hahn! Er sollte sich wahren;
Das Garzugescheitsein bringt Gefahren.
Er kannte den Fuchs. Er hätte nicht sollen
Ihm seine Rätsel raten wollen.
Nun hat's ihn gereut zu tausend Malen,
Nun muß er's mit seiner Haut bezahlen.

Fischlein.

Fischlein, Fischlein! Du armer Wicht!
Schnappe nur ja nach der Angel nicht!
Geht dir so schnell zum Halse hinein,
Reißt dich blutig und macht dir Pein!
Siehst du nicht sitzen den Knaben dort?
Fischlein, geschwinde schwimme fort!

Fischlein mocht' es wohl besser wissen,
Sah nur nach dem fetten Bissen,
Meinte, der Knabe mit seiner Schnur
Wäre hier so zum Scherze nur.
Da schwamm es herbei, da schnappt' es zu.
Nun zappelst du, armes Fischlein du!

Dieb und Hund.

Still, Hündchen, still, und sei gescheit!
Bell nicht; ich tu dir ja kein Leid!
Will dir eine schöne Bratwurst geben! —
Mit nichten; darum bell' ich eben!
Ich seh's, du willst nur stehlen hier,
Darum tust du so schön mit mir! —

Digitized by Google

Der Hund, der treue, bellte mit Macht.
Das hörte man weithin durch die Nacht.
Es erwachten die Leute im Hause drinnen.
Da schlich sich der böse Dieb von hinnen
Und fürchtete sich und kam nicht wieder.
Still legte der gute Hund sich nieder.

Möpschen und Spitzchen.

Hör', Spitzchen, ich will dich was fragen!
Du sollst mir ganz heimlich sagen:
Wo hast du den schönen Knochen versteckt,
Daß ihn kein böser Dieb entdeckt? —
Nein, Möpschen, ich schweige lieber still;
Der Dieb ist's eben, der's wissen will. —

Das Möpschen hat gesucht und gerochen,
Bis hinter dem Stall es fand den Knochen.
In seiner Schnauze hatt' es ihn schon,
Da bekam es gar einen schlimmen Lohn;
Herr Spitz, der faßt' es so derb am Kragen,
Da lief es davon mit Schreien und Klagen.

Mäuschen.

Mäuschen, was schleppst du dort
Mir das Stück Zucker fort? —
Liebe Frau, ach vergib,
Habe vier Kinder lieb;
Waren so hungrig noch.
Gute Frau, laß mir's doch! —

Da lachte die Frau in ihrem Sinn
Und sagte: „Nun, Mäuschen, so lauf nur hin!"
Ich wollte ja meinem Kinde soeben
Auch etwas für den Hunger geben!" —
Das Mäuschen lief fort, o wie geschwind!
Die Frau ging fröhlich zu ihrem Kind.

Pudel.

Wer hat hier die Milch genascht?
Hätt' ich doch den Dieb erhascht!
Pudel, wärst denn du es gar?
Pudel, komm doch! Ei fürwahr,
Einen weißen Bart hast du!
Sag' mir doch: Wie geht das zu? —

Digitized by Google

Die Hausfrau sah ihn an mit Lachen:
„Ei Pudel, was machst du mir für Sachen?
Willst wohl gar noch ein Naschkätzchen werden?“ —
Da hing er den Schwanz bis auf die Erden
Und heulte und schämte sich so sehr.
Der naschet wohl so bald nicht mehr!

Knabe und Hündchen.

Komm nun, mein Hündchen, zu deinem Herrn,
Ordentlich gerade sitzen lern! —
Ach, soll ich schon lernen und bin so klein?
O laß es doch noch ein Weilchen sein!
Nein, Hündchen, es geht am besten früh;
Denn später macht es dir große Müh'! —

Das Hündchen lernte; bald war's geschehn,
Da konnt' es schon sitzen und aufrecht gehn,
Getrost in das tiefste Wasser springen
Und schnell das Verlorne wiederbringen.
Der Knabe sah seine Lust daran,
Lernt' auch und wurde ein kluger Mann.

Bär.

Was kommt denn da für ein Tanzmeister her?
Willkommen, willkommen, du lieber Bär!
Was du doch alles für Künste verstehst!
Wie zierlich du auf zwei Beinen gehst!
Nur schade noch, Bärchen, höre du:
Du brummst so gar verdrießlich dazu! —

Dem Bären war's freilich nicht zum Lachen;
Er mußte hier seine Sprünge machen.
Viel lieber wär' er im Wald zu Hauf'
Und schliefe in seiner Höhle aus.
Hier mußt' er hungern den halben Tag.
Viel lieber ging' er dem Honig nach.

Miezchen.

Miezchen, warum wäschst du dich
Alle halbe Stunden, sprich? —
Weil es gar zu häßlich steht,
Wenn man nicht recht sauber geht!
Köpfchen, Pfötchen, alles rein,
Anders darf's bei mir nicht sein! —

Digitized by Google

Unser Miezchen, hört' ich dann,
Stand in Ehren bei jedermann.
Sie ließen es gern in die Stube kommen
Und haben's wohl gar auf den Schoß genommen.
Ich denke, das Waschen und das Putzen
Hat ihm gebracht so großen Nutzen.

Katze will Schwälbchen fangen!

Frau Katze, was schleichst du doch
Dort auf dem Dach umher so hoch?
Hast du das Schwälbchen sitzen sehn?
Möchtest ihm gern zu Leibe gehn?
Sachte nur! Schwälbchen ist klüger als du;
Fliegt von dannen, und du siehst zu! —

Frau Katze war grämlich in ihrem Sinn,
Sah nur so von der Seite hin,
Dachte: Das ist ein schlecht Vergnügen,
Daß die Vögel so können fliegen!
Ist dann hinab in den Hof gegangen,
Hat sich bald eine Maus gefangen.

Schneemann.

Seht den Mann, o große Not!
Wie er mit dem Stocke droht,
Gestern schon und heute noch!
Aber niemals schlägt er doch.
Schneemann, bist ein armer Wicht,
Hast den Stock und wehrst dich nicht! —

Freilich ist's ein gar armer Mann,
Der nicht schlagen noch laufen kann.
Schleierweiß ist sein Gesicht.
Liebe Sonne, scheine nur nicht,
Sonst wird er gar wie Butter weich
Und zerfließt zu Wasser gleich!

Rabe.

Was ist das für ein Bettelmann?
Er hat ein kohlschwarz Röcklein an
Und läuft in dieser Winterzeit
Vor alle Türen weit und breit,
Ruft mit betrübtem Ton: „Rab! rab!
Gebt mir doch auch einen Knochen ab!"

Digitized by Google

Da kam der liebe Frühling an,
Gar wohl gefiel's dem Bettelmann.
Er breitete seine Flügel aus
Und flog dahin, weit übers Haus!
Hoch aus der Luft, so frisch und munter:
„Hab Dank! hab Dank!" rief er herunter.

Vogel am Fenster.

An das Fenster klopft es: „Pick! pick!
Macht mir doch auf einen Augenblick!
Dick fällt der Schnee, der Wind geht kalt,
Habe kein Futter, erfriere bald!
Liebe Leute, o laßt mich ein,
Will auch immer recht artig sein!" —

Sie ließen ihn ein in seiner Not.
Er suchte sich manches Krümchen Brot.
Blieb fröhlich manche Woche da.
Doch als die Sonne durchs Fenster sah,
Da saß er immer so traurig dort.
Sie machten ihm auf. Husch, war er fort!

Pferd und Sperling.

Pferdchen, du hast die Krippe voll,
Gibst mir wohl auch einen kleinen Zoll,
Ein einziges Körnlein oder zwei;
Du wirst noch immer satt dabei! —
Nimm, kecker Vogel, nur immer hin;
Genug ist für mich und dich darin! —

Und sie aßen zusammen, die zwei,
Litt keiner Mangel und Not dabei —
Und als dann der Sommer kam so warm,
Da kam auch manch böser Fliegenschwarm.
Doch der Sperling fing hundert auf einmal.
Da hatte das Pferd nicht Not und Qual.

Vor dem Denkmal Friedrichs des Grossen in Berlin.

(1851.)

Ich bin kein Preuße, stehe nicht
Dem stolzen Adler zu Gericht.
Das Ländchen, dazu mich sie zählen,
Beinah' kann's auf der Karte fehlen.

Digitized by Google

Steh' ich denn als ein Fremder hier,
O Preußens Zier,
Du großer Friedrich, hier vor dir? —

Nein, solches Wort sei ewig fern!
Wohl nenn' ich nicht dich meinen Herrn,
Doch muß mein tiefstes Herz empfinden,
Wie starke Fäden Dir mich binden;
Doch läßt dies Herz mir keine Ruh;
Dir ruf' ich zu:
O Friedrich, mir auch König du!

Ein Deutscher! Dieses Namens Klang
Hallt wieder Welt und Zeit entlang.
Den darf auch ich mit Ehren tragen;
Wie arm ich bin, ich darf es sagen:
Was Deutschland ist, das nenn' ich mein.
Du wareſt sein;
Dich zieh' ich in mein Herz hinein.

Ob du es selbst wohl nicht bedacht,
Als du dein Preußen groß gemacht
Mit unsres Vaterlandes Blute —
Es kommt zuletzt ihm noch zu gute.
Du wareſt unsrer Mutter Sproß,
Aus ihrem Schoß
Erwuchsest du so stark und groß.

War nicht aus echtem deutschen Blut
Dein fester, nie gebeugter Mut,
Der, was er je sich unterwunden,
Behauptet in den schwersten Stunden,
Der, von vierfachem Feind umringt,
Noch unbedingt
Sein erstgefordert Recht erzwingt? —

O war's nicht echte deutsche Art,
Die solche Mäßigung bewahrt,
Die nach den schönsterrungnen Siegen
Nicht ließ die eitlen Wünsche fliegen,
Daß sie sich dann auf nimmermehr
Zur Wiederkehr
Gezwungen sah'n beschämt und schwer? —

Und ist nicht deutsch, wer so das Recht
Gleich austeilt Herren oder Knecht,
Will nie es von den Starken dulden,
Daß sie am Schwachen sich verschulden,

Digitized by Google

Der streng die eigne Lust beschränkt,
So wie er denkt,
Daß des Geringsten Recht sie kränkt?

Und deutscher Drang in deiner Brust —
O war's nicht jene Forscherlust,
Die nur die Wahrheit will erjagen,
Muß sie auch dran das Beste wagen,
Selbst wenn auf Irrweg sie gerät,
Doch fest und stet
Nach fernem Ziel der Wahrheit späht? —

Darum, was du gewollt, getan,
Dem deutschen Land gehört es an!
Von dir ein Werk ist ausgegangen,
Das wird ganz Deutschland noch umfangen.
Dann wird es kund der ganzen Welt:
Du deutscher Held,
Hast deutschen Heils Grundstein gestellt!

Christliches Abc.

(1852.)

Anfang aller Dinge
Ist in Gottes Hand.
Ihn fleh' an; dann bringe
Alles wohl zustand!

Beten — heilig Rufen,
Das zum Himmel steigt,
Sich vor Thronesstufen
Mit den Engeln neigt.

Christus ist mein Leben;
Tod, was drohst du mir?
Was er mir will geben,
Gibt er auch in dir.

Danken — Herzenswonne,
Wie der Vogel singt,
Der in Frühlingssonne
Sich in Lüften schwingt.

Ewigkeit die Wiege,
Drin das Weltall ruht;
Kindlein, sicher liege,
Gott ist deine Hut.

Fromm sein — Atmen, Leben
Aus des Himmels Luft,
Drin die Engel schweben
Unter Blütenduft.

Glaube — zu den Sternen
Streckst du deine Hand,
Ziehst aus ihren Fernen
Sie ins Erdenland.

Hoffnung — wie du schaueſt
Hell das Gottesziel,
Sel'ge Hütten baueſt
Unter frohem Spiel!

Jesus — Mensch geboren,
Doch des Ew'gen Sohn,
Schienst im Tod verloren,
Stiegst zum Himmelsthron.

Keuschheit, heil'ge Decke,
Reines Herzens Schutz,
Daß es nicht beflecke
Böser Lüste Schmutz.

Digitized by Google

Liebe — das ist leben
Recht in Kraft und Tat,
Zehnfach andren geben,
Was sie Schönes hat.

Mensch! — zu seinem Kinde
Gottes Hand dich schuf.
Kehre heim geschwinde,
Höre Vaters Ruf!

Niedrig sein und stille,
Steht dem Kind so schön;
Bald wird Gottes Wille
Es zu sich erhöh'n.

Ostern — lichter Morgen,
Der die Kindlein weckt,
Die so still verborgen
Mutter Erde deckt.

Pfingsten — Frühlingswehen
Her vom Himmelszelt.
Blumen rings erstehen
In der Menschheit Feld.

Quelle alles Lebens —
Gottes heilig Wort;
Suchest nur vergebens,
Schöpfest du nicht dort.

Reue — Wiederkehren
An des Vaters Brust;
Und der Trauer Zähren
Werden ihr zur Lust.

Selig sein — Genügen,
Das nichts weiter will,
Als im Schoße liegen
Ew'ger Liebe still.

Trübsal — Sommerregen,
Der das Herz durchdringt,
Daß drin Gottes Segen
Reife Früchte bringt.

Unschuld — halb verklungen,
Wort aus Eden her!
Herr, wann wird errungen
Sel'ge Wiederkehr?

Vater! — diesem Namen
Schließt sich alles ein;
Wie fernab wir kamen,
Dennoch sind wir sein.

Weihnacht! — Engel bücken
Sich zur Erde mild,
Schauen mit Entzücken
Kindlich Gottesbild.

Zeit — ein Gottesgarten,
Den wir sollen bau'n
Und nach kurzem Warten
Ew'ge Früchte schau'n.

Das Spiel.

(1851.)

Und magst du auch am Spiel
Dich noch erfreuen? —
Laß dich's nicht reuen!
Dein harrt des Ernstes viel.
Du bist ja noch so jung!
Ergreif im Sprung
Der Stunden frohe Spende,
Eh' sie sich gar abwende!

Tritt ein denn zu dem Kreis
Der Spielgenossen!
Froh sei ergossen,
Was jedes kann und weiß;
Und neckend mag im Scherz
Dein arglos Herz
Gar ohne Scheu und Bangen
Jetzt geben, jetzt empfangen!

Digitized by Google

Es weckt das Spiel die Kraft
Mit regem Triebe,
Daß sie sich übe,
Bis einst sie Rechtes schafft.
Drum legt' in junge Brust
Er selbst die Lust,
Der einst zu ernstem Werke
Aufruft die Treu' und Stärke.

Es zieht den Kindesmut
Ein Wohlgefallen
Heimlich zu allem,
Was reifes Alter tut.
So lockt es wohl auch dich
Still innerlich,
Im Kämmerlein verborgen,
Wie Mütter tun, zu sorgen.

Und nieder sieht so mild
Er, der dein Leben
Mit Lust und Streben
Vorahnend so erfüllt;
Er lenkt dein kindlich Spiel
Auf ernstes Ziel,
Er wird dich einst wohl weisen,
Ihn durch die Tat zu preisen.

Die Arbeit.

(1854.)

Wie schön doch, wer mit treuem Fleiß
Der Stunden träge Weile
Sich selbst zu Lust und Heile
So sicher zu verkürzen weiß!
Wie schön, wenn täglich du nun sinnst,
Was stets du Nützliches beginnst!

Wie regen sich in Frauenhand
Der Nadeln glatte Waffen!
Wie weiß sie doch zu schaffen
Damit so rastlos, so gewandt!
Es dünket uns ein leichtes Spiel
Und bringt des Guten doch so viel.

Wie zierlich reiht die Künstlerin
Die Fäden Stich zu Stiche,
Als ob sich alles gliche,
Auf farbelosem Teppich hin!
Und bald, durch ihre Hand enthüllt,
Erfreuet uns ein reizend Bild.

Noch schöner, wenn mit Blicken hell
Die Hausfrau prüft an jedem Kleide,
Daß es nicht größ'ren Schaden leide,
Dem kleinsten abhilft sorglich schnell;
Und nichts dünkt ihr gering und klein,
Sie hält es wert und paßt es ein.

Digitized by Google

Das ist so recht der Frauen Art,
Das Schönste zu gestalten,
Geringstes zu erhalten,
Daß eitler Aufwand sei gespart;
Und alles nie für sich allein,
Dem andern soll's zum Segen sein.

Denn also schuf Gott ihren Sinn;
Sie tragen jede Mühe,
Sie sinnen spät und frühe
Und gönnen andren den Gewinn;
Wenn ihre Hand nur geben kann,
So freuen sie sich zwiefach dran.

O Jungfrau, also lerne du
Von früh den Deinen dienen,
Und wisse, daß in ihnen
Dir alle Freude strömt herzu.
Wie deiner Hände Fleiß sie schmückt,
Du hast dich selbst dadurch beglückt.

So halte heilig deine Zeit,
So brauche deine Hände
Zu gutem Werk ohn' Ende
Mit nimmer müder Emsigkeit!
Dann machst du stets zu Lust und Zier
Die stille Lebensstunde dir.

Blütezeit.

(1851.)

Ich sah der Knospen Fülle
So reich an manchem Baum
Versteckt in ihrer Hülle,
Als schliefen sie süßen Traum.

Da kam die Frühlingssonne
Mit ihrem warmen Strahl
Und weckte mir zur Wonne
Die Blüten alle zumal.

Der Mittagswinde Wehen
Umspielt sie mit mildem Hauch,
Sie schienen's zu verstehen
Und wollen antworten auch.

Da tun sie gar geschwinde
Sich auf in lauer Luft,
Erfüllen ringsum linde
Wohl alles mit ihrem Duft.

Und stehn in ihrer Schöne
So fleckenlos und rein,
Der Engel Lobgetöne,
Die müßten ihr Loblied sein.

Herr Gott, gib deine Gnade,
Damit kein gift'ger Tau
Den jungen Blüten schade,
Kein Nachtwind tötend rauh;

Digitized by Google

Daß sie sich recht entfalten
In ihrer Herrlichkeit,
Zu Früchten reich gestalten
Dereinst in der Ewigkeit!

Jugendmai.

(1851.)

Es hat dem jungen Maien
Der Schöpfer Großes anvertraut,
Er soll die Welt erneuen,
Mit süßer Lust erfreuen,
Was nur das Auge schaut.
O Jugendzeit, o holder Mai,
Gingst du nur nicht so schnell vorbei!

Er muß die Knospe wecken:
Du darfst nun deiner Blüte Zier
Nicht mehr so tief verstecken,
Du sollst uns nun entdecken,
Was Liebes schläft in dir.
O Mai, nun hab auch treue Hut,
Daß nichts der Blüte Schaden tut!

Sie muß ja schnell vergehen,
Doch in ihr lag die Frucht verhüllt,
Die wächst dann ungesehen,
Wenn ihr kein Leid geschehen,
Bis daß sie unsere Hände füllt.
Dann rühmen wir voll Dankbarkeit
Die längst entschwund'ne Blütenzeit.

So magst du bald denn fliehen,
Du lieber, frischer Mai,
Wenn nur der Knospe Blühen
Du schirmend willst umziehen
Mit rechter Gärtnertreu.
Dann danken froh wir immerdar,
Wie lieblich einst dein Kommen war.

Du Mai der Jugendjahre,
Des Herzens Pfleger du,
Das hüte und bewahre,
Daß es kein Leid erfahre,
Dem rechten Ziele wachse zu.
O, dann gedeiht es in der Zeit
Und reift auch für die Ewigkeit.

Digitized by Google

An den Mai.

(1. Mai 1854.)

Du holder Himmelsknabe,
Du langersehnter Mai,
Mit deiner Lebensgabe
Kommst endlich du herbei?
Nicht soll der Frost mehr drücken,
Gelähmt in dunkler Gruft,
Was uns die Flur will schmücken
Ringsum mit Glanz und Duft.

Sie seh'n mit stillen Klagen
Entgegen dir so lang;
In rauhen Sturmestagen
War ihren Herzen bang.
Nun bist du doch gekommen
In deinem Lichtgewand,
Nun laß dem weiten Land
Es reich zugute kommen!

Die zarten Blumen ziere
Mit schönsten Farben aus,
Die munt'ren Vögel führe
In ihr umlaubtes Haus,
Daß drinnen froh erschalle
Ihr lieblicher Gesang,
Die milden Nächte lang
In Lüften wiederhalle!

Und tat der Frost, der kalte,
Noch gestern ihnen weh,
Hilf, daß sich nun entfalte
Der fromme Blütenschnee,
Der nichts verschließt als Segen
In seinem reichen Schoß;
So sieht denn klein und groß
Mit Jubel ihm entgegen.

Ja klein und groß: es springen
Die Kinder all zuhauf
Und jauchzen laut und singen
Willkommen deinem Lauf!
Und selbst das Herz, das arme
Des Greisen regt sich auch,
Daß es vor deinem Hauch
Noch einmal froh erwarme!

So bring denn deine Gaben
In reichster Fülle dar,
Daß sich daran kann laben
Weit aller Wesen Schar,
Daß sie in deinen Spenden
Erkennen Gottes Macht,
Der dich in solcher Pracht
Zu ihnen wollte senden.

Und ich — ich werde sehen
Neidlos all dieses Glück,
Mich ruft es ja zu gehen
Ins Vaterhaus zurück,
Zur rechten Lebensfülle,
Daraus du schöpftest nur,
Daß kurze Zeit die Flur
In deinen Schmuck sich hülle.

Komm denn, du Himmelsknabe,
Du langersehnter Mai,
Daß deine Freudengabe
Der Erde Zeugnis sei:
In sel'gen Höhen droben,
Da blüht's in ew'gem Licht,
Nach Bess'rem sehnt sich nicht,
Wer dorthin ist erhoben.

So harr' auch ich der Stunde,
— O, daß sie komme bald! —
Wo mir aus Engelsmunde
Der frohe Ruf erschallt:
Sei los von deinem Leide,
Die Prüfung ist vorbei,
Geh ein zum rechten Mai,
Zu reiner Himmelsfreude!

Digitized by Google

Sonntag.

(Cantate, 14. Mai 1854. Heys letzter Sonntag.)

Sonntag, du der Tage Krone,
Uns gesandt von Gottes Throne,
Name mit so heil'gem Klange,
Daß auch selbst der Zeiten Lauf,
Wie er rollt in ehrnem Gange,
Ehrfurchtvoll zu dir sieht auf.

Ringsum in der Erde Banden,
Wo dein Name je verstanden,
Horcht erfreut die Christgemeine
Deinem Ruf zum Heiligtum,
Eilet, daß sie sich vereine
Fromm zu ihres Gottes Ruhm.

So viel Sprachen, so viel Zungen
Auf der Erde je erklungen,
Alle geben ihm die Ehre,
Jedes bringt sein freudig Teil,
Daß es auch sein Reich vermehre
Und verkündige sein Heil.

Die sich sonst so viel verbittern,
Sich in Groll und Haß zersplittern,
Die der Rede süße Gabe,
Frommer Liebe heilig Band
Selbst zu ihres Glückes Grabe,
Ach, zum Fluche sich gewandt,

Du laß wieder sie empfinden,
Was sie einen soll und binden,
Daß so traut sie alle stehen
Vor des Vaters Angesicht,
Alle sich wie Brüder sehen
In der ew'gen Liebe Licht;

Was auch jedes Herz beweget,
Ob von Sorgen schwer erreget,
Ob beklagend seine Sünden,
Ob voll frommen Dankes Drang,
Alle, alle sich verbinden
Dort in einem Lobgesang;

Die sich groß und herrlich meinen,
Die so klug der Welt erscheinen,

Digitized by Google

Alle kommen, um zu lernen,
Hangen an der Zeugen Mund,
Die aus hohen Himmelsfernen
Sel'ge Wahrheit machen kund.

Denn es ist nicht Erdenkunde,
Was sie so in frommem Bunde
An dem heil'gen Ort begehren;
Nein, daß Gott der Herr verheißt,
Sie zum Himmel zu verklären,
Das ist's, was ihr Loblied preist.

So die frommen Christenmengen
Mit der tausend Sprachen Klängen
Flehen, danken, froh versammelt.
Nur ein Kranker liegt allein,
Der mit mattem Hauche stammelt,
Stimmte gern mit ihnen ein.

Doch wie schwach in solchem Chore,
Deinem väterlichen Ohre
Ist sein Seufzen nicht entgangen;
Bald, o bald wird offenbar:
Herrlicher soll er empfangen,
Als sein schönstes Träumen war!

An den Schlaf.

(20. Mai 1854.)

Du süßer, trauter Schlummer,
Du teure Gottesgabe,
Wie stillst du jeden Kummer,
Ach, mit so milder Labe!
Wie hüllst du alle Pein,
Die sonst nicht weiß zu wanken,
Dem sonst erschöpften Kranken
In ein so schön Vergessen ein!

Kaum haben meine Glieder,
In Unkraft fest gebunden,
Zur Lagerstatt sich nieder
Mit Müh' und Not gefunden,
Da hat schon deine Hand
Das Auge, die Gedanken
Durch wunderbare Schranken
Von dem, was draußen, abgewandt.

Digitized by Google

Dann malst in deiner Milde
Mit farbenreichem Spiele
Du drinnen der Gebilde,
Der lieblichen, so viele.
Da kommt die Kinderzeit,
Der Jugend kühnes Streben,
Des Mannes ernst Erheben
Für Recht und Wahrheit heil'ger Streit.

Dann heißest du mich eilen
Zu altgewohntem Schaffen,
Des Tages Arbeit teilen
Mit frisch geschärften Waffen;
Und fühl' ich dann mich krank,
Da hebst du mich behende,
Daß ich es flugs vollende
Mit frischen Kräften ohne Wank.

Hast du mich denn betrogen,
Wohl mit so süßen Worten
Von nahen Todespforten
Scheinbar zurückgezogen?
Und bin ich dann erwacht,
So hemmt mein armes Leben
Noch immer schmerzumgeben
Der Krankheit hoffnungslose Nacht!

Nein, nein, in dir ist Wahrheit,
Du kannst mir nicht so lügen,
Du malst in heil'ger Klarheit
Lebendig hellen Zügen,
Was recht mein Wesen ist,
Von Gottes Huld gegeben,
Und sich durch all mein Leben
Bewähren soll zu jeder Frist.

Jetzt muß ich zwar gebunden
In Krankheitsfesseln liegen;
Doch werd' ich froh gesunden,
Dem Kerker frei entfliegen;
Dann ist des Wahnes Nacht
Von mir hinweggenommen,
Der Morgen ist gekommen,
Wahrhaftig Leben neu erwacht!

O Schlummer, Gottes Gabe,
Die Er dem Kranken schickt,
Daß er an dieser Labe
Sein zagend Herz erquickt,

Digitized by Google

Die ihm im holden Bild
Aus längst vergang'nen Zeiten
Die Zukunft weiß zu deuten
So klar und herrlich, freundlich mild!

Der Pulsschlag.

(17. Mai 1854.)

Alter Pulsschlag, deine Pflicht
Hast in fünfundsechzig Jahren
Du auf Tag' und Nächte nicht
Einmal wollen lässig sparen.
Nährtest heil'ge Lebensglut
Treu in jedem Tropfen Blut,
Botest immer neue Stärke
Jedem Glied zu seinem Werke.

Achtet' auch niemand darauf,
Durch die vielen tausend Tage
Du gingst stille deinen Lauf
Ohne Anspruch, ohne Klage.
Ungepriesen, ungesehn,
Bleibst du nimmer müßig stehn,
Daß kein Glied sich ängstlich quäle,
Selbst nicht wissend, was ihm fehle.

Bist selbst du ermattet nun,
Machst schon langsamer die Schritte,
Möchtest endlich einmal ruhn,
Wenn die schwere Pflicht es litte?
Gehst nicht mehr so festen Gang,
Oder wenn des Fiebers Drang
Dir gebietet, rasch zu eilen,
Mußt du bald erschöpft verweilen?

Ach, ich gönne dir den Lohn,
Daß du darfst zur Ruhe kommen,
Und ich selber fühle schon:
Mir auch soll's zum Heile frommen.
Selbst nicht mehr genügen wir
Uns in unserer Schwachheit hier,
Wird uns beiden nur zum Leide;
Drum mit Dank in Frieden scheide! —

Und horch! schon regt im Tiefsten drinnen
Fast ungeduldig zu beginnen

Digitized by Google

Ein neuer, frisch'rer Schlag als du,
Klopft rings an alle Herzenswände,
Ob er denn nirgend Ausgang fände
Und eilte seinem Werke zu!

Denn neues Werk von kühnem Wagen,
So träumt' er, das mit Flügelschlagen
Ihn zu dem Himmel trag' hinauf,
Wo Engeln gleich mit Engeln leben,
Vor Gottes Augen schaffen, streben
Er soll in ewig reinem Lauf.

Noch fühlt er jetzt sich wohl mit Bangen
In dieses Leibes Nacht gefangen,
Den du um ihn hast aufgebaut.
Doch sieh — du kannst ihn nicht mehr halten,
Durch seine Risse, seine Spalten
Ruft schon der Tag herein so laut.

Du treuer Pulsschlag, von den Lasten
Der langen Jahre geh zu rasten!
Nun, junger Lebensschlag, hervor!
Breit aus und rege deine Schwingen,
Du mußt nach hohem Ziele dringen,
Es ruft zum Himmel dich empor!

Digitized by Google

Im Verlage von **Sam. Lucas** in **Elberfeld** erscheint zu Weihnachten 1904 zum dritten Male:

Jahrbuch für die evangelische deutsche Jugend.

Herausgegeben unter Mitwirkung geistlicher und weltlicher Schriftsteller.

von **Paul Stein.**

Dasselbe umfaßt etwa 350—400 Seiten in 8° und kostet gebunden 1,20 Mk. Die Fachzeitschriften urteilen darüber wie folgt:

Im Strom der Zeit: Wir haben es hier mit einer ganz ausgezeichneten Jugendschrift zu tun, deren Redaktion in den Händen des Iserlohner Lehrers Paul Stein liegt, und die sich der Mitarbeit der hervorragendsten Jugendschriftsteller der Gegenwart zu erfreuen hat. Mit Rücksicht auf die Textfülle und den Reichtum an wirklich ausgezeichneten Illustrationen ist der Preis als ein außerordentlich geringer zu bezeichnen, weshalb wir dem Buche Eingang in alle Häuser und Kinderhände und -herzen wünschen und voraussagen. Das Jahrbuch ist eigenartig redigiert und keiner der bereits bestehenden Erscheinungen auch nur annähernd zu vergleichen; es bietet außer religiösen Betrachtungen eine große Anzahl von Gedichten Bovenkerks, Dahns, Försters, Runtemunds, Steins und Wildenbruchs; ferner Erzählungen von Luise Förster, A. Garofano, Margarete Lesk, Karl Schroeder und W. Stein. Auf dem diesjährigen Weihnachtsmarkt ist das Werk ein Stern erster Ordnung! —

Der Sänger: Ein schönes, prächtig illustriertes Buch, 325 Seiten stark. Beginnend mit gediegenen erbaulichen Betrachtungen für die Sonn- und Feiertage des Jahres, vorwiegend von den Brüdern Paul und Walter Stein, folgen passende interessante Erzählungen für die Jugend von Marg. Lenk, Karl Schroeder, E. v. Barfus, Viktor Blüthgen, Meta Beringer, Luise Förster, Karl Ludwig Stein. Dazwischen tief empfundene Gedichte von Walther Stein, Felix Dahn, Luise Förster, Ernst Wildenbruch. Die Zusammenstellung ist eine vorzügliche, und können wir den Herausgeber zu seiner gelungenen Arbeit nur beglückwünschen, sowie das Buch als sehr preiswert bestens empfehlen.

Reichsbote: Das Jahrbuch für die evangelische deutsche Jugend ist sehr empfehlenswert. Viele der besten Jugendschriftsteller haben an demselben mitgearbeitet. Der Verfasser ist ein evangelischer Lehrer von Gottes Gnaden. Der Inhalt des Jahrbuchs ist sehr reich und mannigfaltig. Auch die Illustrationen sind gut. Man kann dem Jahrbuch nur guten Erfolg wünschen.

Protestantische Wacht: Das Jahrbuch ist zum 2. Male erschienen. Inhalt und Ausstattung sind wieder vorzüglich. Eine stattliche Zahl von Schriftstellern, Geistlichen und Pädagogen hat wieder durch ihre Beiträge das junge Unternehmen freudig unterstützt, Felix Dahn, Viktor Blüthgen, Reinhold Fuchs, Geheimrat D. Pank, Kirchenrat D. Resch, Paul und Walther Stein und viele andere. Für alle Sonn- und Festtage haben bewährte Mitarbeiter kurz und klar geschriebene biblische Betrachtungen abgefaßt, unter denen manches kleine Meisterstück sich findet. Zahlreiche treffliche Abbildungen sind dem Jahrbuch beigegeben, die das Interesse der jungen Leser in hohem Maße fesseln dürften, auch die reichhaltig zusammengestellten Erinnerungstage des Kalenders und der Unterhaltungs-Anhang sind wieder treffliche Beigaben. Der überaus billige Preis von 1,20 Mk. ermöglicht dem Jahrbuch weiteste Verbreitung, die wir ihm im Interesse des rührigen Verlegers, Sam. Lucas, Elberfeld, und des von ernstem Streben beseelten Herausgebers von Herzen wünschen!

Evangelische Volksschule: Das Jahrbuch bietet eine Fülle vorzüglichsten Lesestoffes für die Jugend, dazu viele vortreffliche Illustrationen. Tendenzlos im Sinne des Hamburger Prüfungsausschusses ist es nicht. Die Religion findet nicht bloß in den kurzen, dem Verständnis der Jugend angepaßten religiösen Betrachtungen für jeden Sonntag, ohne sich aufzudrängen, die ihr gebührende Berücksichtigung, ebenso Patriotismus und Moral. Bilder aus Heimat und Fremde, Kriegserlebnisse und Jagden wechseln mit friedlichen Scenen aus dem Tierleben, Luftballonfahrten, Erlebnissen aus dem Seeleben u. s. w. ab. Zahlreiche Erzählungen (für Knaben und Mädchen) bieten reichen Stoff zu veredelnder Unterhaltung.

Digitized by Google

In dem Verlage von **Fr. Zillessen**, Berlin C. 19, Wallstr. 17/18, erscheint **zweimal wöchentlich** die

Evangelische Volksschule

(Deutsche Lehrerzeitung),

unter Mitwirkung vieler bedeutender Schulmänner herausgegeben von dem Vorstand des Deutschen Evangelischen Schulkongresses.

Die **„Ev. Volksschule"**, die jetzt bereits im 17. Jahrgang erscheint, wird in biblisch-christlichem Sinne geleitet und bekämpft die moderne Weltanschauung. Ihre tüchtigen Leistungen, der Reichtum ihres Inhalts, ihre Unabhängigkeit und Freimütigkeit sind ebenso allgemein anerkannt, wie ihr warmes Eintreten für die Interessen der Schule und des Lehrerstandes.

Die **„Ev. Volksschule"** kostet vierteljährlich nur 1,50 Mk. Sie kann durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden. Die Freunde der evangelischen Volksschule, insonderheit Lehrer und Pfarrer, werden freundlichst gebeten, auf sie zu abonnieren.

Besonders empfehlenswerte Schriften

aus dem Verlage von

Fr. Zillessen, Berlin C 19, Wallstr. 17/18.

L. Penning. Erzählungen aus dem letzten Boerenkrieg. 1. **Der Löwe von Modderspruit.** 2. **Der Held von Spionkop.** 3. **Der Kundschafter von Chr. de Wet.** 4. **Der Sieger von Vaalkrandach.** 5. **Der Kolonist von Deutsch-West-Afrika.** (Ganz vorzügliche Erzählungen! Nur eine Stimme der Anerkennung; auch von bleibendem Wert!) Pr. jed. Bändch. 1,50 M., in Bibl.-Bd. 1,80 M., eleg. gbd. 2,25 M.

Emma Marschall. Margarethe Wydules Erinnerungen. Erzählung aus der Zeit der Bürgerkriege Englands. Pr. 2 M., eleg. gbd. 2,50 M.

E. Tafel. Feldpostbriefe. Erinnerung an 1870/71. Pr. 2 M.

Hermann Dalton. Petersburger Federzeichnungen. Zweite Auflage. Pr. 3 M.

August Schüler. Deutscher Volksspiegel. Gedichte aus deutscher Sage und Geschichte. 2. Auflage. Pr 2,40 M., schön gbd. 3 M.

E. Kühnle, Lehrer in Cannstadt. **Die Echtheit des biblischen Schöpfungsberichts, nachgewiesen 1. vom naturwissenschaftlichen, 2. vom religionsgeschichtlichen Standpunkt aus.** Pr. 40 Pf.

Johannes Schönfeld. Schulandachten. Pr. 1,50 M.

Jakob Kröker. Was will aus unsren Kindern werden? Mit einem Vorwort von Past. Lohmann in Freienwalde. Pr. 1 M.

Fr. Rumscheidt, Hauptlehrer an der deutschen Schule in Haag. **Die Keuschheit.** Ein Wort an die Erzieher der Jugend, namentlich an Väter und Mütter. Pr. 1 M.

Eberh. Dennert. Der Darwinismus und sein Einfluß auf die heutige Volksbewegung. Pr. 50 Pf.

Friedr. Zange, Realgymn.-Dir. in Erfurt. **Die Gleichberechtigung der Religionen auf dem Gebiete des höheren Schulwesens oder die Anstellung jüdischer Lehrer an den höheren Schulen.** Pr. 50 Pf.

Fr. Linz, Oberlehrer in Barmen. **Lebensbilder und Charakterbilder aus der französischen Literatur.** Pr. 1,50 M.

Das christliche Haus. 1. **Die Eltern.** 2. **Die Kinder.** 3. **Die Dienstboten.** Ansprachen von Hofprediger Keßler, Pastor Potz und Landgerichtsrat Büff. Pr. 40 Pf.

A. Grünweller. Nicht Moral-, sondern Religionsunterricht, und zwar biblisch-christlicher. Pr. 30 Pf.

Fr. Zillessen. Die Unvereinbarkeit der sog. modernen Weltanschauung mit der christlichen. Pr. 20 Pf.

Digitized by Google

Der Kampf um das Deutschtum.

16. Heft.

Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

Von

Dr. Julius Goebel

Professor der deutschen Philologie und Literatur an der Stanford Universität, Kalifornien.

Herausgegeben vom Alldeutschen Verband.

München 1904.
J. F. Lehmanns Verlag.

Digitized by Google

Dr. Frz. P. Datterer & Cie., G. m. b. H., Freising.

Digitized by Google

Dem Geschichtschreiber des amerikanischen Westens

Präsident Theodore Roosevelt

gewidmet

als Zeugnis deutscher Mitwirkung an der Gründung
und dem Aufbau der Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

I. Einleitung.

Mit gemischten Gefühlen überblickt der Deutsche von heute die lange Geschichte seines Volkstums in Nordamerika. Denn mag es ihn auch mit Stolz und Freude erfüllen, was die Millionen seiner Landsleute zum Auf- und Ausbau der großen Republik beigetragen haben, so werden doch zugleich Erinnerungen in ihm wach, von denen er sich lieber abwendet. Es ist zumeist die Geschichte deutsch-nationaler Schmach und vaterländischen Elends, die uns die Chronik der deutschen Auswanderung erzählt: die Schreckenszeit des Dreißigjährigen Krieges, die religiösen Wirren und die Despotenwirtschaft der Kleinstaatfürsten des 18. Jahrhunderts und die politischen Wehen des 19. Jahrhunderts stehen im Hintergrund der großen modernen Völkerwanderung. Sie haben mit dem wirtschaftlichen Elend, das sie über Deutschland brachten, die mehr als zweihundertjährige Wanderung nicht nur veranlaßt, sondern sie sind dem Deutschen auch, wie ein Fluch, in die Fremde gefolgt und haben den Charakter seiner Ansiedelungen bestimmen helfen.

Aus den Berichten des statistischen Bureaus in Washington geht hervor, daß in den Jahren von 1821—1900 5009280 Deutsche in Amerika einwanderten. Ziehen wir in Betracht, daß diese Berichte bis zum Jahre 1835 höchst ungenau in der Heimatsangabe der Einwanderer sind und daß bis zum Jahre 1820 überhaupt keine statistischen Aufnahmen über die Einwanderung existieren, dann ist klar, daß die angegebene Ziffer nur einen Teil der Gesamteinwanderung aus Deutschland darstellt. Und wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir annehmen, daß sich seit dem 17. Jahrhundert zum mindesten 6 Millionen unserer Stammesgenossen in Nordamerika angesiedelt haben. An dieser Zahl gemessen, wollen uns die germanischen Wanderzüge am Anfang unserer Zeitrechnung trotz ihrer großen geschichtlichen Wirkungen fast klein erscheinen.

Wollen wir nun einen Einblick gewinnen in den Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten, dann ist der Vergleich mit der Einwanderung aus anderen Ländern lehrreich. In der Zeit von 1821—1900, in der über 5 Millionen Deutsche nach Amerika wanderten, kamen von England 3024222

Digitized by Google

und von Irland 387 253 Einwanderer, also im ganzen ungefähr 7 Millionen. Aber das Uebergewicht von 2 Millionen englisch redender Einwanderer ist doch nur scheinbar, wenn wir die Fruchtbarkeit der deutschen Ehe mit der der englischen und irischen vergleichen. Obwohl uns der Zensus von 1900 darüber keine direkten Ziffern an die Hand gibt, so läßt sich doch ein indirekter Schluß daraus ziehen, daß im Jahre 1900 die Zahl der von deutschen Eltern abstammenden Personen 7 832 601 war, gegen 7 047 318 Personen englischer und irischer Abkunft. Es ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß dies von jeher so gewesen ist. Ja wir dürfen getrost behaupten, daß von den 75 Millionen Einwohnern der Vereinigten Staaten, von denen wir 9 Millionen Neger abzuzählen haben, weit über ein Drittel, wenn nicht die Hälfte, deutsches Blut in den Adern hat, zumal die anglo-amerikanischen Familien längst aufgehört haben, an Kindersegen zu glauben.

Die Frage, warum es den 6 Millionen Deutschen, die im Laufe von mehr als 200 Jahren nach Amerika wanderten und dort in einem andern Volke aufgingen, nicht gelungen ist, eine deutsche Kolonie zu gründen und, wenn auch keine politische Selbständigkeit, so doch wenigstens ihr Volkstum zu bewahren, ist nicht müssig. Amerikanische Geschichtschreiber wollen uns glauben machen, daß die Gabe der Koloniegründung besonders den Engländern verliehen sei. Wir brauchen nicht auf die Gewinnung des deutschen Ostens während des Mittelalters hinzuweisen, um die Lächerlichkeit dieser Behauptung ans Licht zu stellen. Sie wird noch besser widerlegt durch die Tatsache, daß die eigentliche Kolonisationsarbeit in Amerika vorzüglich von Deutschen geleistet wurde. So wird sich noch aus unserer geschichtlichen Betrachtung ergeben, daß die Erschließung des riesigen amerikanischen Westens von den Deutschen Pennsylvaniens begonnen und von den nachdringenden Massen deutscher Einwanderer fortgesetzt und vollendet wurde. Gewiß waren an dieser Erschließung auch andere Nationalitäten beteiligt, Engländer, Franzosen und vorzüglich Iren und Schotten, aber der Löwenanteil an der stillen Kolonisierung, die die Grundlage zum Reichtum Amerikas legte, fällt doch wohl den Deutschen zu.

Standen sie so von den Zeiten ihres ersten Eintreffens an stets in den vordersten Reihen, wo es galt, den Urwald auszuroden und die Wildnis in blühende Felder zu verwandeln, so war ihnen jedoch die politische Gabe der Staatenbildung versagt. Verzeihlicher Ahnenstolz amerikanischer Geschichtschreiber möchte die ersten englischen Ansiedler, die dem Lande seinen politischen Charakter gaben, gern aus dem niederen Adel und den kleineren Grundbesitzern Altenglands abstammen lassen. Mögen diese Leute in Wirklichkeit, was Bildung und Herkunft betrifft, von den ersten deutschen Einwanderern gar wenig verschieden gewesen sein, so

Digitized by Google

brachten sie doch eine politische Schulung mit, die der Deutsche des 17. und 18. Jahrhunderts, der die Grundlage zu einer deutschen Kolonie hätte legen können, nicht besaß. Ans Regiertwerden gewöhnt, gedrückt und geschunden von seinen Fürsten, wie hätte er an Selbstregierung oder gar an die staatliche Organisation einer Kolonie denken können? Am schlagendsten erscheint der Unterschied in der politischen Bildung beider Nationalitäten, wenn man die puritanische Geistlichkeit aus der Gründungszeit von Neu-England mit den deutschen Predigern vergleicht, die mit ihren Landsleuten nach Amerika zogen oder später unter ihnen wirkten. Dort ist jeder Geistliche zugleich auch ein politischer Führer, ein Mithelfer an der Gründung des puritanischen Gottesstaates; hier sind die Prediger, trotz ihrer größeren Gelehrsamkeit und christlichen Opferfreude, fast alle angekränkelt von pietistischer Weltmüdigkeit und fast jedes politischen Sinnes bar. So darf es uns denn nicht wundern, daß diese Männer mit ihren Gemeindegliedern froh waren, wenn sie die Ruhe fanden, die sie suchten und dem englischen König gerne den Untertaneneid leisteten. Auch mag es manchem deutschen Auswanderer vorgekommen sein, als nehme das englische Königshaus, das mit deutschen Fürstenfamilien nahe verwandt war — Georg I. sprach bei seiner Thronbesteigung nicht einmal englisch — und an der Hofkapelle von St. James deutsche Prediger hielt, einen ganz anderen Anteil an ihm, als sein heimischer Fürst. Wenn Schlözer in seinem Briefwechsel (II, 260) sagt: „Nie ist ein Neu-Deutschland in Amerika erstanden, vielmehr ist dies ganze Projekt dadurch (durch die verunglückte Gründung von Hanauisch-Indien im 17. Jahrhundert) so lächerlich geworden, daß sich seitdem kein gescheuter Hof in Deutschland damit hat abgeben wollen", dann drückt er damit die alberne Beschränktheit seiner Zeit aus, die sich politisch weise dünkte, während Engländer, Franzosen, Holländer und Schweden die neue Welt in Besitz nahmen. Als dann im Laufe des 18. Jahrhunderts die Auswanderungssucht immer weiter um sich griff und ganze Länderstrecken in Süd- und Westdeutschland zu entvölkern drohte, da schritt man „in den einzelnen Staaten, in ganzen Reichskreisen und schließlich gar von Reichs wegen" mit gesetzlichen Verboten ein. Zu kurzsichtig und beschränkt, um den Wert überseeischer Ansiedelungen zu begreifen und unfähig, den Auswanderer schützend in die Ferne zu begleiten, suchte man das Auswandern selbst als Verbrechen zu stempeln. Damals mag die ruchlos alberne, noch heute in Deutschland herrschende Ansicht entstanden und verbreitet worden sein, der Auswanderer nach Amerika sei für immer dem Vaterland verloren. Und seit jener Zeit hat Deutschland die unverzeihliche Schuld auf sich geladen, um das Wohl und Wehe seiner ausgewanderten Kinder sich nicht mehr zu kümmern und die ergreifenden Heimwehklagen unbeantwortet zu lassen, die sich durch die deutsch-amerikanische Poesie seit ihren Anfängen ziehen.

Digitized by Google

Wer aber möchte es den deutschen Auswanderern, die, von materiellen, politischen oder religiösen Nöten getrieben, die geliebte Heimat oft bei Nacht und Nebel verlassen mußten, zum Vorwurf machen, daß ihnen der Gedanke an deutsche Kolonien nicht kam? Ja es wäre ein Verbrechen gewesen, hätten sie die politische Mißwirtschaft eines ihrer Potentaten in Amerika fortsetzen oder gar von hier aus unterstützen wollen. Man denke sich nur ein Neu-Württemberg oder Neu-Hessen-Kassel in Amerika nach dem Muster jener Staaten im 18. Jahrhundert, um zugleich die Lächerlichkeit der Idee zu kosten. Freilich als Schwaben, Hessen, Pfälzer usw. sind unsere Landsleute nach der neuen Welt gezogen, und bis auf den heutigen Tag hat sich diese elende Kleinstaaterei, von Bierwirten, Zeitungsherausgebern und anderen Spekulanten unterstützt, in Vereinen und Volksfesten auf amerikanischem Boden erhalten. Nur die gebildeten Einwanderer mögen sich in früheren Zeiten als Deutsche gefühlt haben, und auch diese erst in höherem Grade, als der nationale Gedanke im Vaterland langsam zu erstarken begann.

War die Gründung einer deutschen Kolonie zur Zeit als dies noch möglich war, d. h. vor der Errichtung der Republik von seiten Deutschlands wie von seiten seiner Auswanderer ausgeschlossen, dann mußten auch, wie sich noch zeigen wird, die späteren Träume und Versuche in dieser Richtung schon aus Ursachen scheitern, die von vornherein im Schicksal der deutschen Auswanderung lagen. Das Volkstum, das bei seinen überseeischen Ansiedelungen keinen nationalen Rückhalt am Vaterland hatte, ja, des nationalen Empfindens so oft überhaupt entbehrte, war dazu bestimmt in dem Volkstum, unter das es sich begeben hatte, aufzugehen. Darum kann auch von einer Geschichte des amerikanischen Deutschtums als einem selbständigen, in sich abgeschlossenen Volksteil keine Rede sein, solange man da nur Geschichte suchen darf, wo Zusammenhang und Wechselwirkung der Einzelnen und der Generationen besteht. Mit dem Deutschtum in Siebenbürgen z. B. kann das amerikanische nicht verglichen werden. Was uns bei diesem entgegentritt, ist die Geschichte einzelner Personen und Ansiedelungen, in denen deutsches Bewußtsein eine Zeitlang lebendig war, die aber dies Bewußtsein vielleicht schon in der folgenden Generation verlieren, falls ein frischer Zustoß von Einwanderern es nicht wieder mit sich bringt, um es dann nach kurzer Zeit auf gleiche Weise wieder versinken zu lassen. Natürlich gibt es davon, wie in einzelnen Teilen Pennsylvaniens auch Ausnahmen. Aber von einem dauernden großen Zusammenhang des Deutschtums seit seinem ersten Auftreten in Amerika, von einem dadurch bedingten, eigenartigen, deutsch-amerikanischen Geistesleben, das sich von Generation zu Generation fortgepflanzt hätte, sind wenig Spuren zu finden.

Und über diese Tatsache will uns keine große Leistung von

Digitized by Google

Deutsch-Amerikanern, keines der unzähligen Opfer täuschen, die seit zwei Jahrhunderten der Erhaltung deutscher Sprache und Sitte gebracht worden sind. Darin liegt ja gerade für den gebildeten Deutsch-Amerikaner das tief Tragische seines Lebens, daß er trotz aller Anstrengung den Zersetzungsprozeß nicht aufhalten kann, dem sein Volkstum unrettbar verfallen scheint. Wie viel tüchtige deutsche Volkskraft, wie viel deutsches Können und Wissen ist im Laufe von zwei Jahrhunderten schon klanglos ins Grab gesunken, über dem ein anderes Volkstum und eine andere Kultur sich erheben sollten! Denn kein Lied, kein Heldenbuch meldet die Namen so vieler ungezählter Stammesbrüder, die ihr Bestes zum Aufbau der Republik beisteuerten. Versunken und vergessen — das ist das Los, das die Masse der ausgewanderten Deutschen mit jenen Germanenstämmen teilt, die sich während der Völkerwanderung unter fremden Nationen ansiedelten.

Während amerikanische Chronisten und Geschichtsschreiber schon früh beginnen, die Taten ihrer Zeitgenossen oder vergangener Generationen festzuhalten, hat sich der historische Sinn unter den Deutsch-Amerikanern erst während der letzten Dezennien geregt. Es ist unbegreiflich, daß die Kinder desselben Volkes, das die größten Geschichtschreiber der Neuzeit hervorgebracht hat, das Gedächtnis seiner Vergangenheit in der neuen Welt so wenig pflegte. So ist es denn gekommen, daß die ältere amerikanische Geschichtschreibung, die vorzüglich von Neu-England ausging und dieses glorifizierte, von deutscher Mitwirkung an der Entwicklung der Vereinigten Staaten nichts berichtete und daß selbst neuere Forscher, aus Absicht oder aus Unwissenheit, nur flüchtig davon reden. Um dieser Nichtachtung zu begegnen, an der das amerikanische Deutschtum dank seiner eigenen Untätigkeit und Abgeschlossenheit von jeher gelitten hat, bildeten sich in verschiedenen größeren Städten historische Vereine, die für ihren Kreis fortzusetzen suchten, was einzelne verdienstvolle Forscher wie Friedrich Kapp, Oswald Seidensticker, Gustav Körner, H. A. Rattermann u. a. in der Erforschung der deutsch-amerikanischen Geschichte angebahnt hatten. Obwohl auf diese Weise schon manches wertvolle Material ans Licht gebracht wurde, so fehlt doch auch dieser Forschung der Zusammenhang, der große Zug und die Richtung aufs ganze Deutschtum. Und bis heute hat sich noch kein reicher Deutscher gefunden, der nach dem Vorbild der Amerikaner die Mittel darböte, das etwa vorhandene Geschichtsmaterial vor dem Untergang zu retten, es in einer Zentralstelle zu sammeln und deutsch-amerikanischen Forschern die Bearbeitung zu ermöglichen.

Da es mit unserer Kenntnis der deutsch-amerikanischen Geschichte noch so dürftig bestellt ist, so wird der Leser auch in der nachstehenden historischen Skizze, die nur das Wichtigste bringen kann, keine erschöpfende Darstellung erwarten. Fehlt es nun dieser Geschichte auch an dem großen Zusammenhang, dessen Mangel

Digitized by Google

wir schon rügten, sehen wir, soweit die Erhaltung und Geltendmachung ihres Volkstums in Frage kommt, unsere Landsleute unter dem Fluche ihrer vaterländischen Geschichte und ihres nationalen Charakters leiden, so dürfen wir uns doch des Guten und Großen freuen, das sie, seit ihrem Eintritt in die neue Heimat, geleistet haben. Müssen wir uns auch mit dem Gedanken versöhnen, daß die Millionen unserer Stammesgenossen als selbständiges Volkstum verloren sind, dann gewahren wir doch, wie sie, besonders im 19. Jahrhundert, dem amerikanischen Leben in gar vieler Hinsicht den Stempel deutschen Geistes aufgedrückt haben. Man scheide aus der Entwickelung der amerikanischen Republik den meist stillen Kultureinfluß aus, den der Deutsche so lange geübt hat, und das Bild des amerikanischen Lebens wäre heute ein anderes. Wer vermöchte den Segen zu ermessen, der vom deutschen Hause, der Pflanzstätte gesunder Lebensweise und sittlicher Zucht, des Pflichtgefühls und schöner Gemütswärme sogar in englisch-amerikanische Familien geströmt ist, wo Deutsche und Amerikaner untereinander heirateten! In die düster prosaische Lebensauffassung des Puritanismus hat der Deutsche den Frohsinn und die Poesie des Lebens getragen, in die trostlose Askese die gesunde Sinnlichkeit, in den rohen Materialismus die Schätzung der idealen Güter. Vom Deutschen konnte mancher Amerikaner lernen, daß Religion und Sittlichkeit nicht getrennte Gebiete sind, daß man am Sonntag nicht betend auf den Knien liegt und am Montag den Nächsten betrügt. War unsern Landsleuten die direkte Mitwirkung an der Politik nur in einzelnen Fällen möglich, so machte sich doch gründliches deutsches Denken besonders in den Lebensfragen der Republik geltend, wie z. B. in der Sklavenfrage. An den edelsten Vertretern deutscher Bildung, die im 19. Jahrhundert nach der neuen Welt kamen, konnte der Amerikaner lernen, was wahre Geistesfreiheit ist, ohne die auch die politische Freiheit ihr höchstes Ideal niemals erreichen kann.

So darf man denn sagen, daß es dem Deutschtum in Amerika beschieden war, nicht nur durch Fleiß und Tüchtigkeit die Grundlage zu der riesigen materiellen Entwicklung seiner neuen Heimat legen zu helfen, sondern dieser auch die inneren Schätze seines Volkstums, seine Bildung und seine edle Menschlichkeit zuzuführen. Und von all diesen Leistungen hat durch zahllose Beziehungen auch das deutsche Vaterland wieder gewonnen!

Wie wenig freilich ist, was sie geleistet haben, noch allgemein anerkannt, selbst von den amerikanischen Deutschen und ihren Nachkommen, die sich ihrer deutschen Abkunft oft gar nicht bewußt sind oder gar schämen! Wie oft hat man in amerikanischen Kreisen die fremde und doch so edle deutsche Art gehaßt, verhöhnt und gar verfolgt! Ja auch von den Deutschen Amerikas gilt, in mehr als einer Hinsicht, Hölderlins schmerzlich patriotische Klage:

Digitized by Google

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Alduldend gleich der schweigenden Mutter Erd
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir,
Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie
Dich, ungestalte Rebe, daß du
Schwankend den Boden und wild umirrest,

— — — — — — — — — — — —
— — — — Bin ich der Deine schon,
Oft zürnt ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele leugnest, —

II. Geschichtliches.

Das 17. und 18. Jahrhundert.

Bis ins erste Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts läßt sich die Einwanderung von Deutschen nach Nordamerika zurückverfolgen. Schon damals hat England deutschen Gewerbefleiß ausgebeutet und in seine erste amerikanische Kolonie, die abenteuernde, der Arbeit ungewohnte Aristokraten im Jahre 1607 im heutigen Staate Virginien gründeten, deutsche Handwerker geschickt, damit sie dort Teer und Pech gewinnen und Glas und Seife fabrizieren sollten. Ueber das Schicksal dieser ersten Einwanderer liegt keine Nachricht vor, kaum daß wir ihre Namen wissen. Aber das Gedächtnis der deutschen Männer sollen wir festhalten, die das erste Gewerbe nach der neuen Welt brachten. Ihr Beispiel ist gleichsam vorbildlich für die deutsche Einwanderung geworden.

Daß sich neben diesen Handwerkern, die im Dienste Englands nach Amerika segelten, auch früh schon der deutsche Abenteurer befand, den die Träume von Reichtum in das neue Wunderland lockten, läßt sich mit Recht schließen. Besonders dürfen wir ihn im Gefolge der Holländer vermuten, die sich seit dem Jahre 1614 in der heutigen Stadt New York niederließen. Deutsche und Holländer wurden bis tief ins 18. Jahrhundert hinein so wenig von einander unterschieden, daß beide von den Engländern als Dutchmen bezeichnet und höchstens als Low Dutch und High Dutch auseinandergehalten wurden. Der lebhafte Handelsverkehr am Rhein, das enge Verhältnis zur reformierten Kirche in Deutschland und zahlreiche andere Wechselbeziehungen zwischen Holland und Deutschland haben in jener Zeit viele Deutsche nach Amerika geführt. Wie viel leichter es für diese war, in der holländischen Kolonie auch politisch zu Stellung und Ansehen zu gelangen als später in den englischen Ansiedelungen, zeigen Männer wie Peter Minuit

Digitized by Google

aus Wesel, Augustin Herrmann aus Prag und Jakob Leisler aus Frankfurt am Main.

Im Jahre 1626 zum Direktor und General-Gouverneur von Neu-Niederland ernannt, war es Peter Minuit, der die schwachen Niederlassungen der Westindischen Kompagnie am Hudson zuerst zum Aufblühen brachte. Er kaufte von den Indianern die Insel Manhattan, baute das Fort Neu-Amsterdam und steckte die Grenze der kleinen Stadt ab, aus der sich im Laufe der Zeit das mächtige New York entwickeln sollte. Auch an den Ufern des Hudson entstanden unter seiner Verwaltung mehrere Niederlassungen. Als er im Jahre 1631 von seinem Posten abberufen wurde, kehrte er nach Holland zurück, wandte sich aber bald nach Schweden, um von dort aus den Kolonisationsplänen Gustav Adolphs zu dienen. Da diese Pläne auch auf Deutschland berechnet waren, so sei ihrer hier kurz gedacht.

Wilhelm Usseling, ein Niederländer und der Anreger der Holländischen Westindischen Kompagnie, legte im Jahre 1624 dem König Gustav Adolph den Plan zu einem ähnlichen Unternehmen vor, dessen Bedeutung dieser sofort erkannte. Schon im Jahre 1626 wurde eine Schwedische Kompagnie ins Leben gerufen, zu der der König selbst 400000 Taler zeichnete. Auch auf seinem Feldzug in Deutschland verlor Gustav Adolph den Plan nicht aus den Augen und beauftragte Oxenstierna mit dessen Umarbeitung und Ausdehnung auf Deutschland. Nach dem frühen Tode des Königs veröffentlichte Oxenstierna einen Aufruf um deutsche Beteiligung an der Gründung überseeischer Kolonien, der in ganz Deutschland reges Interesse wachrief. Leider vereitelte der furchtbare Krieg die Ausführung der weitgehenden Pläne, über die uns das im Jahre 1633 zu Frankfurt a/M. erschienene Werk Argonautica Gustaviana genaueren Aufschluß gibt. Dieses ist nicht nur das erste Auswanderungspamphlet in deutscher Sprache, sondern auch die erste Schrift, die den Deutschen zur Hebung seines Wohlstandes auf die See weist. Die beabsichtigte Kolonie sollte, wie es in dem Aufruf heißt, eine Wohltat für die Verfolgten, ein Zufluchtsort für die Ehre der Weiber und Töchter derjenigen sein, die durch den Krieg und die Bigotterie vertrieben werden, ein Segen für den gemeinen Mann und die ganze protestantische Welt. Und es klingt, als sei es gegen den angelsächsischen Imperialismus von heute geschrieben, wenn es weiter heißt: Das deutsche Volk solle nur Zutrauen zu sich selbst haben, dann könne es den spanischen Alp von der Welt abschütteln und ebenfalls reich und mächtig werden.

Einen nicht minder wichtigen Anteil an der Entwicklung der holländischen Kolonie als Minuit hatte Augustin Herrmann, ein Mann von trefflicher Erziehung, dem wir auch die erste bildliche Darstellung von Neu-Amsterdam (1650) verdanken. In dem Kampfe des Volkes gegen die autokratische Herrschaft der Direktoren der

Digitized by Google

Westindischen Kompagnie war er einer der Hauptführer, und in den Streitigkeiten, die die Kolonie mit den englischen Niederlassungen in Neu-England, Virginien und Maryland auszufechten hatte, erwarb er sich hervorragende diplomatische Verdienste.

Freilich war es auf die Länge nicht aufzuhalten, daß sich England der holländischen Kolonie gewaltsam bemächtigte. Aber es ist bedeutsam, daß der erste Aufstand gegen englische Vergewaltigung sich in dieser holländisch-deutschen Kolonie New York erhob, und daß der Held in dem Vorspiel der kommenden amerikanischen Revolution, Jakob Leisler, ein Deutscher war. Längst hat sich die amerikanische Poesie dieses Märtyrers der Volksfreiheit bemächtigt. Ein Mann des Volkes, von den lautersten Motiven beseelt, ein Charakter von starrem Rechtssinn, dem nur die kluge Einsicht und die Bildung fehlten, gelang es ihm, die Regierung von New York dem englischen Gouverneur auf kurze Zeit zu entreißen und die Rechte des Volkes geltend zu machen, das sich längst im Geheimen gegen die willkürliche Besteuerung und die Verweigerung der Volksvertretung aufgelehnt hatte. Leider war Leisler den gemeinen Intriguen seiner aristokratischen Gegner nicht gewachsen und mußte seine hochherzige Tat, als Hochverräter gebrandmarkt, mit dem Leben büßen. Aber selbst ein einseitiger, alberner Anglomanie verfallener Geschichtschreiber wie John Fiske, muß gestehen, daß in Leislers staatsmännischem Geiste der Gedanke an einen Kongreß sämtlicher amerikanischer Kolonien zuerst auftauchte, und daß der Kongreß, den er 1690 zusammenberief, der Vorläufer ward des großen Kongresses, dem die Vereinigten Staaten ihre Freiheit verdanken.

Es waren bisher nur einzelne Deutsche, die wir während der ersten Besiedelung von Nord-Amerika antrafen. Die Zeit sollte nun kommen, wo sie in größerer Anzahl, ja schließlich in Massenzügen die neue Welt suchten. Der Anstoß hierzu ging von England aus, das sich langsam zur führenden Kolonialmacht entwickelte.

Im Jahre 1677 machte der Quäker William Penn mit mehreren seiner Glaubensgenossen eine Art Missionsreise nach Deutschland und traf im Saalhof zu Frankfurt a. M. mit Freunden und Anhängern Speners zusammen, die er für seine Pläne zu gewinnen wußte. Diese gründeten im Jahre 1682 die „Frankfurter Gesellschaft", um sich durch den Ankauf von 15000 Acker Land an der Besiedelung Pennsylvaniens zu beteiligen, das Penn im Jahre 1681 vom König von England als Bezahlung einer alten Regierungsschuld geschenkt worden war. Schon im Jahre 1683 kamen die Auswanderungspläne der Frankfurter Gesellschaft zur Ausführung. Unter der Führung von Franz Daniel Pastorius, einem ausgezeichneten Juristen und vielseitig gebildeten Manne aus Sommershausen in Franken, schifften sich am 24. Juli 1683 dreizehn Crefelder Familien auf der „Concord" ein und landeten am 6. Oktober in Philadelphia. Zur Erinnerung an diesen

Digitized by Google

eigentlichen Anfang ihrer Geschichte in Amerika ist der Tag im Jahre 1883 in Philadelphia und später von den Deutschen in vielen Städten der Union festlich begangen worden.

Fragen wir nach den Gründen, die diese Familien übers Meer führten, so gibt der biedere Pastorius uns in seiner Lebensbeschreibung selbst die Antwort: Weilen ich nun von meinen Bekannten im Saalhof Pennsylvanien zum öfteren sehr rühmen hörte und verschiedene Relationsschreiben davon zu lesen kriegte, auch bereits einige Gott fürchtende Menschen sich dorthin zu transportiren entschlossen, entstund eine nicht geringe Begierde bey mir, in ihrer Gesellschaft mit über zu segeln und daselbst nach überdrüssig gesehenen und gekosteten Eitelkeiten nebst ihnen ein still und christlich Leben zu führen.

Es sind im wesentlichen dieselben religiösen Beweggründe, die auch die puritanische Wanderung nach Neu-England ins Leben riefen. Wie Pastorius zu Speners Kreisen, so gehörten die Crefelder zu den Mennoniten und Quäkern, die alle von der Orthodoxie angefeindet und verfolgt wurden. In der neugegründeten Kolonie William Penns, wo ihnen unbedingte Religionsfreiheit zugesichert war, eröffnete sich nun für die Unterdrückten und Verfolgten ein Asyl. Tausende sollten ihm bald zuströmen. Will man die tiefe religiöse Erregung begreifen, die Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts durch Deutschland ging, so braucht man nur auf die bunte Mischung von Sekten zu blicken, die in Penns Wäldern ihre Ideale zu verwirklichen suchten. Aber während der Neuengländer, einem aufstrebenden, politisch starken Lande entfliehend, sofort auch in der neuen Welt staatenbildend auftritt, will der Deutsche ein „still und christlich Leben führen" und bringt es höchstens zu kleinen utopistisch-bizarren Gemeinwesen. Gleich die erste größere Einwandererschaar zeigt uns, daß der Deutsche in seiner neuen Heimat nicht auf dem Gebiete der Politik und der Staatenbildung glänzen sollte. Ihm war vielmehr der Beruf zugefallen, in das junge düster-ernste Leben der Kolonie deutsche Menschlichkeit zu tragen und unsere erste Ansiedelung in Amerika sollte auch in dieser Hinsicht vorbildlich werden. Denn von ihr ging schon im fünften Jahre ihres Bestehens der erste Protest gegen die Negersklaverei aus, deren Schande vorher niemand in Amerika gefühlt hatte.

Wie es die Zusicherung der Religionsfreiheit war, die unsere Landsleute von nun an nach Pennsylvanien zog, ist schon betont. Gerade in der gastfreien, ja brüderlichen Art, mit der Penn die Glieder anderer Nationen in seiner Kolonie willkommen hieß, zeigt sich der freie Geist, der diese von den übrigen englischen Kolonien unterschied. Zwar sicherte schon der Freibrief, den Jakob I. im Jahre 1609 der Londoner Kompagnie ausstellte, auch fremden, d. h. nicht englischen Ansiedlern, die englische Untertanen würden,

Digitized by Google

das Recht der Ansiedelung zu. Allein so bald schon fühlten sich die englischen Ansiedler in verschiedenen Kolonien, wie z. B. in Neu-England, als Herren der neuen Welt, daß sie der nicht-englischen Einwanderung durch Gesetze zu begegnen suchten. Den nationalen Vorurteilen gingen religiöse zur Seite. Obwohl die Puritaner nach Amerika gewandert waren, um dort freie Religionsübung zu genießen, so war doch der Geist, der ihre Kolonie beseelte, nichts weniger als tolerant. Katholiken und Quäker waren von dem puritanischen Gottesstaat gänzlich ausgeschlossen, die sich aber dennoch hineinbegeben mochten, wurden mit Prügeln, mit Gefängnis, ja sogar mit dem Galgen bestraft. Und an alttestamentliche Gepflogenheiten erinnert der Erlaß des Obergerichtes von Massachusetts vom Jahre 1637, daß keine Stadt und keine Gemeinde einen fremden Ankömmling ohne Erlaubnis der Obrigkeit aufnehmen dürfe.

Wie in Neu-England die puritanische Kirche, so übte in Virginien die englische Hochkirche ihren intoleranten Einfluß, indem sie Katholiken und Sektirer von der Ansiedelung ausschloß, ja sogar später den deutschen lutherischen Predigern das Recht versagte, Trauungen zu vollziehen. Dagegen waren die Gesetze der Kolonien Maryland, Nord- und Süd-Karolina und Georgia mehr im toleranten Geiste von Pennsylvanien. Kein Wunder also, daß wir die deutschen Auswanderer, so lange die Besiedelung der einzelnen Kolonien noch ganz in den Händen von Landkompagnien und Großgrundbesitzern, wie Penn, lag und auch fernerhin vorzüglich dahin ziehen sehen, wo ihnen die größte Freiheit gesichert war. Daß sie aber Neu-England lange gänzlich mieden, ist ebenso leicht zu verstehen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Pastorius und seinen Ansiedlern zurück, so finden wir sie bald nach ihrer Ankunft mit der Gründung von Germantown, heute einem Stadtteil von Philadelphia, beschäftigt. Das junge Gemeinwesen sollte dank dem deutschen Fleiße bald emporblühen und auf lange Zeit hin die erste Raststätte werden für die deutschen Einwanderer, die von Jahr zu Jahr übers Meer zogen. Briefe der Ansiedler an ihre Freunde und Verwandten in der Heimat, sowie Pastorius' kleine Schrift über Pennsylvanien (Frankfurt a. M. 1700) verfehlten ihre Wirkung auf die unterdrückten Glaubensgenossen und andere nicht. Mit prophetischem Geiste hat der wackere Pastorius den gewaltigen Strom der kommenden deutschen Einwanderung in der Ferne geschaut, als er in das „Grund- und Lagerbuch" den lateinischen Gruß an die deutsch-amerikanische Nachwelt eintrug: „Sei gegrüßt Nachkommenschaft! Nachkommenschaft in Germanopolis! Und erfahre zuvörderst aus dem Inhalte der folgenden Seite, daß deine Eltern und Vorfahren Deutschland, das holde Land, das sie geboren und genährt, in freiwilliger Verbannung verlassen haben (o! ihr heimischen Herde!), um in diesem waldreichen Pennsylvanien, in

Digitized by Google

der öden Einsamkeit, wieder sorgenvoll den Rest ihres Lebens in deutscher Weise, d. h. wie Brüder, zuzubringen.

Erfahre auch ferner, wie mühselig es war, nach Ueberschiffung des Atlantischen Meeres in diesem Striche Nord-Amerikas den deutschen Stamm zu gründen. Und du, geliebte Reihe der Enkel, wo wir ein Muster des Rechten waren, ahme unser Beispiel nach. Wo wir aber, wie reumütig anerkannt wird, von dem so schweren Pfade abgewichen sind, vergib uns, und mögen die Gefahren, die andere liefen, dich vorsichtig machen. Heil dir, deutsche Nachkommenschaft! Heil dir deutsches Brudervolk! Heil dir auf immer!"

In der ältesten Periode deutscher Einwanderung waren es zunächst die Führer einzelner verfolgter Sekten, die Pastorius mit diesen nach der Wildnis von Pennsylvanien folgten. Darunter sonderbare, phantastische Gestalten, in denen die Ideen schon zu gären scheinen, die im Laufe des 18. Jahrhunderts das deutsche Geistesleben umwälzten. Denn neben der religiösen Erregung finden wir in den gebildeteren Geistern schon damals den Ekel an der Ueberkultur Europas, den Faustischen Ueberdruß am bloßen Wissen und den Drang zum Ausleben des ganzen Menschen.[1]) Es ist bekannt, wie seit dem 16. Jahrhundert in edlen Gemütern die Ueberzeugung lebendig wird, daß Europa gealtert sei und daß die Menschheit einer Wiedergeburt entgegengehe. Mit der pietistischen Bewegung, die es auf die religiöse Erneuerung des Einzelnen abgesehen hat, geht Hand in Hand die Richtung zur Mystik, zur Geheimwissenschaft und Geheimbündelei, die schließlich, um den kirchlichen und staatlichen Verfolgungen zu entgehen, in Amerika das Land der Verheißung erblickt.

So erschienen im Jahre 1694 ungefähr 40 Männer und Frauen, die an der Jahrhundertwende in der Einsamkeit des Urwaldes auf die Wiederkunft Christi warten wollten. Ihr Führer, Joh. Jakob Zimmermann, „ein grundgelehrter Astrologus, Magus, Cabbalista und Prediger aus dem Württembergerlande", war unterwegs in Rotterdam gestorben, und an seine Stelle war der Magister Johann Kelpius aus Siebenbürgen getreten. Ein Mann von großer Gelehrsamkeit und in den Schriften Jakob Böhmes wie wenige belesen, gewann er auf das religiöse Leben der kleinen deutschen Kreise Pennsylvaniens den tiefsten Einfluß. Auch war er einer der ersten, der in Amerika die Kindererziehung systematisch in die Hand nahm. Nicht weit von Germantown, auf einer Anhöhe, die in eine wildromantische Schlucht abfällt, baute er mit seinen mystisch gesinnten Genossen ein Blockhaus, in dem die Einsiedler gemeinsam lebten. Hier, in sehnsüchtiger Erwartung des Herrn, dichtete Kelpius seine religiösen Lieder, deren Inbrunst an die Lieder der Anachoreten in Goethes Faust erinnert:

[1]) So schreibt ein Mitglied der Bruderschaft, die sich um Kelpius scharte: „Was mir hier (in Pennsylvanien) gefällt, ist, daß man Bauer, Gelehrter, Priester und Edelmann zugleich sein kann."

Digitized by Google

O quälende Liebe! o süßeste Plag!
Verlege, verschiebe nicht länger den Tag!
Verkürze die Zeiten! laß kommen die Stund!
Denk an den getreuen, genädigen Bund
Und mache denselben für alle Welt kund!

Kelpius sollte den ersten größeren Zustoß von deutschen Einwanderern nicht mehr erleben. Es waren Schweizer Mennoniten, die, aus ihrer Heimat schon oftmals vertrieben, nun zu Hunderten, ja später zu Tausenden den Rhein hinabfuhren, um jenseits des Meeres ihre Zuflucht zu suchen. Ihre Niederlassungen in Pennsylvanien sind heute als der Garten Amerikas berühmt. So groß war nun die Zahl der Ankömmlinge, daß der Gouverneur Keith von Pennsylvanien im Jahre 1717 die Befürchtung aussprach, daß die deutsche Masseneinwanderung gefährlich werden könnte, ja daß sich wohl gar die Geschichte Britanniens zur Zeit des angelsächsischen Ueberfalls wiederholen möchte. Auch in den folgenden Jahren erinnern die Schriftstücke der englischen Gouverneure über die Einwanderung der Deutschen vielfach an die Berichte römischer Statthalter zur Zeit der Völkerwanderung.

In die Zeit der Schweizer Mennonitenwanderung fällt auch die erste Massenauswanderung aus der Pfalz. Mit ihr beginnt eine neue Periode in der englischen Kolonialgeschichte, über die hier zunächst ein Wort am Platze ist.

Als England am Anfang des 17. Jahrhunderts zu kolonisieren begann, war das damals bekannte Amerika fast ganz von romanischen Völkern besetzt, die der Goldhunger dahin getrieben hatte. So wird es erklärlich, daß die erste puritanische Auswanderung, anstatt bevorzugtere Gegenden aufzusuchen, sich nach den unwirtlichen Gegenden Neu-Englands wenden mußte und daß schließlich so der ganze nordamerikanische Küstenstrich von englischen Ansiedlern besetzt wurde. Zunächst hatte die englische Regierung nur so weit Anteil an der Kolonisation, als sie den Landkompagnien oder den Großgrundbesitzern das Recht der Besiedelung verlieh. Der Abfluß an Bevölkerung durch den puritanischen Wegzug erregte jedoch eine starke Opposition gegen Kolonialbesitz, ja noch im Jahre 1760 fragte man sich in England ernsthaft, ob die amerikanischen Kolonien das Geld und die Mühe wert seien, die sie kosteten.

Bis zur Regierung Jakob II. lag die Besiedelung der neuen Kolonien wesentlich in den Händen der genannten Kompagnien und Besitzer, aber schon damals scheint der Gedanke Fuß gefaßt zu haben, die Kolonien durch Herbeiziehung ausländischer Ansiedler ertragfähiger zu machen. Unter der Regierung Wilhelms III. und der Königin Anna wurde der Gedanke dann praktisch verwirklicht, indem das Parlament bedeutende Summen bewilligte, um protestantische Flüchtlinge aus Frankreich und vorzüglich aus Deutschland in den englischen Kolonien anzusiedeln. Damals war es, daß englische Agenten in verschiedenen Teilen Deutschlands durch Ver-

Digitized by Google

breitung von Pamphleten Auswanderer zu werben begannen. Und ihre Agitation, die in kluger Weise die politischen und geschäftlichen Motive hinter den religiösen Deckmantel der protestantischen Führerschaft Englands verbarg, sollte in Deutschland auf günstigsten Boden fallen.

Wenige Landschaften hatten hier während des dreißigjährigen Krieges so schwer zu leiden gehabt, als die herrliche Pfalz, die von katholischen wie von protestantischen Horden öfters durchzogen und verwüstet worden war. Was aber nach diesen schrecklichen Zeiten an Bevölkerung und Wohlstand noch übrig war, das sollte dann im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts der Raubluft und der Mordgier Ludwig XIV. zum Opfer fallen. Zu dem namenlosen Elend fortwährender Kriege kamen schließlich noch die religiösen Verfolgungen durch das Fürstenhaus, das während des 16. Jahrhunderts mit seinem Luxus, seiner Sittenlosigkeit und seiner Schandwirtschaft mit dem französischen Hofe wetteiferte. Daß unter diesen gräßlichen Verhältnissen das arme, geschundene und ausgesogene Volk der Pfalz nicht völlig unterging oder dumpfer Verzweiflung verfiel, sondern mit unverwüstlicher Langmut alle die Mißhandlungen ertrug und in seinem Kerne gesund blieb, erfüllt uns heute noch mit Erstaunen. Kein Wunder aber, daß die Einladung nach den englischen Kolonien willige Ohren und Herzen fand.

Schon im Jahre 1704 hatte der Pfarrer Josua Kocherthal aus Landau eine Reise nach England gemacht, um sich über die Aussichten der Auswanderung nach Amerika zu erkundigen. Wie sehr man ihn dort ermutigte, läßt sich aus seiner Schrift über Karolina schließen (Frankfurt 1706), worin er die Schönheit dieser Kolonie anpries. Wie weit Kocherthal, dessen Schrift im Jahre 1709 zum zweiten Mal gedruckt wurde, die Pfälzer Massenauswanderung anregte, läßt sich schwer feststellen.

Aus den Berichten des Londoner Handelsamtes geht jedoch hervor, daß im Jahre 1708 eine Anzahl Pfälzer unter Führung des Landauer Pfarrers in London erschien und um Uebersendung nach den englischen Kolonien von Amerika bat. Es wurde beschlossen, sie an den Ufern des Hudson anzusiedeln, wo sie zur Bereitung von Schiffsharz verwandt werden sollten; dabei würden sie zugleich eine Art Grenzwall gegen Franzosen und Indianer bilden. Sie landeten im Winter 1708 in New York und gründeten nicht weit davon ihre Niederlassung, die sie mit rührender Anhänglichkeit an das pfälzische Fürstenhaus, das sie geschunden hatte, Neuburg nannten. Es ist das herrlich gelegene heutige Newburgh am Hudson.

Die Nachricht von ihrer guten Behandlung in England scheint sich, wohl durch Kochenthal selbst, bald in der Heimat verbreitet zu haben, und so erschienen nach dem furchtbar strengen Winter von 1709 gegen 13000 der Unglücklichen, Pfälzer und Schwaben, in London. Der Eindruck, den die plötzliche Ankunft dieser Scharen

Digitized by Google

von halbverhungerten Deutschen auf England machte, war überwältigend. Dem deutschen Prediger Böhme am englischen Hofe gelang es, die Königin Anna persönlich für die Armen zu interessieren und sie, wie die Londoner Bevölkerung, boten alles auf, ihre Not zu lindern. Wie viele von diesen Tausenden sich in die englische Armee anwerben ließen oder sonstwie in England ihren Unterhalt fanden, läßt sich nicht genau bestimmen. Ungefähr 500 Familien — gegen 3800 Personen — wurden in Irland angesiedelt, wo sie noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Muttersprache erhalten hatten. Nach Amerika wurden zwei Expeditionen gesandt: die eine von 600 Personen unter der Führung des Schweizers Christoph von Graffenried nach Nord-Karolina, die andere, zwischen 3—4000 Personen, nach New York.

Diese Geschichte der Pfälzer Ansiedler im Staate New York ist eines der ergreifendsten und dramatisch bewegtesten Kapitel in der Geschichte der deutschen Auswanderung nach Amerika. In zehn Schiffe gepfercht und aufs schlechteste verpflegt, starb auf der langen Seereise und bald nach der Ankunft ungefähr der sechste Teil der Auswanderer. Die Uebriggebliebenen sollten unter amtlicher Aufsicht in den Fichtenwäldern am Hudson Schiffsharz, Teer und Terpentin gewinnen, zugleich sollten sie auch eine Schutzwehr gegen Franzosen und feindliche Indianer sein. Von den Engländern so mit kluger Berechnung an die äußersten Grenzposten gestellt, mußten sich die Deutschen bald als Vorkämpfer der Zivilisation fühlen und in der Pionierstellung ihren Beruf finden.

Die ganze Kolonie stand unter der Oberaufsicht des Gouverneurs Hunter, eines barschen Soldaten und hochmütigen Emporkömmlings, der da glaubte, die armen Deutschen mit militärischer Strenge in einer Art Leibeigenschaft halten zu können. Er sollte sich aber an dem Freiheitssinn der deutschen Bauern arg verrechnen. Sie waren nach Amerika gekommen, um das Land, das die Königin Anna ihnen versprochen, in Besitz zu nehmen und nicht um Sklavendienste zu verrichten. Nicht zum wenigsten brachte sie die schlechte Verpflegung auf, die Hunter einem betrügerischen und gewissenlosen Agenten übertragen hatte. Dazu kam, daß England einen offenen Treubruch beging und die Pfälzer, nachdem sie London verlassen hatten, ihrem Schicksal überließ. Die Geschichte der Kämpfe zwischen den betrogenen, freiheitliebenden Kolonisten und dem harten Gouverneur hier zu erzählen, würde zu weit führen. Genug, es kam zum offenen Aufstand und schließlich, unter unsäglichen Mühen, zum Wegzug der Pfälzer nach dem benachbarten Mohawktale, wo sie endlich glaubten, die ersehnten Landsitze und damit eine Ruhestätte gefunden zu haben. Aber die sollte ihnen auch hier nicht werden. Die Ländereien, die sie hier im Urwalde von den Indianern auf friedliche Weise erwarben, wurde ihnen bald streitig gemacht, wozu der erzürnte Hunter in schmutziger Weise die Hand lieh. Nach langen Kämpfen

Digitized by Google

schlug sich eine Anzahl der Ansiedler, ihrer Wohnsitze beraubt, im Jahre 1723 mühsam durch die wilden Urwälder des nördlichen Staates New York nach dem gastfreien Pennsylvanien. Die Zurückgebliebenen behaupteten ihre Ländereien schließlich entweder durch Pacht oder Ankauf und schufen das herrliche Mohawktal bald in einen Garten um. Aus ihrer Mitte ist eine Reihe von bedeutenden Männern hervorgegangen, von denen wir noch einigen begegnen werden.

Die Geschichte der Pfälzer im Staate New York steht in der Chronik englischer Kolonisationsversuche während des 18. Jahrhunderts einzig da. Nicht nur wegen der Zahl der ausländischen Ansiedler, deren Ankunft das Erstaunen und die Besorgnis der englischen Kolonisten erregte. Dürfen wir es heute als Erfahrungssatz aufstellen, daß eine Kolonie nur in dem Maße lebensfähig ist, als sie von der Bevormundung durchs Mutterland befreit bleibt und sich aus eigner Kraft und auf eigne Verantwortlichkeit hin entwickeln kann, dann hatte sich England damals diese Erkenntnis noch nicht erworben. Und während die amerikanischen Kolonien die englische Vormundschaft noch über 50 Jahre ertrugen, regte sich in den ausgewanderten deutschen Bauern schon damals der Freiheitstrieb, der später zur Unabhängigkeit Amerikas führen sollte. Der eigentliche Vertreter dieses Unabhängigkeitssinnes unter den Pfälzern, der Führer des Widerstandes gegen englische Vergewaltigung war Johann Konrad Weiser, ein willensstarker Charakter, der, unter günstigeren nationalen Verhältnissen in der Heimat, wohl der Gründer einer deutschen Kolonie hätte werden können. Als früherem Schultheiß einer schwäbischen Ortschaft schien ihm die Führerschaft unter seinen ausgewanderten Landsleuten von selbst zuzufallen, und aus den gehässigen Schilderungen seiner Feinde, besonders Hunters, lesen wir heute noch mit Vergnügen, welchen unversöhnlichen Gegner sie in ihm fanden. Sein Sohn Konrad Weiser war berufen, eine noch größere Rolle in der Geschichte seiner neuen Heimat zu spielen als sein Vater. Ihm werden wir später begegnen.

Die schlechte Behandlung, die unsere Landsleute in New York erfuhren, sollte sich übrigens an dieser Provinz schwer rächen und Pennsylvanien zugute kommen. So schreibt der schwedische Botaniker Kalm, der Amerika um die Mitte des Jahrhunderts bereiste: „Obgleich die Provinz New York viel länger als Pennsylvanien von Europäern bewohnt wird, so ist sie doch nicht so zahlreich bevölkert als diese.“ Die Ursache dafür findet er in der schlechten Behandlung der Pfälzer, die, wie er fortfährt, „ihren Verwandten und Freunden schrieben, falls sie auswandern wollten, nicht nach New York zu gehen, wo sich der Gouverneur so unbillig gezeigt habe. Dieser Rat hatte solchen Einfluß, daß die Deutschen, die später in großer Anzahl nach Nord-Amerika auswanderten, stets New York mieden.“

Digitized by Google

Es kann die Aufgabe dieser gedrängten historischen Skizze nicht sein, die Anfänge und die Geschichte der deutschen Ansiedelungen in den verschiedenen Kolonien Amerikas im Einzelnen zu verfolgen. Nur einiger größerer Wanderzüge sei hier kurz gedacht.

Während die Pfälzer in der Wildnis der Provinz New York unter fortwährenden Kämpfen eigene Herde zu gründen suchten, erreichte über Tausend ihrer Landsleute im Süden von Nord-Amerika ein schlimmeres Geschick. Verlockt von den gleißenden Versprechungen des schottischen Schwindlers Law, der zur Ausbeutung der französischen Kolonien im Mississippitale, auf die er zum großen Teil seine phantastischen Finanzpläne stützte, Ansiedler brauchte, wanderten zwischen den Jahren 1717 und 1720 gegen 10000 Pfälzer nach Frankreich aus. Mit Verbrechern, Freudenmädchen und anderem Auswurf französischer Städte in die Schiffe gepfercht, fanden viele schon während der Ueberfahrt, viele nach der Landung in dem ungesunden Klima den Tod. Als schließlich im Jahre 1720 der große Krach kam, ließ man die Ansiedler, die bisher von Frankreich aus mit Lebensmitteln versehen worden waren, im Stich. Eine furchtbare Hungersnot trat ein, die Hunderten das Leben kostete. Die überlebenden Deutschen warfen sich auf den Ackerbau, und noch heute erinnern einzelne nach den Deutschen benannte Oertlichkeiten und deutschredende Nachkommen an die unglücklichen ersten Ansiedler, von denen der Franzose Champigny in seinem „Bericht über den Zustand von Louisiana" sagt: „Ich betrachte die Deutschen und die Kanadier als die Gründer aller unserer Ansiedelungen in Louisiana." [1])

Ein erfreulicheres Bild bietet uns die Ansiedelung der Salzburger dar, die uns durch Goethes Hermann und Dorothea heute noch nahestehen, wenngleich wenige Deutsche vielleicht wissen, daß die Landsleute der wackeren Dorothea auch nach Amerika wanderten. Als es galt, die vertriebenen, im ganzen protestantischen Deutschland Mitleid erregenden Salzburger unterzubringen, wandte sich der Augsburger Pfarrer Samuel Urlsperger an die Society for the propagation of christianity in London mit der Anfrage, ob nicht ein Teil der Unglücklichen in Amerika angesiedelt werden könne. Auch diesmal scheinen die deutschen Prediger in London vermittelt zu haben, und so wurde beschlossen, die Flüchtlinge nach der neugegründeten Kolonie Georgia zu senden. Unter der Führung des Barons von Reck und der Pfarrer Boltzius und Gronau langten sie nach einer gefährlichen Reise von 104 Tagen im Jahre 1734 dort an. Anstatt eines herzlosen Bedrückers, wie die Pfälzer in New York, fanden sie in dem Gouverneur Oglethorpe einen edelgesinnten Menschenfreund. Dieser wählte selbst ein den Wünschen der Ansiedler entsprechendes Stück Land für ihre Niederlassung aus

[1]) Ueber die Geschichte der Deutschen in Louisiana verweise ich auf die gründlichen Forschungen von J. Hanno Deiler, Professor an der Tulane University, New Orleans.

Digitized by Google

und nachdem sie ein frommes Lied gesungen hatten, richteten sie ein Felsstück auf und nannten den Ort Ebenezer, „denn bis dahin hatte der Herr geholfen". Und bis auf den heutigen Tag ist der Name des Ortes erhalten, wenn auch die Nachkommen der tapferen Salzburger längst die deutsche Sprache verloren haben.

Ueberblicken wir nun die Landkarte des damals besiedelten Amerikas, so finden wir zur Zeit der Ankunft unserer Salzburger bereits in sämtlichen mittleren und südlichen Kolonien Deutsche ansässig. Aber Pennsylvannien sollte noch auf lange hin die Kolonie sein, wohin sich unsere Landsleute zu vielen Tausenden wandten. Ich habe schon oben den Eindruck erwähnt, den die Scharen der Ankömmlinge im Jahre 1717 auf den furchtsamen Gouverneur Keith von Pennsylvanien machten. Die Angst, daß die Deutschen wohl gar eine selbständige Kolonie gründen oder am Ende die Verwaltung der Provinz an sich reißen möchten, stieg in den nächsten Jahren so sehr, daß der Provinzialrat, vom Gouverneur veranlaßt, im Jahre 1727 ein Gesetz erließ, wonach die Kapitäne der Auswandererschiffe genaue Namenslisten der Einwanderer zu führen hatten und diese selbst den englischen Untertaneneid leisten mußten. Diese Namenslisten, die ohne Zweifel nachlässig geführt wurden, sind noch zum größten Teil erhalten und sind heute die wertvollste Grundlage für die Schätzung der Einwandererzahl während des 18. Jahrhunderts. Die Angaben über diese Zahl von Zeitgenossen sind zum Teil widersprechend. Einige schätzen die Deutschen, die um 1730 in Pennsylvanien ansässig waren, auf 50000. Andere glauben, daß bis zum Ausbruch des Revolutionskrieges nicht mehr als 90000 Deutsche in der Provinz wohnten.[1]) Nach den neuesten Berechnungen, die der Wahrheit natürlich stets nur annähernd entsprechen können, dürfen wir annehmen, daß die deutsche Bevölkerung von Pennsylvanien um das Jahr 1775 wohl 125000 betrug und daß wir die Gesamtzahl der Einwohner deutscher Abkunft in den Vereinigten Staaten um 1800 gewiß auf eine Million anschlagen dürfen.

Die Ursache der Massenwanderung während der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre des 18. Jahrhunderts müssen wir hauptsächlich in den elenden wirtschaftlichen Verhältnissen des Vaterlandes suchen. Von dem Wust und dem Jammer deutscher Bauernzustände, den Verirrungen und der Grausamkeit der Rechtspflege haben wir heute kaum eine Vorstellung mehr. Daß man sich aber darüber in Amerika klar war, zeigt die Aussage Benjamin Franklins vor dem englischen Parlament. „Da, so führt er aus, in den deutschen Ländern die leibeigenen Bauern gewöhnlich mit Steuern bedrückt werden und nicht einmal ihre Felder gehörig bebauen können, weil ihnen das Wild die Saaten beständig wegfrißt, das

[1]) Bei seinem Besuche in Göttingen (1766) schätzte Benjamin Franklin die Anzahl der Deutschen in Pennsylvanien auf 90—100000. Vergl. Achenwell, Einige Nachrichten über Nord-Amerika, 1769.

Digitized by Google

sie doch schonen müssen, weil es zum Vergnügen ihrer Landesherren dient, so verlassen sie oft aus Verzweiflung, ihren nötigen Unterhalt zu finden, die Felder ihrer Väter und suchen ihr elendes Leben in einer anderen Welt zu verlängern. Es ziehen also beständig Leute dieses Schlages nach Amerika, obwohl es einem Familienvater schwer fallen muß, sein Vaterland zu verlassen."

Auch die Berichte, die von deutschen Geistlichen in Pennsylvanien nach Halle gesandt wurden, erwähnen oft die Unzufriedenheit mit den Zuständen in Deutschland als Grund zur Auswanderung. Dabei sehen wir gerade aus diesen Berichten, worin die Lebensgeschichten vieler Pfarrkinder erzählt werden, daß neben den wirtschaftlichen Gründen auch noch andere mitwirkten. Gar mancher der Ausgewanderten war daheim in selbstverschuldetes Elend geraten und nicht wenige mag, wie heute noch, die begründete Furcht vor den Strafgesetzen weggetrieben haben. Zugleich steht aber auch fest, daß nicht nur viele begüterte Leute, sondern auch Gebildete und Gelehrte auswanderten.

Das plötzliche Auftreten des Auswanderungsfiebers in jenen Jahren scheint seine Erklärung auch in literarischen Ursachen zu finden. Wie gelesen und verbreitet De Foes Robinson Crusoe bald nach seinem Erscheinen in Deutschland war, läßt sich aus den Uebersetzungen und Nachahmungen schließen. Aber noch mächtiger, als die Geschichte des schiffbrüchigen Engländers, muß das verlockende Bild von der seligen Insel Felsenburg auf die Gemüter gewirkt haben, das Schnabel in seinem klassischen Romane entwarf. Wie Amerika ohne Zweifel im Hintergrund seiner Schilderungen steht, so sollte der Roman, der in alle Spinnstuben drang, auch viele zur Auswanderung bestimmen. Denn wenn Schlözer in seinem Briefwechsel berichtet, daß „der einfältige Pöpel vor 30 Jahren (d. h. ca. 1740) scharenweise nach der Insel Phanien strömte, wie Pennsylvanien damals im Reich genannt wurde", so erblicke ich darin einen Hinweis auf die Wirkung von Schnabels Insel Felsenburg. Wer aber einen tieferen Einblick gewinnen will in die Umstände, die den Einzelnen damals zur Auswanderung drängten, der lese die verschiedenen Lebensgeschichten, die Schnabel in seinem Romane (1729) aufgereiht hat.

Zu den angeführten Ursachen der massenweisen Auswanderung kommt schließlich noch das schändliche Treiben der Seelenverkäufer oder Neuländer, wie sie im 18. Jahrhundert hießen. Wir haben darüber verschiedene Berichte von Zeitgenossen, von denen der des lutherischen Pfarrers Mühlenberg in den „Hallischen Nachrichten" hier wiedergegeben sei:

„Wenn ich von Neuländern rede, so verstehe ich solche, die nicht Lust haben, sich ihrer Hände Arbeit in guter Ordnung zu nähren und bei ihren Reisen nach Teutschland zwar auch ein und andere Vollmachten Gelder zu erheben, übernehmen, aber noch einen weiter gehenden Zweck haben, nemlich eine Menge

Digitized by Google

Menschen in Teutschland anzuwerben und auf allerlei Art und Weise zu bereden, daß sie ihr Vaterland verlassen und in die neue Welt ziehen sollten. Diese Neuländer machen sich zunächst mit ein und andern Kaufherrn in den Niederlanden bekannt, von welchen sie, nebst der freien Fracht, noch ein gewisses Douceur bekommen für eine jede Familie, oder auch jede ledige Person, die sie in Teutschland anwerben und nach Holland zu den Kaufherrn bringen. Damit sie nun ihren Zweck, recht viele anzuwerben, desto besser erreichen mögen, gebrauchen sie alle möglichen Kunstgriffe. Sie pflegen, so lange es die Aufführung der Comoedie erfordert, in Kleidern großen Staat zu machen, die Taschen-Uhren fleißig zu besehen und in allen Städten sich als reiche Leute aufzuführen, um die Leute nur dadurch desto begieriger zu machen, in ein solches reiches und glückliches Land zu ziehen. Sie machen solche Beschreibungen und Vorstellungen von Amerika, daß man glauben sollte, es seien darinnen lauter Elisäische Felder, die sich selber ohne Mühe und Arbeit besaameten; und als wenn die Berge voll gediegen Gold und Silber wären, und die Brunnen nichts als Milch und Honig quöllen u. a. m. Wer mitgeht als Knecht, der wird ein Herr, als Magd, der wird eine gnädige Frau, als Bauer, der wird ein Edelmann, als Bürger und Handwerksmann, der wird ein Baron. Die Obrigkeit wird von dem Volk gewählet und nach Belieben wieder abgesetzt. Da nun ein jeder Mensch von Natur einen sinnlichen Trieb bei sich hat, seinen Zustand zu verbessern, wer wollte denn nicht gerne mit in solche Welt reisen, zumal da in der alten Welt die Menschen überflüssig und insonderheit die Armen sehr unwerth und die Abgaben und Frondienste unerträglich sein sollen. Die Familien brechen auf, machen ihre geringen Habseligkeiten zu Gelde, bezahlen ihre Schulden und was etwa übrig ist, geben sie den Neuländern aufzuheben und begeben sich endlich auf die Reise. Die Rheinfahrt kommt schon auf ihre Rechnung. Von Holland können sie nicht allemal gleich abfahren und nehmen oft etwas Geld von den Kaufherren zum Vorschuß auf ihre Rechnung. Die theure Seefracht von Holland nach Amerika kommt dazu, wie auch eine Kopfsteuer. Ehe sie von Holland abfahren, müssen sie ein Accord oder Obligation in Englischer Sprache unterschreiben und die Herren Neuländer bereden die Leute, daß sie als unparteiische Freunde bei dem Accord dahin sähen, daß ihren Landsleuten nicht Unrecht geschehen möge. Je mehr Frachten an Personen der Kaufherr und Capitän in ein Schiff bringen können, um so vortheilhafter ist es, wenn sie nicht unterwegs sterben, sonst thut es wohl Schaden. Dahero werden die Schiffe reinlich gehalten, und allerlei Mittel gebraucht, um die Menschen beim Leben zu erhalten und gesunde Waare zu Markte zu bringen. In ein und andern Jahrgängen waren sie wohl nicht so vorsichtig, sondern ließen sterben, was nicht leben konnte. Wenn etwa Eltern auf den

Digitized by Google

Schiffen starben, und Kinder hinterließen, so pflegten die Capitäne und verständigsten Neuländer als Vormünder und Waisenväter zu agiren, die Kisten und Hinterlassenschaft in sichere Verwahrung zu nehmen, und wenn die Waisen ans Land kamen, wurden sie für ihre eigene und ihrer verstorbenen Eltern Fracht verkauft und die gar kleinen verschenkt und ihrer Eltern Nachlassenschaft ging gerade auf für die vielerlei gehabte Mühe der Vormünder. So bald die Schiffe in Holland befrachtet sind, so gehet die beschwerliche und gefährliche Seereise an. Die harten Zufälle auf der Seereise in Krankheiten, Stürmen und dergleichen werden etwas erleichtert durch die süße Hoffnung, daß man bald die neue Welt und in derselben das Paradies erreichen werde.

Nach langem Warten kommt endlich ein Schiff nach dem anderen im Philadelphischen Hafen an, wenn der rauhe und bittere Winter vor der Thür ist. Ein und andere hiesige Kaufherren empfangen die Liste von den Frachten und den Accord, welchen die Emigranten in Holland eigenhändig unterschrieben, benebst den übrigen Rechnungen von der Rheinfracht und dem Vorschuß der Neuländer für Erfrischungen, welche sie auf dem Schiffe von ihnen auf Rechnung empfangen ꝛc. In vorigen Zeiten war die Fracht für einzelne erwachsene Personen 6 bis 10 Louisdor, nun aber beträgt dieselbe bei 14 bis 17 Louisdor. Ehe die Schiffe vor der Stadt Anker werfen dürfen, müssen sie erst nach hiesigem Gesetz von einem Doktor Medicinae visitirt werden, ob keine ansteckende Seuchen darauf grassiren. Nächstdem werden die Neuankommer in Prozession zum Landesratshause geführet, und müssen allda dem König von Großbritannien huldigen, und dann werden sie wieder zurück aufs Schiff geführt. Darauf wird in den Zeitungen kundgethan, daß so und so viele deutsche Leute für ihre Fracht zu verkaufen sind. Wer aber so viel Vermögen hat, daß er seine Fracht selber bezahlen kann, der wird freigelassen. Wer vermögende Freunde hat, der suchet bei ihnen Vorschub, um die Fracht zu bezahlen, derer gibt es aber wenige. Das Schiff ist der Markt. Die Käufer suchen sich welche aus, accordieren mit ihnen auf Jahre und Tage, führen sie zum Kaufherrn, bezahlen die Fracht und übrigen Schulden und lassen sie sich vor der Obrigkeit durch ein schriftlich Instrument auf bestimmte Zeit als ihr Eigenthum verbinden. Die jungen ledigen Leute beiderlei Geschlechts gehen am ersten ab, und kriegen es entweder gut oder böse, besser oder schlimmer, je nachdem die Käufer beschaffen sind, und die Vorsehung oder Zulassung Gottes es bestimmt. Man hat oft angemerkt, daß diejenigen Kinder, welche ihren Eltern ungehorsam gewesen, und aus Eigensinn ohne ihrer Eltern Wille fortgegangen, hier solche Herren gefunden, bei denen sie ihre Lehre bekommen haben. Alte verehlichte Leute, Wittwen oder Gebrechliche will Niemand kaufen, weil der Armen und Unbrauchbaren schon zum Ueberfluß da sind, die dem gemeinen Wesen zur Last werden.

Digitized by Google

Wenn sie aber gesunde Kinder haben, so wird der Alten ihre Fracht zu der Kinder ihrer geschlagen und die Kinder müssen desto länger dienen, werden desto theurer verkauft und weit und breit von einander unter allerlei Nationen, Sprachen und Zungen zerstreut, so daß sie selten ihre alten Eltern, oder auch die Geschwister sich einander im Leben wieder zu sehen bekommen, auch wohl ihre Muttersprache vergessen. Die Alten kommen solchergestalt frei vom Schiffe, sind arm, nackend und kraftlos, sehen als ob sie aus den Gräbern kämen, gehen in der Stadt bei teutschen Einwohnern betteln, denn die englischen schließen meistens die Thüre vor ihnen zu, weil sie befürchten angesteckt zu werden. Bei so gestalten Sachen möchte einem das Herz bluten, wenn man siehet und höret, wie die armen Menschenkinder, die aus dem Sitz christlicher Länder in die neue Welt kommen, zum Theil winseln, schreien, lamentiren und die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, über den Jammer und Zerstreuung, den sie sich nicht vorgestellt; und wie hingegen andere alle Elemente und Sakramente, ja alle Gewitter und schrecklichen Einwohner der Hölle beschwören und anrufen, daß sie die Neuländer, Holländische Kaufherren, die sie verführet, in unzähligen Theilchen zerknirschen und martern möchten."

Zahlreiche Aussagen von Zeitgenossen sprechen dafür, daß dies Bild von dem Schicksal vieler Auswanderer der Wirklichkeit entspricht. In vielen Fällen spotten die Leiden, die der Unglücklichen auf der Reise warteten, jeder Beschreibung. Man fuhr gewöhnlich den Rhein hinab nach Rotterdam, wo man sich einschiffte. Ergreifend sind die Schilderungen des Abschieds von der heißgeliebten Heimat. Auf ihren Kisten und Bündeln sitzend sehen sie, den Rhein hinabgleitend, nassen Blickes die heimatlichen Berge langsam in der Ferne verschwinden und leise stimmt von Zeit zu Zeit ein Bursche oder ein Mädchen ein Abschiedslied an. So sangen die Schweizer Auswanderer im Jahre 1711:

Ein Hertzens-Weh mir überkam
Im Scheiden über d'massen,
Als ich von euch mein Abschied nahm,
Und deßmals müßt verlassen.
Mein Herz war bang
Beharrlich lang;
Es bleibt noch unvergessen,
Ob scheid ich gleich,
Bleibts Hertz bey euch,
Wie sollt ich euch vergessen?

Schon auf der Rheinfahrt, durch vieler Herren Ländchen, gab es Scherereien aller Art, aber die Schrecken der Reise sollten erst in Rotterdam beginnen. Kein deutscher Konsul, der die Armen dort, in England und in der neuen Welt geschützt hätte! Hilflos waren sie der Raubgier, dem Hohn und im besten Falle dem Mitleid fremder Nationen preisgegeben. In dem erwähnten Verhöre sagt Benjamin Franklin: „Viele kommen unterwegs um, weil sie

Digitized by Google

entweder übelgehalten werden oder weil ihnen der Schiffskapitän grausam begegnet, der nicht als Menschenwesen anerkennt, wer nicht, wie er, in England geboren ist." In Erwartung der schlechten Schiffskost versahen sich die Auswanderer vor der Abreise mit Lebensmitteln, die ihnen von mildtätigen Menschen in Holland geschenkt wurden, falls sie zu arm waren, um sie zu kaufen. Von den unbeschreiblichen Zuständen, die auf den Auswandererschiffen bis tief ins 19. Jahrhundert hinein existierten, dem Schmutz, der Pestluft und der Armut können wir uns heute kaum eine Vorstellung mehr machen. Auf der langen, oft 6 Monate währenden Seereise gingen Trinkwasser und Nahrung häufig ganz aus, und die fürchterlichste Hungersnot entstand. So schreibt ein Deutscher im Jahre 1732, daß sein Schiff 24 Wochen unterwegs gewesen sei und daß von 150 Passagieren mehr als hundert vor Hunger starben. In ihrer Not hätten sie Ratten und Mäuse gefangen, und die Maus sei mit 30 Kreuzern bezahlt worden. So schrecklich war der Mangel an Trinkwasser zuweilen, daß, wie ein anderer erzählt, die durstigen Ratten zur Nachtzeit den Schweiß der schlafenden Passagiere abgeleckt hätten. Es läßt sich leicht begreifen, daß unter solchen Umständen Seuchen und Krankheiten aller Art auf den Auswandererschiffen ausbrechen mußten, wo die Menschen zu Hunderten in verpesteter Luft zusammengepfercht waren. Besonders die armen Kinder starben massenweise dahin.

Und doch fehlt es auch in diesen gräßlichen Verhältnissen, die ihren Höhepunkt erreichten, wenn die Schiffe im Wüten der Stürme dem Untergang nahe waren, nicht an Zeugnissen deutschen Heldenmutes. John Wesley, der Begründer des Methodismus berichtet uns davon ein erschütterndes Beispiel. Auf dem Schiffe, mit dem er im Jahre 1736 nach Georgia reiste, befand sich eine Anzahl Salzburger, deren frommes Wesen ihn anzog. Eines Tages brach ein gräßlicher Sturm los, die Wellen stürzten über das kleine Fahrzeug, zerrissen die Segel und drangen ins Schiff ein, so daß es schien, die Tiefe werde es verschlingen. Die Englischen an Bord heulten und jammerten vor Todesangst, während die Deutschen ruhig ihre frommen Lieder sangen. Erstaunt über diese Ruhe und Gottergebenheit fragte Wesley einen der Deutschen, als der Sturm sich legte: „Habt ihr euch nicht gefürchtet?" worauf dieser antwortete: „Gott sei gedankt, nein." „Aber haben denn eure Frauen und Kinder keine Angst gehabt?" „Nein," erwiderte der Deutsche, „unsere Frauen und Kinder fürchten sich nicht zu sterben." Der Eindruck dieser Worte auf Wesley war so gewaltig, daß er durch sie, wie er selbst gesteht, zu einer ganz neuen Auffassung von christlichem Leben geführt wurde.

War der Auswanderer dem Tode auf den Pestschiffen und den Angriffen der Piraten, die damals den Atlantischen Ozean unsicher machten, glücklich entronnen, dann wartete seiner, falls er das Geld nicht besaß, seine Ueberfahrt zu bezahlen, eine mehr-

Digitized by Google

jährige Knechtschaft. Der Handel mit Auswanderern, von dem Mühlenberg berichtet, hat in einzelnen amerikanischen Hafenstädten bis ins 19. Jahrhundert hinein gedauert. Nicht immer wird das Dienstverhältnis eine Art Sklaverei gewesen sein, aber die Ausbeutung und der Betrug, die an den schutzlosen Armen verübt wurden, veranlaßten länger ansässige Deutsche von edler Gesinnung, ihren Landsleuten mit Rat und Tat beizustehen. So entstanden die deutschen Gesellschaften in Philadelphia 1764, New York 1784 und Baltimore 1817.

Es muß uns mit Staunen erfüllen, wie schnell es den Deutschen gelang, durch Fleiß und Sparsamkeit, den unübersteigbar scheinenden Hindernissen zum Trotz, sich aus den dürftigsten Anfängen heraus und zu gewissem Wohlstand empor zu arbeiten. Nur wer es mit eigenen Augen beobachtet hat, vermag zu verstehen, was es heißt, dem Urwald und der Wildnis den Acker abzugewinnen und die Grundlage zu schaffen, auf der sich eine neue Gesellschaft und ein neuer Staat erheben konnten. Aber schon im Jahre 1738 durfte der Gouverneur Thomas von den Deutschen Pennsylvaniens sagen: „Seit einigen Jahren schon ist diese Provinz das Asyl unglücklicher Protestanten aus der Pfalz und aus anderen Teilen Deutschlands gewesen, und ich glaube, es kann der Wahrheit gemäß behauptet werden, daß der blühende Zustand der Provinz in nicht geringem Maße dem Fleiße dieser Leute zuzuschreiben ist."

Daß sich unter den deutschen Pionieren des 18. Jahrhunderts auch langsam geistiges Leben regte, war das Verdienst der deutschen Kirche. Will man erfahren, wie tief der Protestantismus damals noch das Leben der auswandernden Volkskreise beeinflußte, so genügt ein Blick in die jungen deutschen Ansiedelungen. Denn wie religiöse Gründe in vielen Fällen die Auswanderung bestimmt hatten, so bleibt eine tiefe Religiösität der hauptsächlichste Charakterzug der amerikanischen Deutschen im 18. Jahrhundert. Gewiß klagen die Geistlichen schon jener Zeit über Indifferente und Gotteslеugner, aber es läßt sich begreifen, wie die meisten Ansiedler nach den Schrecken der Reise und in der schaurigen Einsamkeit des Urwaldes, umringt von Gefahren durch wilde Tiere und Indianer, ihren Halt und ihre letzte Zuflucht im Troste der Religion fanden.

Es sei dem Hallischen Pietistenkreise, dessen Mittelpunkt die beiden Francke, August Hermann und Gotthilf August, waren, es sei der frommen Brudergemeinde in Herrnhut, und der reformierten Kirche Hollands nie vergessen, daß sie die geistliche Not ihrer ausgewanderten Landsleute erkannten und eine Reihe von Männern aussandten, die mit der deutschen Predigt auch die deutsche Schule brachten und so zu Erhaltern und Pflegern deutschen Wesens wurden. Doch auch in diesen Bestrebungen spiegelt sich die politische Not des Vaterlandes wieder. Während das schwedische Königshaus sich um die kirchlichen Bedürfnisse der ausgewanderten Landeskinder kümmerte, während von Holland, Schottland und

Digitized by Google

England die Kirchen der Kolonien in großartiger Weise unterstützt wurden, blieb in Deutschland die Sorge um das geistliche Wohl der Auswanderer und die Erhaltung der Beziehungen zum Vaterlande die Privatsache frommer Kreise. Es ist ergreifend, hierüber die Klagen der ausgesandten deutschen Prediger zu lesen, die sich vom Vaterland im Stiche gelassen fühlen, während sie sehen, wie andere Nationen helfend eingreifen. Wohl mochte auch dem weltflüchtigen, konventikelseligen Pietismus das eigentlich deutschnationale Bewußtsein fehlen, daß es ihm aber gelang, die deutsche Kirche während des 18. Jahrhunderts in Amerika lebendig zu erhalten und ihr den Stempel seines Wesens aufzudrücken, zeigt welche Lebenskraft er besessen hat. Fast alle Prediger der größeren protestantischen Konfessionen in Amerika hatten seine Einwirkung erfahren. Wie hätte auch die verknöcherte, verfolgungssüchtige Orthodoxie jener Tage, der so viele Auswanderer glücklich entronnen waren, wie der verstandeskühle Rationalismus ein Herz für die Brüder jenseits des Ozeanes haben können?

Lutherische und reformierte Geistliche begegnen uns schon früh in den deutschen Ansiedelungen Amerikas. Sie hatten, wie Kocherthal, Boltzius, Haeger u. a. die Auswanderer begleitet oder waren ihnen später zugesandt worden, wobei die deutschen Prediger in London, dem Hallischen Kreise ebenfalls zugetan, oft vermittelnd wirkten. Auch gab es schon damals verkommene Subjekte, die sich als Prediger aufspielten und allerlei Unheil stifteten.

Aber der eigentliche Organisator und Vater der deutsch-lutherischen Kirche Amerikas war Heinrich Melchior Mühlenberg, der im Jahre 1742 von Halle aus nach Pennsylvanien geschickt wurde. Ein Mann von echter Herzensfrömmigkeit, gründlich gebildet, dabei voll unermüdlichen Eifers für die große Aufgabe seines Lebens, ein geborner Organisator, gelang es ihm schon im Jahre 1748, die lutherischen Pfarrer von Pennsylvanien zur ersten deutschen Synode zu versammeln. Sein Tagebuch, sowie die Berichte, die er über sein Wirken nach Halle schrieb, geben uns einen Einblick in das mühevolle und segensreiche Wirken des außerordentlichen Mannes. Die zuletzt genannten Berichte, damals unter dem Namen „Hallische Nachrichten" im Verlag des Waisenhauses erschienen, sind vor einigen Jahren, mit vorzüglichen Anmerkungen von Professor Mann versehen, neu gedruckt worden. Sie sind eine unschätzbare Quelle für unsere Kenntnis der Zustände des Deutschtums in Amerika während des 18. Jahrhunderts. Mühlenbergs Sohn Peter zeichnete sich während des Unabhängigkeitskrieges als General aus, ein anderer, Friedrich August, war Sprecher des ersten Kongresses.

Aehnliches wie Mühlenberg für die lutherische Kirche, leistete Michael Schlatter, ein Schweizer, für die reformierte. Da für die Glieder dieser Konfession von Deutschland aus nichts geschah, so nahm sich die reformierte Synode in Holland ihrer an und sandte Schlatter im Jahre 1746 nach Amerika mit dem Auftrag, die

Digitized by Google

zerstreuten Gemeinden, von denen sich einzelne um Beisteuer nach Amsterdam gewandt hatten, zu organisieren, neue Gemeinden zu gründen und eine Art Aufsicht über sämtliche Kirchen zu führen. Auf langen und beschwerlichen Reisen, die ihn bis weit nach Virginien hineinführten, entledigte sich Schlatter mit Selbstaufopferung seiner Aufgabe. Schon im Jahre 1742 organisierte er die erste der deutsch-reformierten Synoden in Amerika, und bis zum Jahre 1792 blieben diese unter der Oberaufsicht der Synode von Holland. Es läßt sich verstehen, wie die reformierte Kirche Hollands bei ihren engen Beziehungen zu den reformierten Schwesterkirchen in Deutschland und der Schweiz, die Sorge für die Deutschen in der neuen Welt übernahm. Daß Schlatter jedoch auch englische Hilfe anrief, um sein Missionswerk unter den Deutschen zu fördern, sollte sich an ihm, wie sich noch zeigen wird, bitter rächen.

Obwohl es die Herrnhuter mit ihren Missionsbestrebungen ursprünglich auf die Indianer abgesehen hatten, so wirkten sie doch auch, Kirchen- und Schulen gründend, unter den Deutschen Amerikas. Im Jahre 1741 erschien der Graf Zinzendorf, das Haupt der Brüdergemeinde, selbst in Pennsylvanien, von dem Plane beseelt die Unitas fratrum, sein Ideal der Kirche, die sich aus Bekennern aller protestantischen Kirche zusammensetzen sollte, in der neuen Welt zu verwirklichen. Hier hatte sich, in dem Gewirre der Sekten, bei einzelnen weiter blickenden Geistern, wie Kelpius, Antes u. a. das Bedürfnis nach einer größeren Einheit der verschiedenen deutschen Kirchen, zum Zwecke gemeinsamen Handelns schon vorher geregt. Eine zeitlang schien es, als ob dieser für die Zukunft deutschen Wesens so bedeutsame Gedanke unter Zinzendorfs Führung Gestalt gewinnen solle. Konfessionelle Eifersüchteleien und der Widerspruch, den gewisse Charakterzüge Zinzendorfs herausfordern mußten, ließen ihn jedoch bald scheitern. Der Graf kehrte schon im Jahre 1743 wieder nach Europa zurück. Ihre Großtaten sollten die Herrnhuter aber auf dem Gebiete der Indianermission vollbringen.

Von Anfang an war es den gebildeten protestantischen Geistlichen klar — Katholiken gab es noch wenige — daß der Fortbestand der deutschen Kirche, für die sie in entsagungsvollster Weise sich opferten, von der Jugenderziehung abhängig sei. Es ist schon erwähnt, wie Kelpius in der Bildung der Jugend einen Teil seiner Lebensaufgabe sah und früh im 18. Jahrhundert wird uns berichtet, daß die Auswanderer mit ihrem Pfarrer auch ihren Lehrer brachten. In der Kolonie Christophs von Graffenried befand sich sogar ein Lehrer und kein Pfarrer, und die Salzburger in Georgia errichteten neben ihrer Kirche auch gleich ein Schulhaus. Pastorius lehrte selbst 20 Jahre lang teils in Philadelphia, teils in Germantown, eine von Mennoniten geleitete Schule bestand dort schon im Jahre 1706, und bereits im Jahre 1718 begegnen wir einem berühmten deutschen Schullehrer Namens Christoph Dock.

Digitized by Google

Mit dem Anwachsen der deutschen Ansiedelungen kam auch das Bedürfnis nach mehr Schulen und Lehrern, und wie man in Deutschland Gelder sammelte zum Bau von Kirchen in Amerika, wie man Bibeln, Gesang- und Andachtsbücher zu Tausenden sandte, so schickten fromme Kreise auch Schulbücher und Gelder für die Erziehung. Schon damals wanderten manche Schulmeister, durch ihre schlechte Lage daheim veranlaßt, aus, aber die Klagen der Prediger über die Schwierigkeit, gute Lehrer zu bekommen, dauern lange fort. So schreibt z. B. Mühlenberg im Jahre 1753: „Mit den Schulen und der Schularbeit sieht es in unseren Landgemeinden noch schlecht aus, weil tüchtige und rechtschaffene Schulhalter rar und die salaria gänzlich unzulänglich sind, die Gemeindeglieder zerstreut und weit von einander wohnen, auch die meisten arm, die Wege im Winter übel und die Kinder im Sommer zur Arbeit nötig sind."

Die Lehrer waren meist Männer von Bildung, nicht selten frühere Studenten der Theologie aus Halle — gelegentlich hören wir auch von einem früheren Unteroffizier —, die den Pfarrer in den Landgemeinden häufig vertraten und später oft selbst ins Predigtamt einrückten. Aus dem Lande Luthers kommend, des Begründers der deutschen Volksschule, versteht es sich von selbst, daß diese Männer in den deutschen Kirchenschulen Besseres leisteten als ihre englischen Kollegen, ja wir hören, daß viele englische Kinder die deutschen Schulen besuchten. Der Zweck dieser war, wie die häufig gedruckten A B C-Bücher und andere Lehrbücher bezeugen, neben der Erhaltung und Pflege des Deutschen der Religionsunterricht, dem der Katechismus, die Bibel und das Gesangbuch zur Grundlage dienten. Wie tief dieser Unterricht wirkte, mag die folgende, von Mühlenberg berichtete Geschichte bezeugen: Bei einem Indianerüberfall auf eine deutsche Familie waren Vater und Sohn ermordet und die beiden Töchter, Kinder von 10 und 12 Jahren, von den Indianern in Gefangenschaft geführt worden, während die zufällig abwesende Mutter verschont blieb. Die Kinder wurden getrennt und das jüngste, Regina, einer alten Indianerin als Sklavin für Lebenszeit übergeben. Hier lebte das Mädchen in fürchterlicher Gefangenschaft acht Jahre lang und nahm schließlich indianische Sprache und Sitten an, so daß es für eine Indianerin gelten konnte. Auf einem der englischen Kriegszüge gegen die Wilden wurde es jedoch befreit und mit vielen andern Gefangenen nach dem Städtchen Carlisle gebracht, wo diese ihren Verwandten zurückgegeben werden sollten. In der Hoffnung, ihre Kinder wieder zu finden, eilte auch die Mutter Reginas nach dem Städtchen, konnte sie aber unter den Gefangenen nicht wieder erkennen. Auf die Frage, ob die Mutter kein Zeichen geben könne, woran die Töchter sie erkennen möchten, sang jene das Lied:

Allein und doch nicht ganz allein,
Bin ich in meiner Einsamkeit.

Digitized by Google

Da stürzte Regina hervor und warf sich der Mutter um den Hals. Sogar das Lesen hatte sie nicht vergessen. „Dies zeigt abermal", fügt der wackere Mühlenberg hinzu, „wie nöthig, nützlich und heilsam solche Schulanstalten sind, worinnen den zarten jungen Gemüthern durch christliche Lehre und vorleuchtenden Wandel Christus Jesus vor die Augen gemalet und ins Herz gebildet wird."

Auf dem Gebiete der Schule wurde auch der erste Kampf um die deutsche Sprache ausgefochten, ein Kampf, der um so mehr Interesse für uns hat, als er bis auf diesen Tag fortdauert. Die Veranlassung dazu sollte der oben erwähnte Prediger Schlatter geben, der im Jahre 1751 nach Holland reiste, um für sein Missionswerk Geld zu sammeln. Angeregt von seinem Bericht über die elenden Schulverhältnisse in Pennsylvanien, ging der englische Prediger Thomson von Amsterdam, wohl im Einverständnis mit Schlatter, nach England, um den König und die englische Kirche für die Gründung von Schulen zu interessieren, wobei er die pennsylvanischen Deutschen in schändlicher Weise als wilde, unwissende Heiden hinstellte. Es wurde in London eine „Gesellschaft zur Verbreitung der Gotteserkenntnis unter den Deutschen" gegründet, eine stattliche Summe kam zusammen und die Gründung von englischen Freischulen unter den Deutschen wurde beschlossen. Daß hinter diesen fromm-gemeinten Absichten jedoch politische Pläne lagen, die darauf ausgingen, die deutsche Sprache und damit den deutschen Einfluß in der Kolonie zu vernichten, ward erst klar durch die Schrift des schottischen Geistlichen William Smith: A brief state of the province of Pennsylvania, London 1755. Mit seinen frechen, pfäffisch-gehässigen, auf krassester Unkenntnis beruhenden Schmähungen gegen die Deutschen gab er den Ton an, der in dieser Frage von amerikanischen Nativisten stets wieder nachgeahmt worden ist. Denn wie der Schotte damals aus Furcht vor der Germanisierung Pennsylvaniens empfahl, den Deutschen das Stimmrecht zu entziehen bis sie völlig anglisiert seien, so hat dieselbe Furcht und derselbe Haß gegen deutsches Wesen später beschränkte Amerikaner zu ähnlichen Vorschlägen getrieben. Und wie damals der Ruf erscholl, die Deutschen seien unwissende Heiden, so hat man sie später als ungläubige und staatsgefährliche Umstürzler verschrieen, die nur durch die amerikanische Volksschule zu wirklichen Amerikanern kuriert werden könnten.

Es gereicht dem Deutschtum Pennsylvaniens, und dem Buchdrucker Saur in Germantown besonders, zur bleibenden Ehre, daß sie das Recht auf ihre Sprache und die Erziehung in dieser sich nicht streitig machen ließen. Ja, diesmal siegte das deutsche Bewußtsein sogar über die Macht der Kirche. Während selbst Geistliche wie Mühlenberg die englischen Freischulen willkommen hießen, bot Saur den ganzen Einfluß seiner weitverbreiten deutschen Zeitung mit größtem Erfolg dagegen auf. Die Freischulen, zu deren Superintendant Schlatter gemacht worden war, führten eine kurze elende Existenz. Schlatter verlor nicht nur die Achtung der Deutschen,

Digitized by Google

er wurde sogar schließlich von der reformierten Kirche Pennsylvaniens ausgestoßen. Um sich zu verteidigen, reiste er nach Holland, aber selbst die Synode von Amsterdam wollte nichts mehr mit ihm zu tun haben. Es läßt tief in die Erregung wie in die Verhältnisse blicken, daß sich auch die Holländer von dem Manne losfagten, der die Hand geboten hatte, um die Deutschen zu anglisieren und wohl gar der englischen Hochkirche zuzuführen.

Es berührt uns heute schmerzlich, Benjamin Franklin, den später von Schubart, Wieland und Herder so hochgefeierten, auch unter denen zu sehen, die sich vor der Germanisierung Amerikas fürchteten. So schreibt er im Jahre 1751: „Warum sollen wir leiden, daß die Pfälzer Bauernlümmel sich in unsere Ansiedelungen drängen und, indem sie in Rudeln zusammenwohnen, ihre Sprache und Sitten befestigen zum Verderben der unsrigen? Warum soll Pennsylvanien, das von Englischen begründet wurde, eine Kolonie von Fremdlingen werden, die bald so zahlreich sind, daß sie uns germanisieren, anstatt daß wir sie englisieren und die ja so wenig unsere Sprache und Gebräuche annehmen, wie sie unsere Hautfarbe erlangen können?" Franklin sollte später, als er sah, wie diese verachteten Deutschen zur jungen amerikanischen Republik standen, den gehässigen Ausfall wieder gut machen. Aber daß auch ihm, wie so vielen unwissenden Amerikanern, Unkenntnis des Englischen gleichbedeutend war mit Unwissenheit überhaupt, zeigt ein Brief vom Jahre 1753, in dem er uns mitteilt, daß die Deutschen viele Bücher importierten und daß von 6 Druckereien 2 ganz und 2 zur Hälfte deutsch seien, während es nur 2 englische gäbe. Vielleicht, daß gerade diese Tatsache den Brotneid und somit das gehässige Urteil des Buchdruckers Franklin verursachte. Wohl gebührt ihm, aus dessen Druckerei eine Anzahl deutscher Bücher hervorging, das Verdienst, schon im Jahre 1732 die erste deutsche Zeitung in Amerika gedruckt zu haben, allein das Blatt mußte bald eingehen, weil die Deutschen, die Franklins Haß gegen sie kannten, einfach nicht darauf abonnierten. Erst später finden wir diesen wieder unter den Herausgebern deutscher Zeitungen.

Dürfen wir die Existenz von Zeitungen auch als einen Grademesser der Bildung ansehen, dann stand es mit dieser, als Franklin den erwähnten Brief schrieb, bei den Deutschen Pennsylvaniens eben so gut wie bei den Englischen, die damals auch nicht mehr Blätter besaßen. Ja, einem Deutschen in New-York, einem der Pfälzer, die Hunters Bedrückung fühlen mußten, dem Drucker Johann Peter Zenger, gebührt die Ehre, den Kolonien die Preßfreiheit erkämpft zu haben. Er hatte in seiner Zeitung, New York Weekly Journal, heftige Angriffe auf den Gouverneur von New York veröffentlicht, wurde verhaftet und in einen berühmten Prozeß verwickelt, aus dem er schließlich gerechtfertigt hervorging (1735). Die Rede seines Anwaltes Alexander Hamilton, des berühmtesten Advokaten seiner Zeit, erregte weitgehendes Aufsehen und leistete ihre Wirkung noch 50 Jahre später, als Lord Camden und Erskine die Preßfreiheit auch für England durchsetzten.

Digitized by Google

Als literarische Leistungen mögen die deutsch-pennsylvanischen Zeitungen nicht glänzen, aber sie vermittelten den zahlreichen Lesern, wenn auch langsam und dürftig, die Nachrichten von der Außenwelt, und während der Revolutionszeit unterstützten sie die Sache der Freiheit. Unter den Zeitungsherausgebern und Buchdruckern nehmen ohne Zweifel Christoph Saur und seine Söhne den hervorragendsten Platz ein. In ihren Druckereien entstanden eine stattliche Anzahl deutscher Bücher meist religiösen Inhalts. Aber die eigentliche Großtat Saurs war seine Ausgabe der deutschen Bibel im Jahre 1743. Erst 40 Jahre später konnte die erste auf amerikanischem Boden gedruckte englische Bibel erscheinen.

Die Bildung der Deutsch-Amerikaner im 18. Jahrhundert ist wesentlich die Bildung, die vor dem Aufschwung unserer klassischen Literatur und Philosophie in Deutschland herrschte und vorzüglich von religiösen Interessen beherrscht war. Daher stehen die poetischen Versuche in den Sektenkreisen Pennsylvaniens auf der Stufe kirchlicher Poesie, wie sie unter Pietisten und Herrnhutern etwa vor Gellert in der Heimat gepflegt ward. Daher läßt es sich auch verstehen, daß von deutschen Dichtern selbst am Ende des Jahrhunderts nur Haller, Hagedorn, Gellert, Geßner und höchstens noch Klopstock in Amerika verkauft wurden. Mit Recht sagt daher der feingebildete Johann Jakob Schöpf, der in den Jahren 1783—84 die Vereinigten Staaten bereiste, man sei dort in Hinsicht auf deutsche Literatur um 30—40 Jahre zurück. Und schon damals konnte er sich über den „geradebrechten Mischmasch, das Bastard-Kauderwelsch" lustig machen, das viele Deutsche sprächen und das als Pennsylvanisch-Deutsch bis heute fortlebt. Mag dieser Dialekt, dessen wesentliche Bestandteile die Pfälzer und die Alemannische Mundart sind, vermischt mit englischen Wörtern und Wendungen, dem Puristen auch ein Greuel sein. Er bleibt darum dem Philologen nicht nur, sondern jedem Deutschen ein bedeutsames Denkmal für die Art, wie der Deutsche die fremde Sprache, die ihm im fremden Lande ans Ohr tönte, der eigenen Rede zu assimilieren verstand. Und welche Fülle und Tiefe deutschen Gemütes der Deutsch-Pennsylvanier in seine Mundart legt, das wird uns erst klar, wenn wir den Dichter in ihr reden hören. Da man in Deutschland den Dialekt meist wohl nur vom Hörensagen kennt, so lasse ich hier ein Gedicht von dem liebenswürdigen und hochbegabten Deutsch-Pennsylvanier H. Harbaugh (1817—67), dem allzufrüh verstorbenen, folgen:

Das Krischkindel.

O du liewer Kindheeds-Krischdag!
Lebischt noch wack'rig in meim Herz!
Denk ich an dich, was 'n Pulsschlag
Siehl ich, was en Heemweh-Schmerz!
Dunkle Wolk sehe ich henke
Zwische mir un seller Zeit;
Du scheinscht awer in meim Denke,
Beschtes Licht der Kindheeds-Zeid.

Digitized by Google

Ja, ich ſehn der Kriſchtbaam funkle,
Schmunzle an der Schtuwe Wand,
Was en Licht war ſell im Dunkle,
Himmel ſchon im Erdeland!
Wer kann zehle die Geſchenke,
Niß un Zucker allerlei!
Muß mir ſtaune, muß mir denke,
Wer ſchafft all die Sache bei!

Deß war ſchur[1]) das gut Kriſchkindel
Es hot alles deß gemacht;
Heerſcht du net ſei Belleklingel[2])
In der ſchtille Kriſchdag-Nacht?
Iwer Berge, Himwel, Senſe[3])
Jagt es mit ſeim Schlitte bei,
Schloppt[4]) am Haus un ſchluppt gans ſacht
Mit ſeim Sack am Schornſtee nei.

'S is Alles ſchtill! Die Kinder ſchtecke
Schnock[5]) im Bett un draame ſchee;
Santa Claus[6]) werd ſie net wecke,
Er duht all ſei Sach allee.
Hengt d'r Baam mit ſcheene Sache,
Schleicht herum im ganſe Haus,
Legt ſei Gabe raus mit Lache,
Und dann — Ho! — zum Schornſchtee naus!

Mecht den Wunnermann mol ſehne,
Doch er is zu ſchlick[7]) un ſchlau!
Schmohkt[8]) un lacht er, wie Leit meene?
Is ſei Bart ſo lang un grau?
Hott er Backe, roth wie Eppel?
Is ſei G'ſicht ſo breed un fett?
Hengt ſei lang Haar imme Zeppel?
Is er ſo gar kreislich[9]) nett?

Un ſei Rennthier — acht im Schlitte!
Ach, ich mecht ihn ſehne geh,
Daß is g'fahre, daß is g'ritte
Iwer Sroſcht un Eis un Schnee!
Er dhut bei ſich ſelwer lache,
Net, weil's Fahre geht ſo gut,
Awer, weil er ſo viel Sache
An der Kinner Kriſchtbaam dhut.

Dheel Leit meene, des wär Sawel,
Es wär keen Kriſchkindel ſo,
Vegel peifen nach dem Schnabel
Schlohe[10]) Kriſchte glaawe ſchloh.
Ich hab es noch nie geſehne
In der heilgen Kriſchtennacht,
Doch ſehn ich den Kriſchtbaam funkle,
Sag ich: es hot deß gemacht.

---

[1]) gewiß, [2]) Glockengeläute, [3]) Zäune, [4]) hält, [5]) wohl verwahrt, [6]) Nikolaus, Knecht Ruprecht. Das Gedicht verbindet in reizender Weiſe das deutſche Chriſtkindchen mit dem engliſchen Weihnachtsmärchen von Santa Claus, dem Stifter all des Schönen und Guten in der Weihnachtsnacht für engliſche Kinder. [7]) glatt, gewandt, [8]) raucht (ſein Pfeifchen), [9]) ſehr (gräßlich), [10]) langſam, träge, engl. slow.

Digitized by Google

Sei gegrießt, du scheenes Mennle,
Bleibe immer frisch un jung,
Deine Giete, deine Wunner
Singt so jede Kinnerzung,
Komme wieder — komme ewig,
Komme freidig, sanft un sacht.
Zier d'r Krischtbaam for die Kinner
In der heilgen Krischtdag Nacht.

Es scheint, daß sich die Deutschen am politischen Leben ihrer neuen Heimat vor der Mitte des 18. Jahrhunderts wenig beteiligten. Wie ließe sich auch von den Verfolgten und Gedrückten, die aus ihrem Vaterland kein politisches Empfinden mitbrachten, anderes erwarten? Erst langsam, wohl im Kampfe mit den Irländern und Schotten, die seit den zwanziger Jahren nach Pennsylvanien zu strömen begannen, hat sich ihr politisches Selbstbewußtsein entwickelt. Nicht zum wenigsten beruhte die Furcht vor der Germanisierung, der wir begegneten, auf der Angst vor dem wachsenden politischen Uebergewicht der Deutschen, und dem Vorschlag, ihnen das Stimmrecht zu entziehen, lag, wie W. Smith und B. Franklin berichten, die Erfahrung zugrunde, daß die Deutschen in großer Zahl am Stimmkasten erschienen und die Wahlen entschieden. Wohl mußten unsere Landsleute bei ihrer Ankunft dem englischen König den Untertaneneid leisten, aber von einer Anhänglichkeit an England, wie bei den englischen Kolonisten, konnte bei ihnen keine Rede sein. Der Aufstand unter Jakob Leisler und die Selbstbefreiung der Pfälzer in New York sprechen deutlich genug dafür. Auch konnte der oben geschilderte Kampf gegen die deutsche Sprache die Liebe zu England nicht vergrößern. Ja, schon im Jahre 1748 berichtet der schwedische Reisende Kalm, daß unter den Deutschen keine Sympathie für England zu finden wäre, es habe sogar einer von ihnen erklärt, daß die amerikanischen Kolonien in 30 bis 50 Jahren imstande wären, einen von England unabhängigen Staat zu bilden. In seiner Schrift über die europäischen Ansiedelungen in Amerika berichtet Burke siebzehn Jahre später (1765) ähnliches. Pennsylvanien, sagt er, wird von der Gefahr bedroht, nach Sprache, Sitten und vielleicht sogar politischen Neigungen ganz europäisch (d. h. deutsch) zu werden. Und schon während der Mitte des 18. Jahrhunderts konnte der Gouverneur von Süd-Karolina sagen, daß, dank dem Fleiße der deutschen Ansiedler, seine Kolonie wirtschaftlich immer unabhängiger von England werde.

Dieses Unabhängigkeitsgefühl der Deutschen wurde noch mehr genährt, als England während des siebenjährigen Krieges mit Frankreich zum ersten Male ein amerikanisches Regiment rekrutierte, das vorzüglich aus deutschen Kolonisten geworben war. Auf Beschluß des Parlamentes wurden fünfzig Offiziere aus Deutschland und der Schweiz mit dem Kommando über sie betraut, und unter diesen Offizieren tat sich besonders ein deutscher Schweizer,

Digitized by Google

General Bouquet (Strauß), rühmlich hervor. Zum ersten Male kämpften hier die Ansiedler in größerer, geordneter Anzahl um den Bestand ihrer Kolonien. Und fochten sie auch damals noch unter englischer Fahne, so sollte sich ihr Schwert bald gegen England selbst kehren. Als die große Revolution ausbrach, die England seine Kolonien kostete, standen die deutschen Ansiedler fast einmütig auf seiten der Freiheitsbewegung. Bei den Unterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung war freilich kein Deutscher, aber bis auf den heutigen Tag ist der entscheidende Anteil nicht gewürdigt, den die Deutschen der Kolonien nach ihrer stillen nur allzubescheidenen Art an der Erkämpfung der Freiheit hatten. Mit Recht konnte Klopstock in seiner Ode „Sie und nicht wir" im Jahre 1790 singen:

An Amerikas Strömen
Stammt schon eignes Licht (der Freiheit), leuchtet den Völkern umher.
Hier auch winkte mir Trost, er war: In Amerika leuchten
Deutsche zugleich umher.

Aus allen deutschen Ansiedelungen von Georgia bis zum Mohawktal in New York strömten die Freiwilligen zu Washingtons Fahnen. Und während diese die entscheidenden Schlachten gewinnen halfen, bewachten die Zurückgebliebenen die Grenzgebiete im Westen gegen feindliche Einfälle von Engländern und Indianern. Es ist schon oft erzählt und besungen worden, wie der junge Mühlenberg, der spätere General und Freund Washingtons, am Schlusse seiner Abschiedspredigt vor seiner deutschen Gemeinde in Virginien den Chorrock abstreifte und in voller Rüstung auf der Kanzel stand, während die Gemeinde jubelnd das Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott" anstimmte. Und nicht weniger berühmt ist die Tat Herkheimers, eines Nachkommen der Pfälzer im Mohawktale, dem es vergönnt war, das Unrecht zu rächen, das England an seinen Vorfahren verübt hatte. An der Spitze von 800 Mann, fast sämtlich Deutschen, warf er sich bei Oriskany der doppelten Uebermacht von Engländern und Indianern entgegen und brachte ihnen eine Niederlage bei, die für die Uebergabe Burgoynes bei Saratoga, ja für den ganzen Freiheitskrieg entscheidend wurde. Und an altgermanische Heldenzeit gemahnt es uns, wenn wir hören, wie der tapfere Herkheimer, nachdem ihm ein Bein zerschmettert worden war, den Sattel seines getöteten Pferdes an einen Baumstamm tragen ließ und von da aus, seine Pfeife rauchend und ohne der Schmerzen zu achten, ruhig seine Befehle weiter gab. Man hat dem Sieger von Oriskany längst ein Denkmal errichtet, aber die schönste Anerkennung seiner Tat liegt in den Worten Washingtons: „Der Held des Mohawktales war der erste, der in das fortgesetzte Unglück des nördlichen Feldzugs den Umschwung zum Siege brachte. Er diente seinem Lande aus reiner Liebe, nicht mit dem Wunsche nach einem höheren

Digitized by Google

militärischen Kommando, geschweige denn um pekuniärer Vorteile willen."

Wie schade, daß deutsche Heldentaten wie die Herkheimers nicht damals im alten Vaterlande bekannt wurden, wo das junge Dichtergeschlecht, Klopstock und Wieland an der Spitze, dem Freiheitskampfe in Amerika zujauchzte![1]) Und wie die Stürmer und Dränger in der jungen Republik das Land der Verheißung sahen, wo ihre Träume von einem neuen Menschentum der Erfüllung harrten, so fehlte es in ihren Kreisen auch nicht an Stimmen, die die Schmach des Soldatenhandels geißelten. Es ist bekannt wie England, nach Schlossers Wort, sich an alle deutschen, mit Soldaten spielenden Fürsten wandte, um sich die nötigen, schon damals fehlenden Truppen zu kaufen. Seitdem Deutschland von seiner früheren führenden Stellung so weit herabgesunken war, daß seine Fürsten ausländischen Mächten die Hilfstruppen lieferten, hatte sich kein Fall ereignet, der, wie dieser Schacher mit England, zum ersten Male das nationale Gewissen aufregte. Und schien dieses auch damals nur in einzelnen Dichtern zu schlagen, wie im jungen Schiller, in Schubart, Göcking, F. L. Stolberg, Pfeffel u. a., so zeigt doch ihr Protest, welcher Umschwung im politischen Denken des deutschen Volkes sich vorbereitete. Keine nachträgliche Beschönigung treuer Untertanenseelen und keine sophistischen Kunststücke gewissenloser Geschichtschreiber werden je von den deutschen Fürsten die Schande abwaschen, daß sie ungefähr 30,000 ihrer Landeskinder an England verhandelten, damit diese in Amerika auch gegen ihre deutschen Brüder kämpften, die dort das englische Joch abzuschütteln suchten. Gewiß haben sich die deutschen Mietstruppen mit einer Tapferkeit geschlagen, die einer besseren Sache wert gewesen wäre. Will man sich aber eine Vorstellung machen von dem Haß und der Verachtung, mit dem die amerikanische Bevölkerung auf sie blickte, dann brauche ich nur daran zu erinnern, daß der Name Hessen (Hessians) zum Schimpfwort geworden ist, dessen Stachel jeder amerikanische Deutsche bis heute zu fühlen hat.

Es soll jedoch hier nicht verschwiegen werden, daß im französischen Heere auf seiten der Amerikaner ebenfalls eine ziemliche Anzahl verkaufter deutscher Soldaten stand und den Franzosen den Ruhm erkämpfen half, den der eitle La Fayette dann so hübsch auszunutzen wußte.

Erinnern wir uns heute des schmählichen Soldatenhandels nur mit Scham und Ekel, dann dürfen wir an den beiden Generalen Johann (de) Kalb und von Steuben als Deutsche unsere Freude haben Beide stellten der jungen Republik ihre Dienste freiwillig

[1]) Ich habe die Wirkung des amerikanischen Freiheitskrieges auf die deutschen Dichter kurz skizziert in meinem Vortrag „Amerika in der deutschen Dichtung", abgedruckt in den „Forschungen zur deutschen Philologie" 1894. Dieser Vortrag hat den Anstoß zu einer Reihe von Forschungen in ähnlicher Richtung gegeben, die meist in der Zeitschrift Americana Germanica zu finden sind.

Digitized by Google

zur Verfügung. Aus Friedrichs des Großen trefflicher Schule hervorgegangen, gelang es besonders Steuben, in die zerfahrene amerikanische Kriegsverwaltung Ordnung und in das verlotterte Herr Zucht und Disziplin zu bringen und damit den schließlichen Sieg der Amerikaner möglich zu machen. Auch dadurch zeichnete sich Steuben aus, daß er als beneideter Ausländer einen der wichtigsten Kommandoposten bekleiden konnte. Denn schon damals, wie später, hat man diese Posten lieber unfähigen Irländern oder Amerikanern, als deutschen Offizieren anvertraut. Diesen überließ man es gewöhnlich, die wirklichen Schlachten zu schlagen. Nicht wenig von dem Ruhme gewisser amerikanischer Generale, der in amerikanischen Geschichtsbüchern der Jugend verkündet wird, ist mit deutscher Tapferkeit erworben worden.

Steuben blieb nach Schluß des Krieges in Amerika. Während der Name La Fayettes in aller Munde lebte, ward dem bescheidenen Deutschen die gebührende Anerkennung versagt. Im Urwald, der damals sein Landgut im Innern des Staates New York noch umgab, wurde er seinem Wunsche gemäß begraben: in seinen Soldatenmantel gehüllt und den Stern des Ordens de la fidélité auf der Brust.

Von den deutschen Hilfstruppen in englischen Diensten blieben nach Kapps Berechnung za. 5000 in Amerika zurück; wie viele Deutsche aus dem französischen Heere das gleiche taten, läßt sich nicht mehr ermitteln. Die Berichte der Heimgekehrten aber weckten die Auswanderungslust in Hessen und Braunschweig in solchem Grade, daß der Herzog von Braunschweig sich im Jahre 1784 veranlaßt sah, ein Edikt zu erlassen, in dem er „das Auswandern der Untertanen in fremde Lande und in Sonderheit nach Amerika" mit Vermögensverlust und Todesstrafe bedrohte. Schon daraus geht hervor, daß der Strom der Auswanderung gegen das Ende des 18. Jahrhunderts nicht, wie oft behauptet wird, gänzlich versiegte. Wir wissen, daß viele, die vom Gange der Ereignisse während und nach der französischen Revolution enttäuscht waren, glaubten, ihre Freiheitsideen in der neuen Welt verwirklicht zu finden. Und daß die Auswanderung deutscher Bauern und Handwerker sogar während der napoleonischen Kriege noch fortdauerte, bezeugt uns „die Reisebeschreibung eines Rheinländers", der im Jahre 1806 eine große Anzahl dieser Leute reisefertig in Amsterdam antraf.

Ueberblicken wir nun die Lage des amerikanischen Deutschtums am Ende des 18. Jahrhunderts, so scheint es, als ob dieses zur Zeit des Revolutionskrieges vorübergehend seinen Höhepunkt erreicht habe. Damals wurde in den lutherischen Kirchen von Pennsylvanien folgender Satz gebetet:

„Und da Dirs gefallen hat, diesen Staat insonderheit durch die Deutschen zu einem blühenden Garten und die Einöde zu einer lustigen Aue zu machen, so hilf, daß wir unsere Nation nicht verkennen, sondern dahin trachten mögen, daß unsere liebe

Digitized by Google

Jugend so erzogen werde, daß deutsche Kirchen und Schulen nicht nur erhalten, sondern in einen immer blühenderen Zustand mögen gesetzet werden." Damals regen sich auch zum ersten Male die Versuche zur Gründung höherer deutscher Bildungsanstalten, und wie stets in der Geschichte unserer amerikanischen Landsleute gehen auch diese Versuche von einzelnen hochgebildeten und deutsch empfindenden Männern aus. Der bedeutendste unter diesen war ohne Zweifel der lutherische Pfarrer Johann Christoph Kunze. Ein Gelehrter von ausgebreitetem Wissen, der beste Kenner der orientalischen Sprachen jener Zeit in Amerika, bezeugen seine dichterischen Versuche wie seine deutsche Gesinnung, daß er durch die Schule Klopstocks gegangen war und den Geist unserer aufkeimenden klassischen Literatur in sich aufgenommen hatte. Er war der erste, der erkannte, daß der Fortbestand deutschen Wesens und dessen Einfluß auf die werdende amerikanische Nation von der höheren Bildung seiner Landsleute abhängig sei. In diesem Sinne, unbekümmert um die schier unübersteiglichen Hindernisse, gründete er schon im Jahre 1773 ein deutsches Seminar mit einer Vorbereitungsschule. Leider gingen beide während der Revolution wieder ein. Als Kunze später ins Kuratorium der Universität von Pennsylvanien gewählt wurde, setzte er die Anstellung eines deutschen Professors durch, der den Schülern den Unterricht in den klassischen Sprachen deutsch erteilen sollte. „Ich stellte", schreibt er darüber nach Halle, „diesem Ausschuß die Notwendigkeit vor, die Deutschen in besondere Beachtung zu nehmen, und ihnen Gelegenheit zu verschaffen, mit Sprachen und Wissenschaften zugleich ihre Muttersprache zu kultivieren." Bis zu seiner Berufung nach New York im Jahre 1784 bekleidete Kunze selbst die Professur, die erste ihrer Art an einer amerikanischen Universität. Sein Nachfolger war Dr. Helmuth, ein Mann von ähnlich hoher Bildung und tolerantem Geiste wie Kunze. Wir haben von ihm die Schilderung eines „actus oratorius" seiner deutschen Schüler, die uns einen vorzüglichen Einblick in den Schulbetrieb jener Zeit gibt. Er schreibt in den Hallischen Nachrichten: „Heute (20. Sept. 1784) wurde unser actus oratorius, der erste von der Art in Amerika unter uns Deutschen, sehr feierlich gehalten. Die gesamten Glieder der Assembly, des hohen vollziehenden Rathes und Zensoren dieses Staates, die Magistratspersonen, die Trustees der Universität, die ganze Fakultät und deutsche Gesellschaft, samt vielen Herren und Damen beehrten uns mit ihrer Gegenwart. Die deutsche Gesellschaft hatte Musik bestellt, welche in den Zwischenzeiten aufgeführt wurde. Ich machte mit Gebet im Englischen den Anfang, worauf einer meiner Schüler eine englische Rede hielt, worin denen Herrn Trustees für ihre Gewogenheit gegen die Deutschen wegen der deutschen Professur der verbindlichste Dank abgestattet wurde. Einer der jungen Studenten erzählte in deutscher Sprache die Einrichtung der Schule. Zwei unterhielten die Anwesenden mit der Entdeckung

Digitized by Google

eines Planeten, ihre Reise dahin und Aufenthalt auf demselben. Deutsch. Eine versteckte Moral. Ein anderer schilderte in deutschen Versen das jüngste Gericht. Nach diesen ein anderer, auch in deutschen Versen die Größe Gottes. Hierauf traten vier auf, welche sich von den Gespenstern und der Hexerei unterhielten, wobei von einem die neue Entdeckung des sogenannten animalischen Magnetismus beschrieben wurde. Deutsch. Drei andere unterredeten sich von der Toleranz der Religionen.[1]) Und drei stellten Bauernkinder vor, deren einer zwei Jahre auf der Schule gewesen und den andern von ihnen unbekannten Sachen Unterricht gab. Dies sollte statt einer Aufmunterung für unsere wohlhabenden Landsleute dienen, ihren Kindern eine bessere Erziehung zu geben."

Im Jahre 1786 wurde auch in Lancaster, Pennsylvanien, eine „deutsche hohe Schule und Freischule" unter dem Namen Franklin-Kollege ins Leben gerufen, allein auch sie sollte bald aus Mangel an Geldmitteln und an Interesse unter den Deutschen eingehen. Denn schon damals hatte, wie heute noch, der reichgewordene Deutsche weder Sinn noch Geld für höhere Bildung.

Daß es bei der Gründung der höheren Bildungsanstalten ein Hauptzweck war, deutsche Geistliche heranzubilden, ist um so eher zu begreifen, als die Losreißung der amerikanischen Kolonien von England ihre Wirkung auf die deutsche Kirche in Amerika nicht verfehlte. Die Unterstützung durch die deutschen Prediger in London und die Universität Göttingen hörte selbstverständlich auf, in Halle regte sich der alte Missionsgeist nicht mehr, und nur die Universität Helmstädt nahm sich der Deutschen in Karolina bis in die neunziger Jahre hinein an. Zu dieser geistigen Trennung vom Vaterlande kam der zersetzende Einfluß französischen Geistes, der Amerika in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts völlig beherrschte und auch die deutsche Kirche nicht unverschont ließ. Denn mit dem Niedergang der Kirche und kirchlichen Lebens mußte das deutsche Wesen, das in der Kirche sein Bollwerk hatte, selbst zurückgehen. Und wie nötig wäre ein starkes, selbstbewußtes Deutschtum, geführt von geistig hervorragenden Männern gerade jetzt gewesen, wo es galt, dem Deutschen in dem jungen republikanischen Staatswesen die Gleichberechtigung zu sichern!

Zum ersten Male tritt nämlich in dem Sprachenkampf, der eigentlich jetzt erst entbrennt, die engherzig patriotische Erwägung auf, daß in dem jungen Staatskörper nur eine Sprache, d. h. die englische herrschen dürfe. Mit Ausnahme der Anglisierungsversuche einzelner Heißsporne, von denen früher die Rede war, hatten die Deutschen während der Kolonialzeit unter englischer

[1]) Wie man aus diesem Satze schließen konnte, die Schüler hätten Lessings Nathan gekannt, ist mir unverständlich. Die ganze Feier zeigt vielmehr den Einfluß von Klopstocks Geist. Religiöse Toleranz kannte und übte man auch lange vor Lessing.

Digitized by Google

Herrschaft in Bezug auf die Bewahrung ihrer Sprache die größte Freiheit genossen. Zwar kam es auch jetzt in der Republik nicht etwa zu gewaltsamen Maßregeln gegen das Deutsche. Solche wären aber weit leichter zu bekämpfen gewesen als die tiefwurzelnde und weitverbreitete Meinung, daß die Errichtung des neuen Staates die Vernichtung nationaler Unterschiede fordere. Wie weit dieser ebenso törichte wie oberflächliche Einheitsbegriff dem Einflusse französischer Staatsphilosophie oder den abgleichenden Tendenzen der Demokratie entsprungen ist, kann hier nicht untersucht werden. Wäre es aber damals gelungen, der jungen Nation den Nachweis zu liefern, daß die politische Einheit, wie die Schweiz bezeugen konnte, die Einheit der Sprache keineswegs zur Voraussetzung habe, daß die Deutschen und ihre Nachkommen zum mindesten ein Drittel der Bevölkerung ausmachten und auf Grund ihrer Verdienste um die Kolonisation und die Befreiung Amerikas auch politisch ein Recht zu ihrer Sprache hätten, kurz — wäre es gelungen, am Beginne der amerikanischen Geschichte eine Verständigung zwischen den zwei größten stammverwandten Volksteilen zu schaffen, dann möchte die Geschichte der Republik viel glänzendere Bahnen eingeschlagen haben. Die amerikanische Bildung hätte, um sich selbst zu finden und vom französischen und englischen Einfluß zu befreien, die Bedeutung deutschen Geisteslebens dann nicht auf Umwegen zu entdecken brauchen, und in der Politik wären dem Lande manche Verirrungen, vor allem wohl seine schwerste Krisis, der blutige Bürgerkrieg, erspart geblieben.

Leider sollte es an einem Dolmetsch zwischen beiden Nationalitäten damals fehlen. Die Folgen zeigen sich am schlagendsten in den deutschen Kirchen, besonders der lutherischen. Die deutschen Elemente, die zu fest und zu stolz an ihrer Sprache und ihren Sitten hingen, um sich von dem jungen Amerikanertum assimilieren zu lassen, schlossen sich ab und führten von da an eine Sonderexistenz. Es darf uns nicht wundern, daß bei der geringen Auswanderung am Ende des 18. Jahrhunderts und bei der systematischen Proselytenmacherei unter den Deutschen durch die englischen Sekten der Methodisten und Baptisten die deutschen Kirchen und damit das Deutschtum zurückgingen.

Bevor jedoch die Masseneinwanderung, die nach den deutschen Freiheitskriegen begann, neues deutsches Leben brachte, sollten die ansäßigen Deutschen für die kommenden Millionen ihrer Landsleute den Weg nach dem weiten Westen bahnen. Ich halte dessen Eroberung und Besiedelung für das wichtigste Problem amerikanischer Geschichte, und die unparteiische Forschung wird immer mehr zu dem Resultate gelangen, daß den Deutschen auch hier die Führerschaft und der größte Anteil zukommt.

Digitized by Google

2. Die Eroberung des amerikanischen Westens.

Es wäre grobe Täuschung, wollte man mit manchen amerikanischen Historikern glauben, der Charakter des amerikanischen Volkes sei in seinen heutigen Merkmalen schon zur Zeit der Revolution oder gar früher schon ausgeprägt gewesen. Auch würde man fehlgehen mit der Annahme, die buntgemischte Kolonialbevölkerung habe sich im Handumdrehen in eine Nationalität mit festumrissenen Zügen verwandelt. Der amerikanische Nationalcharakter in seiner edelsten Form deckt sich weder mit dem verschlagenen Yankee noch mit dem früheren Sklavenbaron, er erscheint vielmehr in dem Typus, der sich im Kampfe um den amerikanischen Westen entwickelte. Und in seinem Gesichte entdecken wir mehr wie einen deutschen Zug. Vor allem ist der grenzenlose Individualismus, wie der hochfliegende Idealismus der germanische Erbteil dieses Typus. Nicht in den Küstenstaaten am Atlantischen Meere, deren Bewohner mehr oder weniger in europäischen Traditionen noch lange fortlebten, sondern in den Urwäldern und endlosen Ebenen des Westens, die den Ansiedler zwangen zu den Anfängen menschlicher Kultur zurückzukehren und die einzelnen Stufen der Gemeinde- und Staatenbildung noch einmal schnell zu durchleben, hat sich während der letzten Jahrzehnte des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts der amerikanische Nationalcharakter, hat sich die Nation zur heutigen Gestalt langsam herangebildet. Aus dieser „Rückkehr zur Natur" im weitesten Sinne läßt sich auch erst die unverwüstliche Jugendkraft der amerikanischen Nation erklären, die Europa heute in Staunen setzt.

Die Führer des folgereichen Eroberungszuges nach dem Westen, dessen Anfänge in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückgehen, sind Deutsche gewesen. Gewiß haben sich ihnen im Laufe der Jahre die Anglokelten, die sogenannten schottischen Irländer, zugesellt und vielfach vermischt, allein sie sind nur den Spuren gefolgt, die die Deutschen bereits betreten hatten und die Versuche mancher amerikanischer Historiker, den Anglokelten das Verdienst um die Eroberung des Westens allein zuzuschreiben, scheitern an den Tatsachen der Geschichte.

Ich habe im Verlaufe meiner Erzählung wiederholt darauf hingewiesen, wie die Deutschen von den Engländern fast durchgehends an der Indianergrenze angesiedelt wurden, so daß sie eine Art Grenzwall bildeten, der vom Süden bis in den nördlichen Teil von New York reichte. So von Anfang an in die Stellung als Pioniere gedrängt, ist es leicht verständlich, wie den Deutschen die Führerrolle in dem Zuge nach dem Westen zufallen mußte. Und auch hier, wo es galt, das Land in Besitz zu nehmen, das der Indianer mit Recht sein eigen nannte, zeichneten sich unsere Landsleute, besonders vor den Anglokelten, durch Menschlichkeit, Milde und Gerechtigkeit aus. Schon bei der ersten Begegnung

Digitized by Google

mit den Wilden in der neuen Welt zeigt sich der Unterschied zwischen Deutschen und Engländern. Während die frommen puritanischen Pilgerväter gleich nach ihrer Landung in Neu-England den Indianern den Mais wegstahlen und sie dann töteten, um ihr Land in Besitz zu nehmen, klingt in den Berichten der ersten deutschen Ansiedler, wie Pastorius und Falckner, das tiefe menschliche Interesse hindurch, ja wir vernehmen darin schon etwas von der Hochachtung und Verehrung der Wilden, die später in Deutschland mit zur Entdeckung des Volksliedes führte. Als die Pfälzer aus der englischen Knechtschaft nach dem Mohawktale flüchteten, da waren es die Indianer, die sie durch ihre Freigebigkeit vorm Verhungern und Erfrieren retteten. Und in dieser Grenzansiedelung, im Verkehr mit den Indianern, deren Sprache er beherrschen lernte, wuchs Konrad Weiser auf, der hervorragendste Deutsch-Amerikaner des 18. Jahrhunderts und der erste der großen Pioniere in der Eroberung des Westens.

Erst jetzt hat man angefangen, das Wirken des außerordentlichen Mannes zu würdigen, der bei geringer Schulbildung — er hatte als 13jähriger Knabe mit seinem Vater, dem Führer der Pfälzer, Deutschland verlassen — ein diplomatisches Genie und einen staatsmännischen Fernblick entwickelte, die ihn dicht neben Männer wie Franklin und Jefferson stellten. Auf Grund seiner Vertrautheit mit der Sprache, den Sitten und dem Charakter der Indianer wurde er im Jahre 1728 amtlicher Dolmetsch in den Verhandlungen zwischen der Provinz Pennsylvanien und der mächtigen Konföderation der sechs Indianerstämme. In dieser Stellung hat er jahrzehntelang das Geschick sämtlicher englischer Kolonien in seiner Hand gehalten und es diesen durch seine Friedenspolitik ermöglicht, sich zu der wirtschaftlichen Selbständigkeit zu entwickeln, ohne die die Revolution fehlgeschlagen wäre. Er war es, der zuerst die Gefahr erkannte, die den englischen Kolonien in einem Bündnis zwischen Franzosen und Indianern drohte, und um dieses zu verhindern, bot er seinen ganzen, weitreichenden Einfluß unter den Indianern auf. Und vor seinem staatsmännischen Blick enthüllte sich zuerst die große Bedeutung des Ohiotales und des dahinterliegenden Westens für die Zukunft Amerikas. Auf einer unsäglich schwierigen Reise in die Wildnis des Ohio gelang es ihm, mit den Indianerstämmen des Westens einen Vertrag abzuschließen, der der Provinz Pennsylvanien den Pelzhandel bis zum Mississippi sicherte und damit den ungeheueren Bereich der Kultur erschloß.

Will man den Angstschrei eines vergewaltigten, dem Untergang bestimmten Volkes hören, dem die Jagdgründe entrissen wurden und das seine Kraft unter dem Fluche des englischen Schnapshandels schwinden sah, dann lese man die Berichte über Weisers Verhandlungen mit den Indianern. Daß es aber ein Deutscher war, der diesen Angstschrei hörte und dem Indianer zum

Digitized by Google

Rechte verhalf, wo der calviniſtiſch geſchulte Anglokelte nur mit altteſtamentlicher Blutgier zu morden wußte, das erfüllt uns noch heute mit Stolz. Dabei iſt in Weiſer keine Spur von falſcher Sentimentalität. Wie er z. B. indianiſcher Schlauheit zu begegnen verſtand, mag die folgende charakteriſtiſche Geſchichte bezeugen. Der Häuptling Shikellimy, Weiſers treuer Freund, kam eines Tages zu ihm und ſagte: Weiſer, mir träumte letzte Nacht, du habeſt mir eine Flinte verſprochen. Weiſer verſtand den Traum und überreichte Shikellimy ſein Gewehr. Nicht lange darauf traf Weiſer den Häuptling wieder und ſagte: Shikellimy, mir hat geträumt, daß du mir die ſchöne Inſel im Susquehanna-Fluß zum Geſchenk gemacht habeſt. Shikellimy ließ die Schenkungsurkunde ausfertigen und überreichte ſie Weiſer mit den Worten: „Weiſer, laß uns nie wieder träumen."

Ein Mann von tiefer Religioſität war es Weiſer auch, der Spangenberg, den Biſchof der Herrnhuter, auf den verwahrloſten Zuſtand der Indianer aufmerkſam machte und ſo die ſegensreiche Miſſion der Brüder unter dieſen anregte. Denn in ihr und nicht etwa in dem Treiben der Pelz- und Schnapshändler dürfen wir den nächſten wichtigen Schritt zur Eroberung des Weſtens ſehen. Schwebte den Brüdern doch der großartige, ebenſo chriſtliche wie deutſche Gedanke vor der Seele, den Indianer des weiten Weſtens dem Chriſtentum und der Kultur zu gewinnen und ſo das Problem der Beſiedelung durch die vordringenden Weißen friedlich zu löſen. Wäre es ihnen gelungen, dieſen Gedanken zu verwirklichen, dann klebte die Vernichtung der Eingebornen heute nicht als unabwaſchbare Blutſchuld an der amerikaniſchen Nation. Daß aber der Plan der Herrnhuter nicht utopiſch war, zeigen die Erfolge, die ſie unter den Wilden hatten und die noch heute anklagend zum Himmel ſchreien. Indem die Brüder den Indianern nicht nur predigten, ſondern ſie vor allem durch eigenes Beiſpiel den Segen der Arbeit und des Handwerks lehrten, machten ſie den Einwand für immer zu ſchanden, daß der Indianer der Geſittung nicht zu gewinnen ſei. Unter der Leitung von Männern wie Zeisberger, Heckewelder, Poſt u. a. entſtanden eine ganze Reihe von Indianerdörfern, in denen Ackerbau und Handwerk blühten und deutſche Lieder geſungen wurden. Aus den wilden Nomaden wurden ſeßhafte Bürger, die den Tomahawk und den Bogen mit dem Pflug und dem Handwerkszeug vertauſchten. Kein Wunder, daß dieſe Erfolge den Neid der Geiſtlichkeit in der engliſchen Hochkirche und den Haß der engliſchen Schnapshändler erregte. Durch deren Ränke aus dem Staate New York vertrieben und ſelbſt in Pennſylvanien verfolgt, wanderten die unermüdlichen Miſſionäre mit ihren Gläubigen nach den Urwäldern Ohios und gründeten dort die erſten Niederlaſſungen Weißer, blühende Dörfer, umgeben von Obſtgärten und Getreidefeldern. Hier ſollte ſie endlich ihr furchtbar tragiſches Geſchick erreichen. Daß ſie die Religion der Liebe

Digitized by Google

predigten und übten, die ihnen den Gebrauch der Waffen auch zur Verteidigung verbot, sollte ihnen zum Untergang werden. Eine Bande anglokeltischer Grenzansiedler, Bekenner des Calvinismus, die sich als auserwähltes Volk nach alttestamentlichem Vorbild berufen glaubten, die Eingebornen des Landes ausrotten zu müssen, überfielen die christlichen Indianer, trieben Männer, Weiber und Kinder wie Schlachtvieh in zwei Häuser und metzelten die Unglücklichen dort kaltblütig nieder. Unter deutschem Gebet und Gesang empfingen sie heldenmütig den Todesstreich. Nur zwei Knaben entkamen, von denen sich der eine im Keller des einen Schlachthauses verborgen hatte, während das Blut der Gemordeten von oben her über ihn troff.

Es zeugt von einer Herzensroheit, einer Verwirrung sittlicher Begriffe und einem Mangel an wahrer Menschlichkeit ohnegleichen, wenn damalige und spätere Historiker die grausige Schandtat damit entschuldigen wollen, daß die Grenzansiedler zu ihr als einer Art Racheakt für blutige Ueberfälle von heidnischen Indianern getrieben worden seien. Selbst Theodore Roosevelt, der besonnenste Geschichtschreiber des Westens, geht in seiner Parteilichkeit für die rohen Mörder so weit, den Missionären vorzuwerfen, sie hätten der Warnung des Pöbels folgen und ihre Ansiedelungen, die Frucht langjähriger Arbeit, freiwillig verlassen sollen. Die Herrnhuter Brüder selbst hätten mit ihrer allzu friedfertigen Predigt das Schicksal der Gemordeten auf dem Gewissen.[1]) Mit demselben Rechte dürfte man auch Christus den Vorwurf machen, daß er sich mit seinen Jüngern im Garten Gethsemane nicht gegen die römischen Soldaten verteidigte. Das Evangelium der Liebe und der Humanität mag schneidigen Imperialisten vielleicht eine sentimentale Torheit sein, es steht jedoch zu hoffen, daß es auch das angelsächsische Imperium überdauern werde. Inzwischen kann die Aufzählung aller indianischer Greueltaten dem „sentimentalen" Deutschen die Tatsache nicht verwischen, daß der Indianer erst dann zum Dämon wurde, als ihn die Grenzler, vorzüglich die anglokeltischen, zur Verzweiflung getrieben hatten. In seinem trefflichen, von scharfer und unparteiischer Beobachtungsgabe

[1]) Roosevelt, der übrigens für die Schandtat nicht genug Worte der Entrüstung finden kann, sagt, daß auch Deutsche sich ähnlicher Greuel gegen die Indianer schuldig gemacht hätten. Er stützt sich dabei auf das Zeugnis von James Adair, einem englischen Händler, der in seinem sonderbaren Buche History of the Indians vom Hörensagen berichtet, die deutschen Hinterwäldler von Nord-Karolina hätten 40 indianische Krieger umgebracht. Diese befanden sich, von einer Expedition mit den verbündeten Engländern zurückkehrend, auf dem Heimwege und raubten unterwegs zu ihrem Unterhalt, was sie finden konnten. Daß die Deutschen, an Ueberfälle durch feindliche und mörderische Indianer gewöhnt, auch diese stehlende Kriegsbande für Feinde hielten und sie so behandelten, ist selbstverständlich. Die ganze Geschichte läßt sich, falls sie überhaupt wahr und den Deutschen nicht untergeschoben ist, mit dem kaltblütig geplanten Morde unschuldiger und harmloser Indianerchristen gar nicht vergleichen.

Digitized by Google

zeugenden Reisebericht (1788) sagt schon Johann David Schöpf, daß der Amerikaner den Charakter des Indianers absichtlich so schlecht male, um sein grausames Vorgehen gegen ihn zu rechtfertigen. Räche sich aber der Indianer, dann finde der Amerikaner das höchst unbillig. Leider können wir unserem wackeren Landsmann nicht mehr versichern, daß dieser sich, besonders in letzterer Hinsicht, bis heute wenig geändert hat. Als ein Denkmal der weiten Kluft zwischen deutscher und angelsächsischer Welt-, Kultur- und Religionsauffassung darf das Schicksal der mährischen Indianerchristen noch heute gelten.[1])

Daß es nach diesem brutalen Morde mit der Indianermission der Herrnhuter vorüber war, brauche ich kaum zu erwähnen. Aber die Vernichtung ihrer Lebensarbeit scheint noch um so scheußlicher und gemeiner, wenn wir uns erinnern, was einer dieser Missionäre, Christian Friedrich Post, für die englischen Kolonien getan hat. Als es in kritischer Stunde galt, die mächtigen Indianerstämme des Westens den Franzosen abwendig und den Engländern zu Bundesgenossen zu machen und kein Engländer sich getraute, unter die Wilden zu gehen, da wagte der Deutsche Post den gefährlichen Weg in die Wildnis. Noch haben wir das schlichte Tagebuch Posts, worin er uns in mangelhaftem Englisch die Erlebnisse seiner heldenmütigen Fahrt erzählt, von der die Rettung der Kolonien aus der französisch-indianischen Gefahr (1758) abhing. Es gibt wohl in der ganzen amerikanischen Geschichte kein dramatisch-großartigeres Bild, als den einfachen deutschen Missionar, der, obwohl ein Preis auf seinen Skalp gesetzt war, im Angesicht des französischen Forts du Quesne (Pittsburg) die indianischen Kriegerschaaren mit begeisterter Rede zum Abfall von den Franzosen bewog.

Während Konrad Weiser den Westen durch kluge Politik zu erobern suchte und die Herrnhuter als Friedensboten deutscher Kultur in die Urwälder vordrangen, schlugen die deutsch-pennsylvanischen Bauern einen Umweg ein, um in die westlichen Gefilde zu kommen. Denn nicht erst mit dem Unabhängigkeitskrieg beginnt, wie man uns glauben machen will, die westliche Eroberung. Schon in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts wandern deutsche Bauern aus Pennsylvanien nach Virginien und siedeln sich weit von den englischen Küstenbewohnern in dem herrlichen Shenandoahtale an. Der Pfarrer Mühlenberg erzählt uns, daß die Hälfte seiner Gemeinde zu Providenz, Pennsylvanien, in den Jahren 1742—47 nach dem westlichen Pennsylvanien, nach Maryland und Virginien gewandert sei. Und aus anderen Quellen erfahren wir, daß um die Mitte des Jahrhunderts eine große Wanderung Deutsch-Pennsylvanier in die westlichen Teile von Virginien und besonders

[1]) Der Geist der Mörderbande lebte um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der sogenannten Knownothing-Partei wieder auf, als diese in Louisville, Cincinnati u. a. Städten viele Deutsche aus bloßem Fremdenhaß hinmordete.

Digitized by Google

von Nord-Karolina stattgefunden habe. Billigere Ländereien, fettere Weiden und fruchtbarere Ackerkrume suchend, schienen die unermeßlichen Wälder und Länderstrecken wie der Zauber eines Wunderlandes auf unsere Landsleute zu wirken. Von hier aus, dem westlichen Virginien und Karolina, wohin die Anglokelten bald nachfolgten, ist die Besiedelung des Westens vorgeschritten. Noch heute zeugen die wohl gebauten Scheunen in jenen Gegenden, das Staunen der Raubbau treibenden Anglokelten erregend, von den deutschen Bauern, die sie hinstellten. Und nichts vermag besser die Märe zu widerlegen, daß diese Pioniere Amerikaner gewesen seien nach Sprache und Sitte, als die Tatsache, daß deutsche Kirchen und Schulen mit ihnen in die Wildnis zogen. Schon im Jahre 1771 schickte man eine Deputation, die 3000 deutsche Familien in Nord-Karolina vertrat, nach der alten Heimat, um von dem hannöverischen Konsistorium sich Prediger und Schullehrer zu erbitten. Erst später, als die kirchlichen Beziehungen zu Deutschland aufhörten, fielen die Deutschen englischen Sekten zu. Aber bis weit ins 19. Jahrhundert hinein besuchten deutsche Reiseprediger der lutherischen und reformierten Kirche die zahlreichen Ansiedelungen ihrer Landsleute in Tenessee, Kentucky und Ohio.

Nach diesen Staaten beginnt bald nach Abschluß des Friedens von Versailles 1763, der den Engländern den französischen Besitz bis zum Mississippi sicherte, langsam das Vordringen der Pioniere aus den Hinterwäldern Virginiens und Karolinas. Enge Beziehungen, namentlich durch die deutsche Kirche gepflegt, verknüpfen die Pioniere noch lange mit Pennsylvanien, der Wiege dieser ganzen Bewegung. Wie immer, hat die amerikanische Geschichte fast nur die englischen Namen der Wegbahner nach dem Westen aufbewahrt und der deutschen oft nur geachtet, wo sie im anglisierten Gewand erscheinen. So groß ist die Vereingenommenheit oder die Unwissenheit bekannter amerikanischer Geschichtschreiber, daß sie, wie z. B. Justin Winsor, der Deutschen kaum erwähnen. Und doch ist Kentucky zuerst vorzüglich von Deutschen besiedelt worden, obwohl wir ihren Spuren dort, wie in allen früheren Sklavenstaaten, heute wenig mehr begegnen.

Ein neues Heldenzeitalter, ähnlich dem urgermanischen, beginnt hier wieder für den Deutschen, und die Urwälder und Ströme Kentuckys und Ohios haben Abenteuer und Reckenkämpfe gesehen, die noch heute ihres Sängers harren. Während die Germanenstämme der Völkerwanderung dem Gifte römischer Ueberkultur erlagen, wächst den deutschen Kulturpionieren des Westens im Hauche frischer Urnatur neue Jugend- und Heldenkraft. Es bildet sich zumeist die Vorhut der anrückenden Zivilisation, die eigentlichen Hinterwäldler, kühne Jäger und Abenteurer, die zuerst in die Wildnis dringen, wo Bär und Büffel hausen und der Indianer lauert. Denn mit diesem gilt es jetzt Kampf auf Leben und Tod. Und von ihm haben sie nicht nur seine Kampfweise gelernt, die

Digitized by Google

Hinterwäldler werden in ihrer ganzen Lebensweise zu Indianern. Nicht wenige Züge hat dem Charakter des Amerikaners von heute der Indianer aufgeprägt.

Unter diesen frühesten Jägern des Hinterwaldes hat Daniel Boone die größte Berühmtheit erlangt, wohl meist darum, weil er englischer Abkunft war und mit der Erzählung seiner Abenteuer nicht zurückhielt. Aber die amerikanischen Geschichtschreiber verschweigen meist, daß unter den kühnen Jägern zuerst die Deutschen vielleicht in der Mehrzahl waren und ihr Ruhm noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Kentucky erklang. Erst später, als der seßhafte Deutsche der Abenteuer und des zigeunerhaften Vagierens genug hatte, scheint er das Hinterwaldleben den Anglokelten und kulturmüden Europäern überlassen zu haben. Denn nicht diese, die, wie Reisende uns versichern, ihr elendes Blockhaus weit in der Wildnis aufschlugen, den Ackerbau verabscheuten, Ordnung und Recht verachteten und wie Indianer vom Wild lebten, dessen Häute sie dann für Schnaps verhandelten, haben den Westen der wirklichen Kultur erobert. Wohl aber gebührt diese Ehre vorzüglich dem deutschen Bauer, der im Vordringen nach dem amerikanischen Westen häufig die Nachhut bildete und mit ganz anderem Heimatgefühle als der Anglokelte an seiner selbst erworbenen und urbar gemachten Scholle hing. Während dieser Raubbau treibend von Farm zu Farm zog oder als Landspekulant, zuerst den Indianer und dann den Emigranten überlistend, sich Reichtümer erwarb, schuf der deutsche Bauer, seinen Besitz nur selten wechselnd, den Urwald und die Prärie in üppige Getreidefelder um. Mit Verachtung sah dieser auf die schlecht gepflegten Farmen der Anglokelten, der sich auch so schnell wie möglich auf Handel und Politik warf, wo er dem Deutschen wieder überlegen war. Während der Deutsche die wirkliche Kulturarbeit leistete, machte der Anglokelte und Angelsachse nicht selten den lauten politischen Lärm, und so kommt es denn, daß die amerikanische Geschichte, die meist nur den politischen Lärm berichtet, von der deutschen Kulturarbeit wenig oder nichts weiß. Gewiß haben an dem Emporblühen des amerikanischen Westens auch andere Volkselemente ihren großen Anteil, aber wo das Beste und Bleibendste geschaffen wurde, da dürfen wir nach unseren Landsleuten suchen.[1])

[1]) Es ist jetzt, wie schon erwähnt, in Amerika Mode der Anglomanie, den Schotten und Irländern (**Scotch-Irish**), die man als wahre Engel schildert an Fleiß, Gottesfurcht und bürgerlichen Tugenden, die Eroberung des Westens zuzuschreiben. Wie es in deren Ansiedelungen wirklich aussah, hören wir von Arthur Lee, dem amerikanischen Regierungskommissär, in seinem Tagebuche vom Jahre 1784: „Pittsburg ist fast gänzlich von Schotten und Iren besiedelt, die in armseligen Hütten wohnen und so schmutzig sind, wie ihre Landsleute im Norden von Irland und Schottland. Vier Advokaten, zwei Doktoren, aber kein Prediger irgend einer Sekte befindet sich in dem Ort." Aehnliches berichten Schöpf und andere Reisende. In der anglokeltischen Gesellschaft des Hinterwaldes brach denn auch am Anfang des 19. Jahrhunderts als Rückschlag gegen maßlose Trunksucht und Sittenlosigkeit jene religiöse Er-

Digitized by Google

Ihr Vordringen in die endlosen Flächen und Wälder im einzelnen zu verfolgen, die Geschichte der vielen deutschen Ansiedelungen und Städte, soweit sie überhaupt erhalten ist, nach einander zu geben, würde Bände füllen. Gerade in dem großen Westen und Nordwesten, wo sie nicht wie im Osten, zwischen die Amerikaner eingedrängt, sondern in großen Strecken zusammen wohnen konnten, war der günstigste Raum für die Millionen von Deutschen, die das 19. Jahrhundert nach der neuen Welt führte. Und Amerika darf es als eine der günstigsten Fügungen seiner Geschichte betrachten, daß der deutsche Bauer in solchen Scharen kam, als es sich zum größten Agrikulturstaat der Neuzeit entwickelte.

3. Das 19. Jahrhundert.

Ich habe schon in der Einleitung erwähnt, daß im Laufe des 19. Jahrhunderts über 5 Millionen Deutsche der neuen Welt zuwanderten. Die Fülle des geschichtlichen Materials ist daher so groß, und die Leistungen dieser Millionen sind auf allen Gebieten so tiefgreifend und weitreichend, daß ich mich hier bescheiden muß, in einzelnen hervorragenden Männern und größeren nationalen Ereignissen den Gang der Entwicklung nachzuzeichnen.

Die eigentlichen Kerntruppen der anrückenden Massen bleiben auch in diesem Jahrhundert die deutschen Bauern und Handwerker. Noch lange landen sie in Philadelphia und Baltimore und ziehen in langen Wagenzügen auf der alten Pionierstraße dem fernen Westen zu, wohin sie durch vorangegangene Freunde und reichlich gedruckte Auswandererliteratur eingeladen wurden.[1]) Viele bleiben natürlich auch in den älteren Ansiedelungen des Ostens und bringen frisches deutsches Leben in die erstarrenden Kreise ihrer Landsleute. Und zum ersten Male in der Geschichte der amerikanischen Deutschen kommen bald nach den Freiheitskriegen auch Gebildete in größerer Zahl. Sie wanderten nicht freiwillig aus, das Vaterland hat sie, wie früher die religiös Verfolgten, ausgestoßen. Wer jene Zeit, die Metternichsche, in ihrer ganzen fluchwürdigen Niedertracht kennen lernen, wer erfahren will, was

weckungsbewegung (revivals) zuerst aus, eine krankhafte Form der Ekstase, von der sich selbst die frommen lutherischen Prediger jener Tage mit gesundem Abscheu wegwandten.

Ueber die Stellung der Schotten zur amerikanischen Revolution sagte Benjamin Franklin zu Arthur Lee: „Die Schotten, die in vielen Plätzen zahlreich sind, sind je nach der Gelegenheit heimliche oder offene Gegner der Revolution."

[1]) Später fuhren sie, ehe die großen Eisenbahnlinien gebaut waren, auf den Wasserstraßen: New York-Hudson-Erie-Kanal, Philadelphia-Schuylkill-Pennsylvania-Kanal und besonders New Orleans-Mississippi nach dem Westen.

Digitized by Google

deutsche Fürsten und ihre Schranzen und Lakaien am deutschen Volk gesündigt haben, der werfe einen Blick auf Amerika, wo die Märtyrer für Deutschlands Freiheit und Einheit zu Hunderten, und später zu Tausenden ein Asyl und nur zu oft ein elendes Grab fanden. Und diese Schar hochgebildeter Männer, Dichter, Gelehrte, Geistliche, Mediziner, Lehrer und Techniker waren nicht mehr die Zopfgelehrten, die das 18. Jahrhundert zuweilen wegschickte. Sie hatten den Einfluß unserer klassischen Dichtung und Philosophie an sich erfahren, nicht Wenige hatten die Freiheitskämpfe mitgefochten und sie alle glühten für ein freies, einiges, großes Deutschland. Während die jungdeutsche Literatur nur langsam und tastend den Weg von verstiegener Spekulation und romantischer Phantastik zum Leben und zur Wirklichkeit zurückfand, verstanden die Flüchtlinge der ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts längst, ihr Wissen in frische Tat umzusetzen.

Wäre mit der Einteilung in Perioden für die Geschichtserkenntnis etwas gewonnen, dann könnte man die großen Wanderungen des verflossenen Jahrhunderts in die Zeit von 1818 bis 1833, von da bis 1848, von diesem Jahre bis etwa 1870 und schließlich bis zur Gegenwart abgrenzen. Diese Perioden fielen mit dem Aufschwung und dem Niedergang der deutsch-nationalen Bestrebungen und der schließlichen Errichtung des Kaiserreiches zusammen und deuteten damit zugleich auf die geschichtlichen Ursachen, die den gewaltigen Auswandererzug in Bewegung setzten. Daß aber, ganz wie im 18. Jahrhundert, wirtschaftliche, soziale und selbst religiöse Gründe nicht aufhörten, die Deutschen nach Amerika zu treiben, braucht nicht betont zu werden.

Ich greife aus der Schar der Flüchtlinge, die, der Demagogenverfolgung nach Kotzebues Ermordung entgehend, während der ersten Periode ankamen, einige der bedeutendsten Männer hervor. Zunächst drei Burschenschaftler: Karl Follen, Karl Beck und Franz Lieber, die ersten Vermittler deutscher Wissenschaft an amerikanischen Hochschulen.

Unter den vielen Flüchtlingen des Jahres 1848 ist wohl keiner, der sich an geistiger Kraft und an Größe des Einflusses mit Karl Follen und Franz Lieber messen könnte. Besonders nicht mit Karl Follen, dessen Bildung und sittlicher Charakter uns den Geist der deutschen Jugend nach den Freiheitskriegen am besten offenbart. An Schillers und Körners Poesie genährt und durch Fichtes Reden an die deutsche Nation zum Tatmenschen herangereift, dabei eine tief religiöse Natur, wird er zu einem der Begründer der Burschenschaft. Lesen wir heute seine Gedichte aus jener Zeit, so gewahren wir hinter dem hochtönenden Pathos, wie z. B. in dem bekannten Liede:

Schalle du Freiheitsang,
Walle du Wogendrang
Aus Felsenbrust

Digitized by Google

eine Freiheits- und Vaterlandsliebe, die damals dem Otterngezüchte der Reaktion ein Gräuel sein mußte und uns Treitschkes Schmähungen auf Follen als die Deklamationen eines Philisters erscheinen läßt. Von der Teilnahme an Kotzebues Ermordung, für die er, trotz Münchs Insinuation, bei der Reinheit seiner Gesinnung auch nicht verantwortlich war, freigesprochen, gab es für den jungen Privatdozenten in Deutschland keine Ruhe mehr. In Paris, ja selbst in der Schweiz verfolgt, floh er mit Karl Beck, dem Stiefsohn des bekannten Theologen de Wette, im Jahre 1824 nach Amerika. Durch die Vermittlung von George Ticknor u. a. erlangte er eine Stelle als Lehrer des Deutschen an der Harvard-Universität und bald darauf gründete er als begeisterter Schüler Jahns eine Turnanstalt, die erste in Amerika. Wie segensreich hier seitdem die deutsche Turnerei gewirkt hat, die durch die Turnvereine, die seit 1849 überall entstanden, weit verbreitet wurde, ist allgemein bekannt.

Unabhängig von den Deutsch-Amerikanern hatte eine Anzahl junger Gelehrter in Harvard, angeregt von Mad. de Staëls Buch über Deutschland, die Größe und die Bedeutung der deutschen Literatur schon vor der Ankunft Follens entdeckt. Als ob man plötzlich eine Wunderinsel in der Südsee gefunden habe, berichtet ein Zeitgenosse, so wirkte diese Entdeckung auf die amerikanischen Geister. In diese Bewegung, der Anfang deutschen Einflusses auf das gesamte höhere Geistesleben Amerikas, in diesen Kreis bedeutender Männer wie Everett, Bancroft, Ticknor u. a., die alle für deutsche Literatur begeistert waren, trat nun Follen als berufenster Interpret unserer Dichtung. Noch im späten Greisenalter berichtete Dr. Peabody, einer seiner Schüler, wie Follen die amerikanische Jugend mit den Gedichten Schillers, Goethes und Herders, besonders aber mit dem Vortrag Körnerscher Lieder hinzureißen verstanden habe.

Und wie Follen so der Befreiung des amerikanischen Geistes durch das Studium der deutschen Klassiker den mächtigsten Anstoß gab, so sollte er bald auch, wie in der Heimat, als Prophet und Vorläufer auf politischem Gebiete wirken. Von tiefem Mitleid für die Neger ergriffen, ward er zu einem der ersten und bedeutendsten Vorkämpfer der Anti-Sklavereibewegung, die sich damals zuerst zu regen begann. Willig opferte er seiner Ueberzeugung die Professur in Harvard und wurde, seinem religiösen Drange folgend, Prediger der Unitarierkirche. Mit Recht sagt Friedrich Kapp von ihm: „Wenn dereinst die Geschichte dieser großen und wichtigen Bewegung geschrieben werden wird, die den Ball zuerst ins Rollen brachte und erst mit der Uebergabe Lees, mit der Ausrottung der Sklaverei ihren Abschluß fand, so wird unser Follen einen der ersten Ehrenplätze in jener stolzen Reihe von Patrioten einnehmen, welche ihrer Zeit um ein Menschenalter voraus, dem amerikanischen Volke den Weg zu seiner politischen und sittlichen Wiedergeburt

Digitized by Google

gezeigt haben." Kaum 45 Jahre alt fand Follen auf der Seereise von New York nach Boston in den Flammen des verbrennenden Schiffes einen grausigen Tod.

Auch Karl Beck erhielt an der Harvard-Universität eine Professur, einer der wenigen, die klassische Philologen deutscher Geburt in Amerika eingenommen haben. Wie Follen auf dem Gebiete deutscher Literatur, so ward Beck den Amerikanern Führer zu den Errungenschaften Deutschlands auf dem Felde klassischer Philologie. Auch hier hatte der deutsche Einfluß schon früher begonnen, die verzopften englischen und französischen Traditionen zu verdrängen, und seitdem haben die amerikanischen Studenten keinen griechischen oder römischen Schriftsteller gelesen, dessen Text und Anmerkungen nicht auf der Vorarbeit deutscher Gelehrten beruhte.

Größer noch und tiefer ins nationale Leben der Amerikaner eingreifend, war Franz Liebers Wirksamkeit. Als Freiwilliger hatte er den Feldzug von 1815 mitgemacht, aber als Schüler Jahns und als Burschenschaftler hatte er den Haß der preußischen Regierung auf sich gezogen und entging nur durch Niebuhrs freundliche Bemühungen einer langen Gefangenschaft. Im Jahre 1827 kam er nach Amerika, gründete zunächst eine Schwimmschule in Boston und übersetzte das Brockhaussche Konversationslexikon. Nach einigen Jahren erhielt er einen Ruf als Lehrer der Geschichte und des Staats- und Wirtschaftsrechts an das South Carolina College und später eine ähnliche Professur am Columbia College in New York. Hier entfaltete er eine ausgebreitete wissenschaftliche Tätigkeit, und sein Einfluß auf die studierende Jugend wie auf die besten seiner amerikanischen Zeitgenossen war außerordentlich. Wie keiner vor ihm hat er den Amerikanern die Gefahren der Demagogie aufgezeigt und in ihre oberflächliche Auffassung der Freiheit den deutschen Pflichtbegriff und die Ehrfurcht vor der Majestät des Gesetzes getragen. „Franz Lieber", sagt Andrew D. White von ihm, „war der Typus jener edlen Seelen, die zu allen Zeiten und unter allen Völkern sich für Gerechtigkeit und Wahrheit und gegen Niedertracht und Lüge erhoben haben."

Nicht vielen Deutschen von heute mag es bekannt sein, daß unter den Flüchtlingen jener Jahre auch der Nationalökonom Friedrich List war. In Philadelphia veröffentlichte er im Jahre 1827 sein Werk Outlines of a new system of Politcal Economy, worin er zuerst die Gedanken des Schutzzolls aussprach, deren Befolgung Amerika zur größten Industrie- und Geldmacht der Zukunft gemacht hat.

Wie Lists amerikanischer Aufenthalt der deutschen Volkswirtschaft zugute kam, so empfing auch die deutsche Poesie neue Anregungen von einem der Flüchtlinge, der in Amerika zum Dichter erwachte. Es war im Jahre 1823, als der österreichische Mönch Karl Postl, des dumpfen Klosterlebens wie des Metternichschen

Digitized by Google

Joches müde und brennend vor Durst nach wirklichem Leben, nach Amerika floh und hier, nach längerem Aufenthalt, seine Seele mit dem Bilde des blühenden Lebens einer aufstrebenden Nation erfüllte. Angeregt von Wolfgang Menzel, der in seinem Buche „Die deutsche Literatur" (1828) zuerst die Forderung aufstellte, an Stelle des Einzelnen das ganze Volk zum Helden des Romans zu machen, hat Postl dann unter dem Namen Charles Sealsfield jenes amerikanische Bild in einer Reihe von Romanen ausgestaltet. Die Wirkung dieser Romane auf Deutschland ist bekannt. Ihren tieferen Sinn hat Sealsfield selbst in der Widmung der Neuauflage seiner „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre" also angedeutet: „Der zum Bewußtsein ihrer Kraft und Würde erwachenden deutschen Nation sind diese Bilder häuslichen und öffentlichen Lebens freier Bürger als Spiegel zur Selbstbetrachtung gewidmet." Kein Roman der theoretisierenden Jungdeutschen konnte sich an lebendiger Kraft und gesundem Realismus mit den Geschichten Sealsfields messen, die „Hunderten von gebildeten Deutschen den ersten Gedanken an die Auswanderung nach Amerika anregten". Nicht umsonst lehnte es daher Sealsfield bei seinem Aufenthalt in Paris auch ab, die Bekanntschaft Heines zu machen. Dieser sei, bemerkt er, ein Schriftsteller von sittlich zu verdorbenem Gewissen, um einem Mann von Grundsätzen den Verkehr mit ihm zu erlauben.

Um die Zeit als Sealsfield sein bestes Schaffen begann, wanderte noch ein anderer österreichischer Dichter nach Amerika aus, einer unserer größten Lyriker, Nikolaus Lenau. Halb aus unklarer Freiheitssehnsucht, halb aus ästhetischer Träumerei trieb es ihn nach dem Lande, wo er „seine Phantasie in die Schule der Urwälder schicken" wollte. Amerika ist aber kein Land für krankhafte Träumer, es macht an die Tatkraft und den sittlichen Charakter Ansprüche, denen der Schwächling unterliegen muß. Und nichts zeigt besser den ungesunden Boden, auf dem Lenaus berückende Lyrik erwachsen ist, nichts besser die Faulheit der Zustände, die solche Charaktere entstehen ließ, als die Wirkung Amerikas auf Lenau. Kaum war er gelandet, als ihn auch schon die Sehnsucht nach der Heimat packte, und klagend und scheltend ward der Enttäuschte zum Typus der vielen, die, anstatt zu gesunden und mannhaft in das neue urwüchsige Leben einzugreifen, schwach und feige davor zurückbeben. Daß der Eingewanderte dem jungen freien Staatswesen, daß der deutsche Einwanderer seinen längst angesiedelten, durch rastlose Kulturarbeit glänzend bewährten Landsleuten, ja daß schließlich auch der deutsche Dichter als Erhalter und Förderer der Muttersprache, als geistiger Führer seinen Volksgenossen die Betätigung seiner besten Kraft schulde, davon hat Lenau nicht einmal eine Ahnung empfunden.

Wie anders als der aristokratische Spaziergänger wußten doch die Männer anzufassen, die bald nach Lenaus Rückkehr, als das

Digitized by Google

Hambacher Fest, der Frankfurter Hauptwachensturm und andere kleine Aufstände die Reaktion noch verfolgungswütiger gemacht hatten, nach dem fernen Westen zogen! Der Weg dahin war ihnen durch die glänzende Schilderung der Ländereien am Missouri gewiesen worden, die Gottfried Duden im Jahre 1829 in seiner Schrift „Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten von Nordamerika usw." gegeben hatte. Ein hochgebildeter, achtbarer Mann von edelster Gesinnung hatte Duden den preußischen Staatsdienst verlassen, um sich selbst zu überzeugen, ob durch die Auswanderung nach Amerika der Not des Volkes, die er als Staatsanwalt genügend kennen gelernt hatte, nicht abgeholfen werden könne. Dudens Berichte hatten eine zauberhafte Wirkung auf die Gebildeten und die mit den politischen Zuständen Deutschlands Unzufriedenen. Viele von diesen wanderten aus und siedelten sich in den westlichen Staaten, in Ohio, dem südlichen Illinois und in Missouri an. Ja, es bildeten sich sogar größere Gesellschaften zur Auswanderung, wie die Ulmer, bei der sich Lenau einkaufte und vor allem die Gießener. Als erster größerer Versuch, innerhalb der Vereinigten Staaten eine rein deutsche Kolonie zu gründen, verdient diese Gesellschaft unsere besondere Aufmerksamkeit. Von achtbaren und patriotischen Männern gestiftet, die, „verzweifelnd an der Besserung der politischen Zustände der Heimat, vom Wunsche geleitet waren, sich und ihren Kindern Raum für eine freiere Lebensbetätigung zu schaffen", hatte die Gesellschaft den Zweck: „Die Bildung eines deutschen Staates, der natürlich ein Glied der Vereinigten Staaten werden müßte, doch mit Aufrechterhaltung einer Staatsform, welche das Fortbestehen deutscher Gesittung, deutscher Sprache sichern und uns ein echtes, freies, volkstümliches Leben schaffen sollte." Wie frühere und spätere Unternehmungen dieser Art, die entweder in Deutschland geplant waren oder in Amerika eingeleitet wurden, mußte auch dieser Versuch scheitern. Nicht bloß an der Unkenntnis des Landes und der dort herrschenden Verhältnisse, wie Kapp sagt, oder an dem Mangel eines Propheten, wie G. Körner etwas höhnisch meint, sondern wohl hauptsächlich an der mangelnden politischen Schulung dieser Staatengründer. Mit bloßer Begeisterung kommt kein Staatswesen zusammen, und so wenig wie in Deutschland, brachten es diese 48er Flüchtlinge in Amerika zu einer selbständigen politischen Schöpfung.

Dagegen lernten die Klügsten und Tatkräftigsten unter ihnen gar bald verstehen, daß es ihre Aufgabe, wie ihr Vorrecht sei, in die bestehenden amerikanischen Verhältnisse schaffend einzugreifen. Denn es war die Einwanderung der dreißiger Jahre, die dem Deutschtum in Amerika zuerst eine angesehene Stellung in der Landespolitik erkämpfte und die ersten Angriffe der Nativistenpartei erfolgreich zurückwies. Die vielen verdienten deutschen Männer in den einzelnen Staaten der Union auch nur dem Namen nach zu nennen ist unmöglich, nur einiger sei hier kurz gedacht.

Digitized by Google

Vor allen Gustav Körners, der uns die Geschichte der deutschen Einwanderung von 1818—48 in einem ausgezeichneten Buche geschildert hat. Ueber ihn liegt jetzt aus der Feder des verdienten Geschichtforschers H. A. Rattermann eine treffliche Biographie vor, worin dieser uns, gestützt auf Körners eigene Aufzeichnungen, das Bild eines außerordentlich reichen Menschenlebens entwirft. Einer der Führer beim Frankfurter Hauptwachensturm, entging Körner der Bestrafung durch die Flucht nach Amerika. Er siedelte sich in Belleville, Illinois, dem Ziele mehrerer seiner Mitattentäter an und wandte sich dem Studium des amerikanischen Rechts zu. Nach einigen Jahren ward er zum Richter am obersten Staatsgericht und schließlich zum Vizegouverneur von Illinois gewählt. In diesen Stellungen, wie als Gesandter der Vereinigten Staaten in Madrid (1862—65), entfaltete er eine verdienstvolle Tätigkeit und bis zu seinem Lebensende blieb er ein echter Deutscher.

Weniger bewegt, aber nicht minder ehrenvoll und einflußreich war die Laufbahn Friedrich Münchs, der, ursprünglich Theologe, mit Paul Follen, dem Bruder Karls, die Gießener Auswanderungsgesellschaft gegründet hatte und mit dieser nach dem Urwald von Missouri zog. Hier lebte er als Typus des hochgebildeten deutschen Ansiedlers oder lateinischen Bauern, wie dieser im Volksmund hieß, indem er nach sorgfältiger Bestelluna seiner Felder noch Muße genug fand, in zahlreichen Aufsätzen und Schriften bildend und belehrend auf seine Landsleute zu wirken.

Denn mit den Hunderten von hochgebildeten deutschen Männern war neues Leben auch in die fast verkümmerte deutsche Presse Amerikas gezogen. „Es waren", wie Rattermann sagt, „die deutschen Zeitungen der dreißiger und ersten vierziger Jahre, die zuerst dem absoluten Parteidespotismus den Gehorsam kündeten und erfolgreich den Parteien Diktate ihres Verhaltens vorschrieben." Und wie sich das Bedürfnis nach geistiger Nahrung unter den Deutschen Amerikas im Vergleich mit dem 18. Jahrhundert geändert hatte, das zeigen die Bücher, die jetzt verkauft wurden. Schon im Jahre 1826, als Sealsfield die Absicht hatte, in Philadelphia eine Filiale der Cottaschen Buchhandlung zu gründen, glaubt er u. a. folgende Schriften am leichtesten absetzen zu können: Goethes und Schillers Werke in den letzten Ausgaben, Eichhorns, Heerens, Ludens und Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit, Reinhards System der christlichen Moral, Niemeyers Charakteristik der Bibel und die wichtigsten neuen theologischen Werke usw. Ich möchte bezweifeln, ob ein deutsch-amerikanischer Buchhändler von heute für ähnlich „schwere Lektüre" einen lohnenden Absatz unter seinen Landsleuten findet. Deutsche Bücher solcher Art kauft jetzt fast ausschließlich der Amerikaner.

Auch in die deutsche Kirche kam neues Leben. Denn standen die älteren Gemeinden, soweit sie überhaupt deutsch geblieben waren, mit ihren Pfarrern auch geistig wie religiös noch tief im

Digitized by Google

18. Jahrhundert, so war es zwischen ihnen und den gebildeten jungen Einwanderern noch nicht zu der offenen Feindschaft gekommen, die das Deutschtum später so schwer schädigte. Kunzes Gedanke, dem Predigermangel durch Gründung von Seminarien aufzuhelfen, fand jetzt in der lutherischen wie in der reformierten Kirche seine Verwirklichung. Auch von Deutschland aus wurden Geld und Bücher beigesteuert. So entstanden die lutherischen Theologenschulen in Gettysburg, Pennsylvanien, 1826, Columbus, Ohio, 1830, Lexington, Nord-Karolina, 1851, Springfield, Ohio, 1836 und die reformierten Seminare in Carlisle, Pennsylvanien, 1825, Mercersburg 1832 und Tiffin, Ohio, 1842. Wie dürftig in ihren Anfängen diese Anstalten auch gewesen sein mögen, so wirkten an ihnen doch meist Theologen von gründlicher deutscher Bildung, und der deutschen Kirche bleibt das Verdienst, die ersten höheren Bildungsanstalten unter ihren Landsleuten geschaffen zu haben. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß in diesen Anstalten der englischen Sprache schon die größten Zugeständnisse gemacht wurden. Mochten doch schon damals nicht wenige Geistliche heimlich von dem Gedanken ausgehen, daß der Uebergang zur englischen Sprache und Sitte zugleich einen Fortschritt in der Bildung und Frömmigkeit bedeute. Es war Philipp Schaff, der in mancher Hinsicht verdiente, wenn auch seichte Popularisierer deutsch-theologischer Wissenschaft in Amerika, der später diesen Gedanken offen aussprach, ohne sich vielleicht, als Schweizer, bewußt zu sein, daß er dem Verrat am deutschen Volkstum gleich komme. Wie sticht gegen dieses Gerede der Ueberläufer die deutsche Gesinnung der Altlutheraner ab, die Ende der dreißiger Jahre nach Missouri wandernd, seitdem eine der festesten Stützen des amerikanischen Deutschtums geworden sind.

Bei dem niedrigen Stande der amerikanischen Schule jener Zeit ist es begreiflich, daß die deutschen Schulen, auch die mit den Kirchen verbundenen, neu aufblühten. Die Männer, die den großartigen Aufschwung der deutschen Volksschule seit Pestalozzi an sich selbst erfahren hatten und im Geiste Fichtes und Schleiermachers erzogen waren, mußten aber ganz anders, als die Geistlichen des 18. Jahrhunderts, von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß der Fortbestand deutschen Wesens und deutscher Bildung in Amerika von der deutschen Schule abhänge. In diesem Gedanken gipfelte denn auch am Ende der dreißiger Jahre eine Bewegung, die ich für den bedeutendsten und schönsten Ausdruck deutschen Geistes auf amerikanischem Boden halte. Zum erstenmale regte sich im amerikanischen Deutschtum, das sich in hunderten von Vereinen über die Union hin schon kleinere Mittelpunkte geschaffen hatte, der Drang nach engerem Zusammenschluß. Von der amerikanischen Nativistenpartei angefeindet, von der Sorge um seinen Fortbestand, wie vom stolzen Gefühle seines Wertes erfüllt, suchte das Deutschtum über die religiösen und landsmannschaftlichen

Digitized by Google

Gegensätze hinaus eine Einheitsform zu finden und sich eine bleibende Stellung zu sichern.

In einer Reihe von vorzüglichen, weit nachgedruckten Zeitungsartikeln des geistvollen Heinrich Rödter, eines der flüchtigen Führer beim Hambacher Feste, hatte die junge Bewegung ihren ersten Anstoß. Wenig ist über die deutsche Frage in Amerika geschrieben worden, das sich mit diesen Artikeln und deren Besprechung in anderen Blättern messen könnte. Das ist nicht mehr der schüchterne Ton früherer Befürwortung des Deutschen. Das ist die Sprache hochgebildeter Männer, die von der Größe und Bedeutung deutscher Literatur und Wissenschaft stolz durchdrungen sind, denen die junge deutsche Philologie, unter Jakob Grimms Führung, die unvergleichliche Herrlichkeit der deutschen Sprache schon offenbart hat und die sich berufen fühlen, diese Schätze zu bewahren und ins amerikanische Volksleben zu tragen. Keine politische Sonderstellung streben sie für die Deutschen in Amerika an, aber sie sind überzeugt, daß deutsche Bildung und deutscher Geist die beste Schutzwehr der Freiheit sind. Und diese Schutzwehr zu begründen und für immer zu befestigen, vermag nur die deutsche Schule, welche deutsche Sprache und Bildung lebendig erhält. Daneben gilt es, eine deutsche Universität zu gründen. „Wir glauben," sagt Rödter in seinem Artikel: Der Deutsche ist der Mann der Welt, „nicht allein unsere Nationalität (Volkstum) sicher zu stellen, sondern die Freiheit zu befestigen, wenn wir den Vorschlag zu einer deutschen Universität in diesem Lande machen. Eine solche Anstalt müßte schon ihrer Stellung gemäß (d. h. als Vermittlerin deutscher Wissenschaft) Talente erster Klasse herüberrufen. Ein Wirth, ein Uhland, ein Rotteck, G. Fr. König und andere fänden hier die rechte Stellung."

Auf die Einladung der Deutschen von Pittsburg hin fanden sich im Herbst 1837, am Jahrestag der Schlacht bei Leipzig, ungefähr 60 Vertreter des Deutschtums verschiedener Staaten zu einer Versammlung ein, die als die Pittsburger Konvention bekannt ist. Mit welchen Erwartungen man der Versammlung entgegensah, möge die folgende Strophe aus einem Begrüßungsgedicht an die Delegaten bezeugen:

Gottlob! Die lange schlummervolle Stunde
Ist nun vorbei! Der Deutsche ist erwacht!
Zum lichten Tage wird die finstre Nacht!
Die wackeren Männer sammeln sich zum Bunde,
Um deutsche Sitte, Sprache, Ehre, Recht
Zu sichern in der Freiheit Lande:
Ein heilig teures Unterpfand
Für unsrer Enkel wachsendes Geschlecht.

Die Mitglieder der Versammlung waren fast alle akademisch gebildete Männer, die Führer des Deutschtums von damals. Zum Präsidenten wählte man Franz Joseph Grund, einen Mann

Digitized by Google

von hervorragender Begabung. Er hatte bald nach seiner Ankunft in Amerika als Professor der Mathematik an der Harvard Universität gewirkt, war dann aufs Gebiet der Politik übergegangen und übte hier als schlagfertiger Redner, geistvoller Schriftsteller und witziger Journalist — er ist der Erfinder der Sensationsberichte in der Presse — einen weitreichenden Einfluß aus. Seinem häufigen Ueberzeugungswechsel in der Politik hat er es zu verdanken, daß seine Verdienste bald vergessen wurden. Zur größten Ehre gereicht es ihm aber, daß er sich als Vorsitzender der Pittsburger Konvention der deutschen Sache so warm annahm. Gar mancher berühmte deutsch-amerikanische Politiker späterer Zeit hätte sich aus „Klugheitsrücksichten" davon zurückgehalten.

Von den übrigen Delegaten sei hier nur noch Johann August Röbling erwähnt. Als junger Ingenieur war er mit gleichgesinnten Freunden nach Amerika ausgewandert, um dort eine deutsche Kolonie zu gründen. Als diese, wie zu erwarten war, in die Brüche ging, wandte er sich seinem Berufe wieder zu und wurde der größte Brückenbauer der neuen Welt. Die berühmten Brücken über den Niagara, den Ohio und den East River zwischen New York und Brooklyn sind sein Werk.

Wenden wir uns zu unserer Konvention zurück, so finden wir sie bald in voller, ernster Tätigkeit. Ein gemäßigter und ächt patriotischer Geist zeichnete die Beratungen und die Beschlüsse aus. Als Zweck der Versammlung wurde festgestellt: Förderung des Wohles der Deutschen in den Vereinigten Staaten

1. durch Wirkung auf Bildung der Deutschen, durch Gründung neuer Schulen, und Verbesserung der bestehenden, Errichtung eines oder mehrerer Lehrerseminare, Abfassung, Druck und Verbreitung guter Schulbücher, durch Errichtung von deutschen Bildungs- und Kunstvereinen in allen Counties und Städten, Verbreitung deutscher Literatur, Belehrung der Deutschen über die Landesverhältnisse durch Zeitschriften, Flugblätter und Kalender;
2. Förderung des materiellen Wohles durch Gründung von Witwen- und Waisenanstalten, durch Errichtung von Bureaus, welche den Eingewanderten die nötige Belehrung und Auskunft zu geben und den Arbeitsuchenden passende Stellungen zu verschaffen hätten;
3. Verbesserung der rechtlichen und geselligen Verhältnisse der Deutschen in den Vereinigten Staaten.

Unter den verschiedenen Ausschüssen der Konvention war wohl das Schul-Komitee das wichtigste. Um seine Wirksamkeit vorzüglich drehten sich die nachfolgenden Versammlungen vom Jahre 1838, 1839 und 1840. Es kam schließlich zur Gründung eines Lehrerseminars und einer damit verbundenen „Real- und Musterschule", die beide im Jahre 1841 eröffnet wurden.

Digitized by Google

Leider sollte das ganze schöne Unternehmen der Konvention nur zu bald im Sande verlaufen. Zunächst aus Mangel an Teilnahme und finanzieller Unterstützung. Es fällt mir schwer, es zu sagen, aber es muß heraus: Der reiche Deutsch-Amerikaner ist mit wenig rühmlichen Ausnahmen ein elender Knauser, der an seinem Besitze mit hitziger Zähigkeit festhält und ihn lieber lachenden Erben als einem gemeinnützigen Zwecke hinterläßt. Vergleichen wir die ungezählten Millionen, die reiche Amerikaner, einem Pflichtgefühle folgend, mit fürstlicher Freigebigkeit an Wohltätigkeits- und Erziehungsanstalten geschenkt haben, mit dem, was ebenso reiche Deutsch-Amerikaner je weggaben, dann ergreift uns das Gefühl ekler Scham. Und mit diesem schäbigen Knausertum geht nicht selten der Mangel an geistigen Interessen Hand in Hand; ja im Vergleich zu dem großartigen Bildungsstreben des Amerikaners ist der Deutsch-Amerikaner im Durchschnitt geistig tot. Schon damals war die ekelhafteste Erscheinung im deutsch-amerikanischen Volksleben, der protzende Emporkömmling nicht selten, der auf geistige Bestrebungen und ihre Vertreter mit Verachtung herabsieht und dem kaum der Geistliche, unter Androhung ausgesuchter Höllenstrafen, einen Dollar abringt. Wie hätte sich diese Sorte von Deutschen für die idealen Ziele der Pittsburger Konvention erwärmen können?

Diese hatte aber noch andere Feinde. Obwohl unter den Delegaten ein Pfarrer war, und in den Beschlüssen der Versammlung alles vermieden wurde, was in religiösen Kreisen hätte anstoßen können, so witterte die Geistlichkeit hinter der empfohlenen religionslosen Schule doch sofort Gefahr für sich und ließ es an offenen und geheimen Angriffen nicht fehlen. Erinnert man sich, daß ungefähr zu gleicher Zeit die Geistlichkeit in Neu-England der Einführung religionsloser öffentlicher Schulen nicht das Geringste in den Weg legte, dann kann man sich über die kurzsichtige Beschränktheit unserer deutschen Kleriker nicht genug wundern. Es zeigte sich auf einmal, daß das Deutschtum in zwei Lager gespalten war, und so unversöhnlich standen sich die religiösen Gegensätze schon damals gegenüber, daß sich auf keiner Seite eine Stimme erhob, die im Namen der gemeinsamen deutschen Sache zur Einheit und Eintracht gemahnt hätte. Denn wie anders würde sich das Deutschtum in Amerika entwickelt haben, welche geistige Macht hätte es werden können, wenn es damals gelungen wäre, ihm einen geistigen Mittelpunkt zu schaffen. Daß ein Schullehrerseminar dieser Mittelpunkt damals, wie später, nicht sein konnte, liegt auf der Hand. Das Geistesleben des deutschen Volkes kreist seit der Reformationszeit um seine Universitäten. Damals aber, als die Amerikaner die ersten tastenden Versuche machten, ihre Colleges nach dem Muster deutscher Universitäten umzugestalten, als ihre führenden Geister anfingen, in größeren Scharen nach Deutschland, als dem Mekka der Wissenschaft, zu wandern, wäre die Gründung einer

Digitized by Google

deutschen Universität, wie sie Rödter vorschwebte, eine nationale Tat im deutschen wie im amerikanischen Sinne gewesen.[1])

Trotz dieser Unterlassung und trotz dem Mißlingen der Pittsburger Bestrebungen hatte das Deutschtum jedoch schon auf allen Gebieten Bedeutendes geleistet, als die große Auswanderung begann, die unter dem Namen der achtundvierziger bekannt ist. Es waren nicht alle politische Flüchtlinge, die Hunderttausende, die von den deutschen Revolutionsstürmen ans Ufer Amerikas gespült wurden. Wie schon in den dreißiger Jahren fanden sich unter den Exilierten gar manche dunkle Ehrenmänner, die nie einem Fürsten ein Härchen gekrümmt hatten. Aber wie nie zuvor und seitdem auch nicht wieder brachten die Auswandererschiffe der neuen Welt Gebildete aller Berufsstände in solchen Massen zu. Nur wer die amerikanischen Verhältnisse kennt, vermag zu ermessen, welchem Elend die meisten dieser Leute zunächst entgegengingen, die im Humor der Verzweiflung sangen:

Woll'n die Fürsten wissen,
Wie's dem Flüchtling geht,
Sagt, er ist zerrissen,
Wie er geht und steht.

Hängt nicht an einem Baume,
Hängt nicht an einem Strick,
Sondern an dem Traume
Der deutschen Republik.

Zwar an freundlicher Aufnahme und Unterstützung durch die Landsleute fehlte es nicht, aber wie hätte auch die größte Freigebigkeit bei den Vielen ausgereicht! Sie sahen sich bald, um nur ihr Leben zu fristen, genötigt, jede sich bietende Beschäftigung zu ergreifen. Als Zigarrenmacher, Anstreicher und Bierwirte schlugen sich viele durch, und kein Geschichtsbuch meldet uns, wie mancher edle Mensch unter roher Handarbeit ins frühe Grab sank. Wer im Lehrfach kein Unterkommen finden konnte, den trieb die angeborne deutsche Schreibwut in die Presse. Wie Pilze entstanden neue Blätter, um ebenso bald wieder zu verschwinden. Manche der Zeitungen blieben auch am Leben und zeugen mit ihrem geistvollen Gehalt noch heute von dem goldenen Zeitalter der deutsch-amerikanischen Presse.

Nur die wenigsten der Flüchtlinge hatten die Absicht, sich bleibend in dem Lande niederzulassen, dem sie in schwärmerischer Liebe sich in die Arme geworfen hatten und das ihren Erwartungen nur zynischen Hohn zu sprechen schien. Man wartete nur auf

[1]) Um den Gedanken Rödters vor dem Vorwurf der Utopie zu schützen, möchte ich betonen, daß eine solche Universität recht wohl im Kleinen hätte anfangen können. Bestand doch das ganze Lehrpersonal der berühmten Harvard-Universität noch im Jahre 1800 aus dem Präsidenten, einem Professor der Theologie, der Mathematik, des Hebräischen und vier Lehrern (tutors).

Digitized by Google

einen neuen Ausbruch der Revolution, um nach Deutschland zurückzukehren. Inzwischen versuchte man von Amerika aus zu revolutionieren. Damals war es, daß der radikale Badenser Amand Göpp und Gottfried Kinkel, der bedauernswerte Schönredner, ihre Missionsreisen zur Gewinnung von Revolutionsgeldern nach Amerika machten. Damals war es auch, daß die Revolutionsführer zu dem berüchtigten Kongreß in Wheeling zusammentraten und in einem phrasentriefenden Aufruf zur „Annexation Europas durch Amerika" aufforderten. Ganz dieselben Gedanken einer weltumfassenden Herrschaft Amerikas verkündete in orakelnder Sprache das Buch „The new Rome" von Theodor Pösche und Karl Göpp (1853), eine Art Prophetie des amerikanischen Imperialismus von heute. Bei aller Anerkennung für die patriotische Begeisterung und den Opfermut jener Männer, müssen wir ihre Bestrebungen heute doch als knabenhaft und verworren belächeln. Um so mehr, als sie gerade in dem prosaischen, auf äußerste Tatkraft gerichteten Amerika uns grell schreiend in die Augen fallen. Wie schwer muß es doch Bismarck geworden sein, mit solchem Material die deutsche Einheit zu schaffen!

Daß sie von Amerika aus geschaffen wurde, hatte einstweilen noch gute Wege. Als auch die radikalsten der Flüchtlinge schließlich einsehen mußten, daß der große Sturm nicht losbrach, der die ersehnte deutsche Republik heraufführen sollte, richteten sie die ungestillte Verbesserungswut auf die amerikanischen Verhältnisse. Es entstanden die Frei-Männer-, die Reform- und Fortschrittsvereine, die bei edelster Gesinnung, unter endlosem Redeschwall über freiheitliche und humane Entwicklung des Volkes, allabendlich ihr Quantum Reformblech schmiedeten. Nichts kennzeichnet den Mangel an Geschichtsinn und politischer Schulung, die produktive Ohnmacht und die grüne Dreistigkeit des Radikalismus besser, als die Reformvorschläge, mit denen die Häuptlinge der Revolution glaubten, die bestehenden amerikanischen Verhältnisse umstürzen zu können. Daß es an diesen zu reformieren gab, mag gewiß niemand bestreiten, und wir können uns recht gut vorstellen, wie die amerikanische Gesellschaft von damals, eine Mischung von Puritanismus und französischer Unnatur, abstoßend auf die Deutschen wirken mußte. Die trostlose Sonntagsfeier, die asketische oder heuchlerische Lebensführung, die den schönen Lebensgenuß in jeder Form verdammte, wie mußten sie dem Deutschen zuwider sein, der, von seinen radikalen Schrullen abgesehen, das natürliche und gesunde Menschentum vertrat. Kein größerer Gegensatz der Welt- und Lebensanschauung, als die amerikanische Männerwelt von damals, die im Frack und Zylinder, das glattrasierte Gesicht in hohe „Vatermörder" gezwängt, steif einherstolzierte, und die deutschen Naturburschen im langverpönten Schnurr- und Vollbart, Gemütsmenschen, die für Musik und Poesie schwärmten und mit frohen Augen in die Welt blickten! Wenn heute die Macht des Puritanismus im

Digitized by Google

amerikanischen Leben gebrochen ist, wenn Musik und festliche Stimmung anfangen Lebensmächte zu werden, wenn freiere Anschauungen und ein gesunderes Menschentum sich zu regen beginnen, dann ist das zum Teil auch das Verdienst der Achtundvierziger. Aber nicht auf einmal, wie der rationalistische Revolutionär wähnte, hat sich der Umschwung vollzogen, sondern langsam, wie alles geschichtliche Wachstum. Und an diesem Wachstum hatte die deutsche Einwanderung von 1848 ihren Anteil so gut wie die später folgende.

Nur auf einem Gebiete war es den Achtundvierzigern vergönnt direkt und erfolgreich mithelfend ins Leben der amerikanischen Nation eingreifen zu dürfen, und das war das Gebiet der Politik. Es ist keine Uebertreibung, zu sagen, daß ohne die Mitwirkung der Achtundvierziger Abraham Lincoln nicht zum Präsidenten erwählt und somit die Sklaverei wenigstens damals noch nicht abgeschafft worden wäre. Deutsche waren es, die zuerst in Amerika gegen die Schande der Sklaverei protestierten, und Deutschen gebührt die Ehre, die Entscheidung geliefert zu haben, als die Schande schließlich beseitigt wurde. Die Flüchtlinge, die trotz allem Gerede von deutscher Einheit keine Einheit unter sich kannten, lernten jetzt ihre Einzelwünsche einer großen idealen Sache unterordnen. Und Amerika darf auch dies als eine der günstigsten Fügungen seiner Geschichte betrachten, daß ihm in der schweren Stunde seiner sittlichen Wiedergeburt eine solche Schar hochgebildeter, idealgesinnter und opferfreudiger Männer zur Seite stand. Es ist noch wenig bekannt, daß die ersten Begründer der republikanischen Partei meist Deutsche waren, und daß Gustav Körner, dem Führer der dreißiger Einwanderung, die Ehre gebührt, Lincolns[1]) Nomination zum Präsidenten auf der Konvention von Chicago 1860 durchgesetzt zu haben. Und als die Befreiung des Negers schließlich auf dem Schlachtfeld entschieden werden mußte, da finden wir die Achtundvierziger mit den übrigen Deutschen Amerikas in den ersten Reihen. Nahezu 190,000 Deutsche fochten auf seiten der Union, der Hunderttausende nicht zu gedenken, die von früheren Generationen stammend, deutsches Blut in den Adern hatten.

Können wir so die Verdienste der Achtundvierziger nicht hoch genug schätzen, so dürfen wir doch auch ihre Schwächen nicht übersehen. Von ihrem mangelhaften Geschichtsinn habe ich schon gesprochen. Es ist bezeichnend, daß durch sie, mit Ausnahme von

[1]) Abraham Lincoln war wohl ohne Zweifel selbst deutscher Abkunft. Nach einer Mitteilung von Herrn L. P. Hennighausen in Baltimore führten Lincolns Voreltern den Namen Linkhorn und wanderten von Berks County in Pennsylvanien nach dem gleichfalls deutschen Rockingham County in Virginien aus. Lincolns Großvater war Leutnant im Revolutionskrieg und schrieb sich Abraham Linkhorn. Erst Lincolns Vater, der nicht schreiben konnte, änderte den deutschen Namen Linkhorn in Lincoln um.

Digitized by Google

Friedrich Kapp, für die deutsch-amerikanische Geschichte nichts geschehen ist. Und selbst Kapps, des hochbegabten, erste historische Arbeiten sind im Grunde auch nur Tendenz- und Parteischriften. So konnten diese Männer, in ihrer hochfahrenden, alles besser wissenwollenden Art, für die vielseitigen Leistungen ihrer länger angesessenen Landsleute kein Verständnis haben, und es entstand der unerquickliche Kampf zwischen diesen, den „Grauen" und jenen, den „Grünen", der zum Schaden des Deutschtums jahrelang währte. Denn bei allem Gerede von deutscher Einheit hingen diese Revolutionäre an den sentimentalen Phrasen des Weltbürgertums weit fester als am gesunden Gefühle eines alles überragenden Deutschtums. Auch nicht Einer hat sich aus ihren Reihen erhoben, der um der gemeinsamen deutschen Sache willen, zur Eintracht gemahnt hätte.

Am deutlichsten zeigt sich dies auf religiösem Gebiete. Ja ich stehe nicht an, die Achtundvierziger anzuklagen, hier die fluchwürdige Spaltung der Deutschen Amerikas, von der schon die Rede war, absichtlich noch weiter geführt zu haben. Nirgends offenbart sich klarer als hier das Zersetzende des Radikalismus, der nun, da es für seine dünkelhaften Bekenner keine innere Weiterentwicklung mehr gibt, zur Profession gemacht wurde. Der Führer dieses professionellen Radikalismus war Karl Heinzen, ein Mann von ebenso großer Begabung wie maßlosem Dünkel, ein intoleranter, despotischer Vernunftpfaffe, dessen gehässiger Fanatismus nur in den Ketzerverfolgern des Mittelalters seinesgleichen hat. Daß er bis zu seinem Tode von „teutschem" Radikalismus redete, charakterisiert seine „Teutschheit" wie seine verrostete Wissenschaftlichkeit. Liest man seine Schriften heute, so muß man bei aller Anerkennung des Treffenden und Wahren in der Beurteilung sozialer und politischer Verhältnisse, doch über die seichte Dreistigkeit lächeln, mit der sich der philosophische Dilettant an tiefere Probleme heranwagt oder sie vielmehr mit Schimpfworten beiseite schiebt. Aber die selbstgewisse Verherrlichung des plattesten Menschenverstandes wirkte wie ein Evangelium, und jeder halbgebildete Schneider durfte sich stolz seiner Weisheit freuen und verachtend auf alle die Laffen, Doktoren, Magister, Professoren und Pfaffen herabsehen.

Daß es auf der andern Seite auch die Kirche nicht an Schmähungen und Angriffen auf die „Ungläubigen" und „Atheisten" fehlen ließ, war zu erwarten, und man würde mich mißverstehen, wollte man glauben, daß ich die Radikalen für den Zwiespalt im Deutschtum jener Zeit allein verantwortlich machte. Weit entfernt davon zu erkennen, daß der revolutionäre Haß gegen die Kirche von dieser, der Sklavin des deutschen Polizeistaates, selbst verschuldet war, schloß sich die deutsche Kirche Amerikas, ähnlich wie die vaterländische nach der Revolution, immer mehr vom allgemeinen Kulturleben ab und steuerte in die trüben Gewässer

Digitized by Google

des abgelebten Konfessionalismus oder engherzigen Pietismus, wohin ihr kein Gebildeter folgen konnte. Auch im frommen Lager kein Einziger, der um der gemeinsamen deutschen Sache willen zur Eintracht gemahnt hätte! Ob gläubig oder ungläubig, bleiben Engländer wie Juden doch in erster Linie Engländer und Juden. Nur bei Deutschen mußten wir jahrelang das ekle Schauspiel erleben, daß sich die Häuptlinge der atheistischen und der gläubigen Sekte in fruchtlosem Kampfe zerfleischten, während ihre Gläubigen dem elenden Pfaffengezänk andächtig lauschten, ohne zu ahnen, daß der Deutsche in Amerika höhere Aufgaben zu lösen habe.

Ich habe den unseligen Zwiespalt, die Folge krankhafter Zustände im vaterländischen Geistesleben, so ausführlich besprochen, weil sich von ihm aus die Zersplitterung in den deutschen Bestrebungen der Gegenwart erst erklären läßt und weil von seiner endlichen Ueberwindung die Zukunft unseres Volkstums in Amerika als einheitlicher Macht nicht am wenigsten abhängt. Denn die Errichtung des Deutschen Reiches hat weder auf die Einigung der amerikanischen Deutschen noch auf ihre Stellung in Amerika den Einfluß gehabt, den manche ihr zuschreiben möchten. Mit dem Jubel über die französischen Niederlagen, der sich in glänzenden Festen und Umzügen aussprach, zog gewiß auch ein größeres deutsches Selbstgefühl in die Herzen, und der Deutsche brauchte sich nicht mehr als der Paria Amerikas zu fühlen. Aber ihre eigentliche Stellung hatten sich die Deutschen, wie diese Blätter zeigen, selbst erkämpft und Schillers Wort:

Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen
Selbst erschuf er sich den Wert!

gilt auch von ihnen. Auch die Hunderttausende, die seit 1870 den Vereinigten Staaten zuwanderten, haben das amerikanische Deutschtum vorzüglich durch die Zahl, weniger dem Geiste nach gestärkt. Es waren meist Bauern, Arbeiter und Handwerker, darunter auch gelehrtes Proletariat, zumal in den achtziger Jahren, als es Deutschland im Ueberfluß produzierte. Diesen Massen gegenüber blieben die Einwanderer von akademischer Bildung, die Mediziner, Chemiker, Techniker, Journalisten usw. in der Minderzahl. Deutsche Gelehrte wanderten aber während der letzten Jahrzehnte nur dann aus, wenn sie an die aufstrebenden amerikanischen Universitäten berufen wurden, um diese so bald als möglich dem deutschen Vorbilde ähnlich machen zu helfen.

Werfen wir am Schluß unserer geschichtlichen Uebersicht noch einen Blick auf das geistige Leben der amerikanischen Deutschen, wie es sich auf den Gebieten der Schule, der Kirche und der Kunst und Literatur während der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts geäußert hat. Unterscheidet sich heute amerikanisches Geistesleben, das durch die Berührung mit deutschem Geiste zur Selbständigkeit

Digitized by Google

erwachte, ganz bestimmt von dem englischen, so kann von einer Eigenart deutsch-amerikanischen Geisteslebens nur in beschränktestem Maße die Rede sein. Es hat sich nicht frei und selbständig aus eignen Keimen entwickeln können. Wie es, von der Heimat her, mit jedem Auswandererstoß neu bestimmt wird, so ist sein Grundzug der Kampf ums schwindende Volkstum. Auch auf diesem Gebiete ist die deutsch-amerikanische Geschichte so recht „die Geschichte verpaßter Gelegenheiten", besonders soweit die Schule in Betracht kommt.

Aus meiner Darstellung hat sich wohl ergeben, wie die deutsche Kirche Amerikas seit den Tagen des Pastorius in der Schule das vorzüglichste Mittel zur Erhaltung der deutschen Sprache erblickt hat. Auch die freisinnige Gruppe wußte, wie schon die Pittsburger Konvention bezeugt, kein besseres Mittel, und so entstanden denn in ihrer Mitte Privat- und Vereinsschulen, deren Zahl mit der Ankunft der Achtundvierziger beträchtlich stieg. Auch auf pädagogischem Gebiete sollte das revolutionäre Element nur zersetzend wirken. Daß die radikalen Doktrinäre von wirklicher Pädagogik nichts verstanden, ist leicht zu begreifen, noch leichter, daß sie um so mehr darüber redeten. Glaubt sich doch in Amerika jeder Schuster berufen, in Erziehungssachen mitzureden. Wie hätte es sich vor Allen Heinzen entgehen lassen können, auch hier als Reformator zu orakeln. In klingender Phrase verkündete er die unerhörte Weisheit, daß die Schule das Wissen und nicht den Glauben zu verbreiten habe. Als ob die elendeste amerikanische Dorfschule des Hinterwaldes dies nicht auch wollte! Was aber Heinzen eigentlich im Sinne hatte, war die Sektenschule des Atheismus, wo die halbgebildeten „freisinnigen" Schulmeister schon dafür sorgten, daß sie zu einer Brutstätte der Opposition gegen das kirchliche Deutschtum gemacht wurde. Daß es neben der Mitteilung von Kenntnissen und Fertigkeiten, die mit Glauben oder Unglauben gar nichts zu schaffen haben, die höchste Aufgabe der deutschen Schule im Ausland ist, deutsch zu sein, die Liebe zur Muttersprache zu wecken und die unvergleichlichen Schätze unserer Dichtung, die reinste Offenbarung deutschen Geistes, der Jugend mit deutscher pädagogischer Kunst zum innersten Besitz zu machen, davon hatten Heinzen und seine Gläubigen keine Ahnung. Vielleicht auch die meisten Vertreter der Kirchenschulen nicht, die sich jedoch, zu ihrer Ehre sei es gesagt, nicht als pädagogische Reformer aufspielten.

Hier kann ich mich nicht enthalten, den Schulen der deutschen Heimat einen schweren Vorwurf zu machen. Der Deutsche in Amerika könnte seine Muttersprache nicht so oft wie einen abgetragenen Rock von sich werfen, wenn ihm die höheren und niederen Schulen daheim das rechte Verständnis dafür geöffnet und ihm deutsches Selbstgefühl mit auf den Weg gegeben hätten. Vor allem die höheren Schulen, aus denen die Führer hervorgehen.

Digitized by Google

Aber wie traurig es gerade in den meisten Gymnasien mit dem deutschen Unterricht bestellt war, ist bekannt. Erst in Amerika lernt man so recht verstehen, wie undeutsch und vaterlandslos im letzten Grunde der Humanismus ist und geradezu frivol erscheint einem das Gewimmer klassischer Schulmeister um die schwindende humanistische Bildung. Die Achtundvierziger und viele vor und nach ihnen konnten vorzüglich Latein und Griechisch, ja sie schwärmten von einer deutschen Republik so klassisch stilgerecht wie von einer antiken, aber nur die allerwenigsten waren durchdrungen von der Größe und dem Werte ihres Volkstums, seiner Geschichte, seiner Sprache und Dichtung, trotzdem an deren Erschließung seit den Romantikern die Besten der Nation gearbeitet hatten. Es wäre unmöglich gewesen, daß sich so viele humanistisch Gebildete, ja Gelehrte, mit Begeisterung für Kulturdünger erklärt hätten, wenn ihre Erziehung weniger humanistisch und mehr deutsch-national im gesunden Sinne gewesen wäre. Zum Glück regt sich in den Schulen Deutschlands jetzt ein anderer Geist, und niemand kann heißer wünschen als ich, daß die segensreichen Anregungen, die von Rudolf Hildebrand, dem praeceptor Germaniae, ausgingen, bis in die fernste Dorfschule dringen möchten.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Schulbestrebungen der Achtundvierziger zurück, so zeigt sich das pädagogische Unvermögen der Priester des Radikalismus am traurigsten in ihren Schulbüchern. Früher hatte man deutsche Schulbücher entweder importiert oder schlank nachgedruckt, jetzt fing man an, sie hier zu fabrizieren. Nichts Trostloseres, als der Blick in eines der Lesebücher, wo das Stroh freisinniger Jugenddichtung auf der Wassersuppe moralischer Erzählungen herumschwimmt und dem deutsch-amerikanischen Kinde die Sprache seiner Eltern verekelt. Dabei schellenlaute Phrasen von naturgemäßer Methode usw. Von der Poesie der Kindesseele aber so wenig eine Ahnung, wie Kenntnis der einzig schönen Jugendpoesie unseres Volkes. Die wirklichen Lehrer, die in diesen Kreisen still wirken mochten, kamen natürlich vor den Schreihälsen nicht zu Wort. Keinem aber dieser Gesellen, die Pestalozzi und Diesterweg im Munde führten, ohne sie zu kennen oder zu verstehen, fiel es ein, daß er dem Anschauungskreis des amerikanischen Kindes deutscher Abkunft gerecht werden müsse, um bleibende Grundlage für die deutsche Sprache zu legen, daß nur das echte Gold deutscher Jugenddichtung die Liebe zur Muttersprache wecken könne und daß durch Bilder aus der deutsch-amerikanischen Geschichte das Selbstgefühl des jungen Geschlechts zu entfachen sei.[1])

[1]) Da mit dem Import deutscher Schulbücher für das amerikanische Kind nichts getan ist, habe ich vor Jahren, um den deutschen Unterricht in Amerika auf neuen Fuß zu stellen, die Schaffung von Lehrbüchern im angedeuteten Sinne angeregt. Ihr Verfasser, Ludwig Göbel, war einer der bedeutendsten Schulmänner, die je nach Amerika wanderten, ein geborener Lehrer, ein feinsinniger

Digitized by Google

Im Jahre 1870 vereinigten sich die „freisinnigen" deutsch-amerikanischen Lehrer zu einem Lehrerbund, der schon drei Jahre später für die Errichtung eines Schullehrerseminars zu wirken begann. Mit großer Mühe, der man die Anerkennung nicht versagen kann, gelang es, die nötigsten Geldmittel aufzutreiben und das Institut im Jahre 1878 zu eröffnen. Obwohl das Seminar seinem Namen nach als nationale Anstalt, d. h. für das gesamte Deutschtum der Vereinigten Staaten geltend gedacht war, so zeigten jedoch seine Statuten wie der Geist, in dem es zuerst wirkte, daß es ausschließlich der freisinnigen Sekte diene und die bestehende Spaltung im Deutschtum nur weiterführe. An seine Spitze hatte man, in sonderbarer Verblendung, einen jüdischen Elementarlehrer gestellt, in dessen Munde sich die Phrasen von fortgeschrittener, wissenschaftlicher Pädagogik besonders komisch ausnahmen. Als man nach ungefähr 7 Jahren seine pädagogische Unfähigkeit endlich erkannte und ihn fortschickte, hatte sich inzwischen in den Schulverhältnissen ein großer Umschwung vorbereitet.

In wirklich gebildeten und deutsch gesinnten Kreisen war man des halbgebildeten Schulmeisters und seines atheistischen Geplärres herzlich satt geworden. Jahrelang hatte sich dieser unausstehliche Geselle, unterstützt von seinen Kollegen in der Presse und in Vereinen als Vertreter höchster deutscher Geistesbildung aufspielen dürfen und mit dem Versprechen, die Muttersprache zu erhalten, die Führerschaft an sich gerissen. Nun zeigte es sich, daß die Versprechungen hohl gewesen waren, die Vereinsschulen gingen nach und nach ein. Dazu kam der bedeutende Aufschwung der amerikanischen Volksschule.

Das außerordentliche Bildungsstreben der Amerikaner hatte sich schon früh nach den besten europäischen Lehrmethoden umgesehen. So berichtet uns der Herzog Bernhard von Weimar, wie zur Zeit seiner amerikanischen Reise (1825) das Lancastersche System in verschiedenen Städten Mode gewesen sei, zugleich aber erzählt er uns von der Anstalt, die George Bancroft und Dr. Cogswell, nach dem Muster deutscher Gymnasien, in der Nähe von Boston gegründet hatten. Wie die deutsche Literatur und Wissenschaft, so hatte der Amerikaner auch das deutsche Erziehungswesen unabhängig von den Deutschen in Amerika entdeckt. Als dann Viktor Cousins Bericht über das deutsche Schulsystem der Welt zeigte, was sie von diesem zu lernen habe, wurden aus verschiedenen Teilen Amerikas Schulmänner nach Deutschland gesandt, um das Unterrichtswesen dort zu studieren. Unter ihnen war Professor Stowe, der Gemahl der Verfasserin von Uncle Tom's Cabin, der

Kenner unserer Jugenddichtung und ein Deutscher, der für die Erhaltung der Muttersprache alles opferte. Nur die wirklich gebildeten Lehrer wußten den Wert seiner Bücher zu würdigen, die halbgebildeten Schulhalter und Schulmeister gingen achtlos daran vorüber oder schrieben sie aus und verwässerten sie. Die Bücher sind bei Lemcke und Büchner, New York, 812 Broadway erschienen.

Digitized by Google

in Cincinnati die deutsche Lehrmethode an einer der deutschen Schulen hatte bewundern lernen, wohl der bedeutendste. Sein Bericht über das deutsche Schulsystem fand weiteste Verbreitung und darf wohl als der Anfang gelten des tiefgreifenden Einflusses, den Deutschland auf die amerikanische Erziehung ausgeübt hat.

Daß auch einzelne deutsch-amerikanische Pädagogen fördernd auf die Entwicklung der amerikanischen Volksschule einwirkten, dürfen wir rühmend feststellen. Von einem größeren gemeinschaftlichen Einfluß durch die deutsche Lehrerschaft, etwa durch den erwähnten Lehrerbund, kann jedoch keine Rede sein. Nur zu oft stellte sich dieser in früheren Jahren den amerikanischen Schulbestrebungen wenn nicht feindselig, so doch hochmütig abweisend gegenüber, ohne zu ahnen, welche Gefahr von da drohe.

Denn mit der Ausdehnung und allmählichen Verbesserung der amerikanischen Volksschule war sie zugleich zu einer Art Idol herangewachsen, vor dem, mit Ausnahme weniger Einsichtigen, die ganze Nation auf den Knien lag. Sie war nicht bloß die Verbreiterin eines bescheidenen Maßes von Volksbildung, sie wurde als der Eckstein amerikanischer Freiheit gepriesen, als der große Gleichheitskessel, aus dem die junge Volksmasse ebenmäßig abgekocht und mit gleichförmiger Temperatur des Patriotismus herauskäme. Besonders die Kinder der Eingewanderten.

Es ist nicht schwer, einzusehen, daß dieser Gleichmachungsanstalt die deutschen Schulen im Wege stehen mußten Die paar Vereinsschulen waren mit wenigen Ausnahmen bald geliefert, zumal es mancher deutsche Knauser als Erleichterung empfand, kein Schulgeld mehr zahlen zu brauchen. Nur die Kirchenschulen widerstanden, wenn auch mit großen Verlusten den Angriffen, die seit Ende der siebziger Jahre wiederholt auf sie gemacht wurden. Zur Rettung des Deutschen schien jetzt nur noch ein Ausweg übrig: den deutschen Unterricht so viel als möglich in die amerikanische Volksschule einzuführen.

Bevor ich jedoch auf diesen Versuch eingehe, müssen wir noch einen Blick auf das deutsche Seminar werfen. Da keine Kirchenschule seine Zöglinge anstellen konnte, so schien mit dem langsamen Verschwinden der Vereinsschulen seine Existenzberechtigung auch dahin zu sein. Allein gerade mit der geplanten Einführung des Deutschen in die Volksschulen glaubte man ein neues Absatzgebiet für seine Schüler eröffnet zu sehen. Man hat inzwischen einen tüchtigen Schulmann an seine Spitze gestellt und so lassen sich von ihm jetzt bessere Resultate erwarten als früher. Auch von den radikalen Tendenzen des Seminars ist nun, zum Glück, wenigstens keine Rede mehr. Schon Ende der achtziger Jahre zeigte es sich, daß die radikale Partei im Lehrerbund am Sterben sei. Dieser hat sich inzwischen neu organisiert und mit amerikanischem Blut zu verjüngen gesucht.

Digitized by Google

Aber ist die Einführung des deutschen Unterrichts in die amerikanische Volksschule wirklich der wünschenswerte Fortschritt oder das letzte, ebenso gierig ergriffene, wie scheinbare Rettungsmittel? Um diese wichtigste Lebensfrage des amerikanischen Deutschtums endgültig zu entscheiden, ist es nötig, die verschiedenen Versuche ins Auge zu fassen, die man bei der Einführung gemacht hat. Dem Vorgang der Stadt Cincinnati folgend, wo die Agitation für den öffentlichen deutschen Unterricht schon Ende der dreißiger Jahre begann und zur Begründung der ersten deutsch-englischen Freischule im Jahre 1840 führte, errichteten auch andere Städte mit starker deutscher Bevölkerung ähnliche Anstalten. In ihnen wird der deutschen Sprache die gleiche Aufmerksamkeit gewidmet wie der englischen, ja dieselben Gegenstände werden abwechselnd in beiden Sprachen gelehrt. Wie bedeutend auch die Einwürfe sein mögen, die man vom pädagogischen Standpunkt aus gegen dieses System machen muß, so sind doch die Resultate dieser Schulen befriedigend genug gewesen, um in ihrer Vervollkommnung die einzig mögliche Lösung des Problems zu sehen.

Daneben existiert in einer Anzahl von größeren Städten das System, in einer oder zwei der obersten Volksschulklassen wöchentlich zwei- oder dreimal fakultativen deutschen Unterricht von je 40 Minuten zu geben. Nur der Laie oder der pädagogische Pfuscher, der sich mit diesem unehrlichen Unterricht den Unterhalt verdient, kann bestreiten wollen, daß diese Einrichtung ein grober Schwindel und eine Versündigung an der deutschen Sprache wie am deutschen Volkstum ist. Bei der knapp zugemessenen Zeit, den elenden Lehrbüchern und dem nicht selten gleich elenden Lehrerpersonal mußte dieser deutsche Unterricht zur Farce werden, und erst kürzlich hat der Superintendant der New Yorker Schulen seine absolute Resultatlosigkeit wieder beklagt. Der Mangel an wirklichen Leistungen und nicht etwa nur nativistische Beschränktheit, die der deutsch-amerikanische Philister so gerne wittert, haben der Farce auch in mehreren Städten ein wohlverdientes Ende gemacht. Niemand hat schärferen Sinn für das Komische als der Amerikaner, und er ist auch in Erziehungssachen ein zu kluger Geschäftsmann, um eine kostspielige, aber wertlose Einrichtung fortzuschleppen.

Freilich hat die Resultatlosigkeit des deutschen Unterrichts in der amerikanischen Volksschule auch noch ihre tieferen Gründe. So lange jener Unterricht nicht die alleroberflächlichste Abrichtung im Lesen und Schreiben sein will, kann er in der Luft dieses Institutes gar nicht gedeihen. Denn vom eigentlichen Geiste deutscher Pädagogik ist die amerikanische Volksschule noch wenig berührt worden. Neben geisttötendem Mechanismus und einseitigstem Abrichten der Verstandeskräfte wird hier durch Tausende von Lehrerinnen ein hysterischer Patriotismus gezüchtet, der Verständnis und Liebe zu einer andern Sprache und zu einem andern Volkstum gar nicht aufkommen läßt. Niemand weiß das besser als

Digitized by Google

manche Amerikaner, darum hat auch ihrer schlauesten einer, der Erziehungskommissär Harris, die Einführung dieses aussichtslosen deutschen Unterrichts so warm empfohlen. Weiß er doch, daß damit dem Deutschtum auf jeden Fall ein baldiges Ende gemacht wird. Mit kaltblütiger Offenherzigkeit begründete er in einer Rede vom Jahre 1890 auf folgende Weise, warum er die Einführung des Deutschen in die Volksschule für angemessen halte: „Es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Einwanderer — er meint die Deutschen! — in den besten Anstalten des Landes erzogen und im Geiste unserer freien Intelligenz (!) amerikanisiert werden, da sie sonst gewiß durch die schlimmste Form unserer politischen Korruption amerikanisiert werden. Dies ist die Alternative, die uns keine Wahl läßt. Denn wenn wir unsere Einwanderer nicht amerikanisieren, indem wir sie teilnehmen lassen an den Errungenschaften unserer Zivilisation und einen tätigen geistigen Verkehr mit ihnen unterhalten, werden sie nur zur Degeneration unseres Gemeinwesens beitragen und auf diese Weise unser nationales Leben entamerikanisieren oder gar unterminieren."

Es zeugt für den Tiefstand ihres deutschen Selbstgefühls, daß unsere Landsleute die infame Beleidigung in diesen Worten nicht einmal empfanden und den Mann gar noch feiern, der sie mit Italienern, Madjaren und derlei Volk auf gleiche Stufe stellt.

Für den Einsichtigen brauche ich aus dem Gesagten keine Schlüsse zu ziehen. Seien wir als Deutsche vor allem ehrlich! Als Unterricht in einer fremden Sprache — denn so wird er betrieben — hat das Deutsche so wenig eine Stelle in der amerikanischen Volksschule, wie ein einjähriger Unterricht im Französischen etwa in der deutschen Dorfschule. Der fremdsprachliche Unterricht gehört aber in die höhere Schule, d. h. in Amerika in die Mittel- oder Hochschulen (High-Schools). Wie sehr sich der Amerikaner mit Recht gegen das Monstrum des deutschen Unterrichts in den niederen Anstalten sträubt, so willig ist er, das Studium der deutschen Sprache in den Hochschulen zu fördern. Hier erst sind, in 3—4jährigem Kursus, bei guten Lehrmitteln und einer akademisch gebildeten Lehrerschaft wirkliche Resultate möglich. Denn für jedes deutsch-amerikanische Kind, auch für das gebildeter Eltern, bedeutet die volle Erlernung und Beherrschung der deutschen Sprache ein Studium, um so mehr, weil sich das Englische, als Umgangssprache, mit seinen Idiomen immer wieder gewaltsam und verwirrend ins Sprachgefühl drängt. Dieses Studium aber zu leiten und bis zum Verständnis der deutschen Literatur weiter zu führen, ist der gewöhnliche, seminaristisch gebildete Lehrer gar nicht befähigt. Ist dies aber der Fall, und liegt die Zukunft des deutschen Unterrichts, wie mir zwanzigjährige Erfahrung und Beobachtung predigen, soweit die amerikanische Schule in Betracht kommt, einzig in den höheren Anstalten, dann müßte sich das deutsche Lehrer-

Digitized by Google

seminar, sobald als möglich, in eine höhere akademische Lehranstalt umwandeln. Ich kann mir in der Tat keine größere Aufgabe des amerikanischen Deutschtums denken, als mit vereinten Mitteln aus dem Lehrerseminar einen Hochsitz des Studiums der deutschen Philologie und Literatur zu machen, wo deutsch-amerikanische Lehrer der deutschen Sprache — Amerikaner bringen es selten zur völligen Beherrschung des Deutschen — theoretisch und praktisch herangebildet würden. Denn nur dem philologisch gebildeten deutschen Lehrer, der sich auch mit der Geschichte der englischen Sprache vertraut gemacht hat, ist es möglich, seinen Unterricht vergleichend zu gestalten und vor seinen Schülern den Hintergrund gemeingermanischer Kultur, das gemeingermanische Fühlen und Denken aufzuzeigen, von dem deutsche und englische Sprache gemeinsam zeugen. Nichts überwindet die nationalen Gegensätze mehr und vermittelt schöner und bleibender zwischen den beiden großen Kulturvölkern, als geistvoller Unterricht dieser Art, als die stärkende Rückkehr im Gemüt in die gemeinsame heilige Vergangenheit.[1])

Aus der Statistik des deutschen Unterrichts in den Schulen der Vereinigten Staaten, die der deutsch-amerikanische Lehrerbund vor einigen Jahren veröffentlichte, geht hervor, daß in 739 Hochschulen (High-Schools) und in 133 Volksschulen (Public Schools) deutsch gelehrt wurde. Daneben bestanden 2067 protestantische und 1046 katholische Kirchenschulen, von denen die Mehrzahl als völlig deutsch zu bezeichnen ist. Allem freisinnigen Geschrei zum Trotz spricht schon aus diesen Ziffern die Tatsache, daß die Kirche, besonders die protestantische, auch heute noch die eigentliche Erhalterin und Pflegerin der deutschen Sprache in Amerika ist. Geleitet von der richtigen Einsicht, daß ohne die deutsche Schule auch die deutsche Kirche bald verschwinden würde, haben die verschiedenen protestantischen Konfessionen die unsäglichsten Opfer an Mühe und Geld gebracht, um ihre Schulen am Leben zu erhalten. Will man aber erfahren, welche Macht die protestantische Kirche unter den Deutschen Amerikas ist, so braucht man nur die zuletzt erschienenen Zensusberichte aufzuschlagen. Darnach wirkten allein in der deutschen Ver. Ev. Synode 680 Prediger in 870 Gemeinden, in der Ev. luth. Synodalkonferenz 1282 Prediger in 1934 Gemeinden, in der deutsch-reformierten Kirche 880 Prediger in 1510 Gemeinden. In dieser Aufzählung sind weder alle deutsch-lutherischen Synoden, noch die vielen Hunderte deutscher Gemeinden unter den Metho-

[1]) Leider fassen nicht alle Vertreter des Deutschen, selbst an Universitäten, ihren Beruf in diesem höheren Sinne auf — meist weil ihnen die nötige Schulung fehlt. So empfiehlt der Bericht von 12 Professoren, mit einer Ausnahme sämtlich Amerikaner, das Studium des Deutschen, weil es mit dem Leben und der Literatur Deutschlands bekannt mache und auch sonst nützlich sei! Am besten eigne sich dazu als Lehrer der Amerikaner, so lange er wenigstens keine groben Fehler im Deutschen mache!! Dies elende Machwerk wurde vom **Bureau of Education** in Washington veröffentlicht und weit verbreitet.

Digitized by Google

disten, Baptisten, Presbyterianern und anderen Kirchen genannt. Alle diese kirchlichen Gemeinschaften haben ihre deutschen Predigerseminare, Progymnasien und teilweise auch Lehrerseminare, daneben eine große Menge kirchlicher Zeitschriften. Kein Wunder, daß sich die nativistischen Angriffe immer wieder mit größter Erbitterung gegen diese Schulen, die festeste Burg des amerikanischen Deutschtums, richteten.[1])

Um so weniger aber ist die grenzenlose Verblendung zu begreifen, mit der sich in früheren Jahren die radikale Phrase fanatischen Hasses gegen alles Christliche — die Synagoge ließ man ungeschoren — besonders gegen die Schule ergossen hat. Ich weiß recht wohl, daß die Lehrbücher, die in ihnen gebraucht werden, so gut Törichtes und Blödsinniges enthalten wie die freisinnigen, und daß die geistliche Oberaufsicht über die Schule hier ein Uebel ist, so gut wie in Deutschland. Aber so lange sich das amerikanische Deutschtum keine mächtigere Organisation geschaffen hat, als die Kirche, die dieser, von gleicher Hingebung und Opferfreudigkeit beseelt, die Pflege des Deutschen abnähme, hat man gar kein Recht, am historisch Gegebenen und Bewährten zu rütteln. Im Gegenteil. Hier wäre es, wo jede außerkirchliche Agitation zur Erhaltung und Pflege des Deutschen anzuknüpfen und weiter zu bauen hätte. Für einen vernünftigen und gebildeten Deutschen kann es auch heute noch gar keine Wahl geben, wenn es sich darum handelt: amerikanische Volksschule mit schlechtem deutschen Unterricht und deutschfeindlichem Geiste oder deutsche Schule mit deutscher Methode und deutschem Geiste. Denn das Quantum an wirklich positivem Wissen, das die amerikanische Volksschule ihren Zöglingen mitgibt, ist, selbst im Englischen, so gering, daß es jede gut geleitete deutsche Schule, in der natürlich das Englische gleiche Berücksichtigung finden muß, spielend zu Wege bringt. Was aber den Religionsunterricht in den protestantischen Kirchenschulen betrifft, wenn er da überhaupt und nicht in den Sonntagsschulen erteilt wird, so sei den ängstlichen, an religiöser Wasserscheu leidenden Gemütern versichert, daß daran noch kein Kind zugrunde gegangen ist. Aber für eine Torheit, ja geradezu für ein Unrecht gegen die Kinder halte ich es, will man sie ohne Kenntnis der Grundlage auf-

[1]) Die nachstehenden Ziffern geben einen Begriff von dem Umfang der lutherischen Kirche in Amerika: Nach dem „Lutheran Church Almanach" zählt die lutherische Kirche in Amerika 62 Synoden; davon sind 15 unabhängig, die übrigen gehören den vier größeren Verbindungen an: Generalkonzil, Synodalkonferenz, Generalsynode und Vereinigte Synode des Südens. Es werden ferner gezählt: 7080 Pastoren, 11,678 Gemeinden und 1,728,810 kommunionfähige Glieder; 4478 Gemeindeschulen, 6104 Sonntagschulen. Es sind 116 Anstalten für höhere Erziehung vorhanden, darunter 23 theologische Seminarien mit 905 Studenten; 50 Colleges mit 8833 Studenten, 32 Akademien mit 2962 Studenten und 11 Colleges für junge Damen mit 1095 Studentinnen. 898 Professoren unterrichten an diesen Anstalten. An Wohlthätigkeitsinstituten sind vorhanden 43 Waisenhäuser, 18 Altenheime, 19 Hospitäler, 11 Emigranten- und Seemannsmissionen und 8 Diakonissenhäuser.

Digitized by Google

wachsen lassen, auf der sich die moderne Menschheitsgeschichte erhebt.

Wie weit die deutsche protestantische Kirche auf ihre amerikanische Schwester eingewirkt hat, vermag ich nicht zu entscheiden. Auch hier scheint mir der Einfluß der deutschen Universitäten auf einige der amerikanischen Kirchengemeinschaften, bei denen von freier theologischer Wissenschaft überhaupt die Rede sein kann, größer zu sein, als die Anregungen, die von deutschen Kreisen in Amerika ausgingen. Denkt man sich die still wärmende Poesie des Weihnachtsbaumes hinweg, die von der deutschen Kirche in die englische verpflanzt wurde, so hat sich in diese weder deutsch religiöses Empfinden noch Denken übertragen. Auch das hat seine tieferen Gründe. In der deutschen Kirche, der reformierten wie der lutherischen, ist Luthers und Melanchthons Geist noch lebendig, der bei tiefster Frömmigkeit menschlicher Freude und menschlichem Genusse nicht feindlich war und in Wissenschaft, Poesie und Musik die schönsten Güter der Menschheit verehrte. Ueber der englischen Reformation haben andere Sterne gewaltet: asketische Strenge, düsterer Ernst und eine Unfreiheit des Denkens, für die es eigentlich keine Wissenschaft gibt. Nichts von dem milden Geiste schöner deutscher Menschlichkeit, der zugleich „ganz frei und ganz fromm" sein kann. Auf diesem tiefen Unterschiede deutschen und anglokeltischen Geistes, auf dem Unterschiede gänzlich verschiedener Weltanschauung auch in religiösen Dingen beruht der Unterschied zwischen englischem und deutschem Protestantismus. Dieser wird und muß bestehen, so lange es deutsch denkende und fühlende Gemüter in Amerika gibt, sein Untergang käme einem allgemeinen Unheil gleich. Amerika wäre dann nur ein größeres England, was zu verhüten die weltgeschichtliche Aufgabe der eingewanderten Deutschen ist.

Denn weder die englische Bildung noch die englische Weltanschauung bietet uns einen Ersatz, wofür wir Deutsche Bildung und Weltanschauung eintauschen möchten. Oder wäre es jene auch nur wert, daß wir unsere deutsche Musikfreude aufgeben? Wir dürfen von uns sagen, daß wie die deutsche Poesie, so auch die deutsche Musik mit uns in die neue Welt gewandert ist. Noch haben wir das Manuskript, in das Kelpius am Anfang des 18. Jahrhunderts mit zierlicher Hand die selbst komponierten Melodien zu seinen geistlichen Liedern eingetragen hat, die er mit seinen mystischen Brüdern zu singen pflegte. Später waren es die Herrnhuter, die in ihren Niederlassungen der Musik zu kirchlichen Zwecken wie als Kunst die größte Pflege widmeten. Schon beim Weihnachtsfest des Jahres 1743 erklangen in ihrer Kirche zu Bethlehem in Pennsylvanien Violinen, Bratschen, Gamben, Flöten und Waldhörner, und im Jahre 1811 wurde in demselben Städtchen Haydns Schöpfung aufgeführt, lange bevor man sich sonstwo in Amerika an das Werk heranwagte. Die gebildeten Einwanderer der dreißiger Jahre brachten dann die Gesangvereine mit sich und

Digitized by Google

die Sängerfeste, die, wie die Schützenfeste, aus dem Volk entstanden, damals in der Heimat die deutsche Einheit vorbereiten halfen. So entstand schon im Jahre 1835 der „Männerchor" von Philadelphia, der noch heute blühende Pionier unter den Gesangvereinen Amerikas, und ihm folgten dann der „Liederkranz" in Baltimore 1836, der „deutsche Gesangverein" in Cincinnati 1838 und eine Reihe ähnlicher Vereine in vielen Städten des Ostens und Westens. Welche segensreichen Wirkungen von den weitverbreiteten Gesangvereinen und den Sängerfesten — das erste 1849 in Cincinnati — ausgegangen sind, läßt sich in wenigen Worten gar nicht ausdrücken. Das deutsche Lied hat uns die heiligsten Güter unseres Volkstums im lebendigen Gedächtnis erhalten und die fremde Welt zur zweiten Heimat gemacht. In die graue Nüchternheit des amerikanischen Lebens aber hat die Musikpflege der Deutschen erst tröstenden Sonnenschein geworfen.

Es gab wohl in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts kein Kulturvolk, das in musikalischen Dingen barbarischer gewesen wäre als das amerikanische. Wie häufig sind nicht die Klagen gebildeter Deutscher über die fürchterlichen Ohrenmartern, die von Negern oder Irländern verübt, als Musik betrachtet wurden. Der Musikant gehörte den meisten Amerikanern unter die Spaßmacher, und als solche wurden zuerst auch die deutschen Sänger gar oft verachtet. Aber langsam hat die deutsche Musik wie unsere Dichtung, ja noch in größerem Umfang wie diese, als eine Offenbarung gewirkt auf das amerikanische Volk. Sie hat das verkümmerte, nur in der Form wilder, religiöser Extase ausbrechende Gefühlsleben geweckt und menschlich geläutert und in das Leben, das sich zwischen rastloser Arbeit und gemeinem Genuß bewegte, die poetische Festfreude des Deutschen gebracht, die ihren schönsten Ausdruck im Gesang findet.

Ihren eigentlichen Siegeszug trat die deutsche Musik am Ende der fünfziger Jahre an, als Karl Anschütz, gleich bedeutend als Dirigent und Lehrer — die Patti war seine Schülerin — nach New York übersiedelte. Ein bahnbrechender Pionier hat er das Verdienst, die deutsche Oper in Amerika eingeführt und hier die erste Vorstellung von Wagners Tannhäuser gegeben zu haben.[1]) In seinen Spuren folgten dann, um nur die bedeutendsten Namen zu nennen, Theodor Thomas, Leopold Damrosch und Anton Seidl. Dem Einfluß dieser Männer und dem Wirken der ungezählten Schar deutscher Musiker ist es zu verdanken, wenn heute Amerika zu den musikpflegenden Ländern der Welt zählt.

Auch die Dichtung ist mit dem Deutschen in die Fremde gezogen und hat ihm in der Stille des Urwalds wie im Lärm des fremden Lebens tröstend und erhebend zur Seite gestanden. Von den dichterischen Versuchen in den religiösen Kreisen des 18. Jahr-

[1]) 1859.

Digitized by Google

hunderts ist schon die Rede gewesen. Mit den vielen hochgebildeten Männern kamen dann im 19. Jahrhundert nicht wenige von poetischer Begabung — Reimer und Versschmiede kommen nicht in Betracht —, deren Schaffen uns einen Blick gewährt in die Seelenverfassung des ausgewanderten Deutschen. Vorzüglich ist es die Lyrik, die die meisten im Anschluß an die gerade im Vaterlande herrschende Art des Gesanges pflegen. Deshalb lassen sich die Dichter auch nach den verschiedenen Schichten der Einwanderung und den in diesen vorherrschenden Stimmungen einteilen.

Aber unter den Dichtern selbst ist kein weiterer Zusammenhang, keine Einwirkung früherer auf spätere. Auch in der deutsch-amerikanischen Literatur gibt es keine geschichtliche Entwicklung, kein selbständiges Leben, weil dieses nur durch die Folge der Generationen fortgeführt wird und in Amerika meist schon das zweite Geschlecht ins englische Lager übergeht. Daher bei aller persönlichen Verschiedenheit der Dichter eine erstaunliche Gemeinsamkeit der Motive, muß doch jeder Neueingewanderte den Erfahrungskreis der früheren wieder durchlaufen.

Nur da, wo die Muttersprache in steter Gefahr ist, vergessen zu werden, wird ihr Preis so oft und so innig erklingen wie bei den deutschen Dichtern Amerikas. Ihren klassischen Ausdruck hat die Mahnung, das herrliche Gut der Sprache zu erhalten, in F. C. Castelhuns[1]) schönem Gedicht gefunden:

Pflegt die deutsche Sprache,
Hegt das deutsche Wort;
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort.
Der so viel des Großen
Schon der Welt geschenkt,
Der so viel des Schönen
Ihr ins Herz gesenkt.

Aber der Sprache und ihrer Schätze gedenken die Dichter nicht, ohne Klage um die verlorene deutsche Heimat laut werden zu lassen:

In stiller Nacht, im süßen Traum,
Was klagst du, Herz, so schwer,
Nach jenem glückumhegten Raum
Der Kindheit über'm Meer?
Ach! Lerchensang, der Fluren Pracht,
Wie winken sie bekannt!
Und deiner Wälder Segennacht,
Mein deutsches Vaterland!

Nie vielleicht hat das Heimweh des ausgewanderten Deutschen rührendere Laute geredet als in dem ergreifenden Gedichte von Konrad Krez (1828—97) „An mein Vaterland“:

[1]) Unter den lebenden deutsch-amerikanischen Dichtern ist F. C. Castelhun fraglos der bedeutendste. Seine Gedichte (Zürich und Milwaukee 1901) zeichnen sich durch Gedankenreichtum, mannhafte deutsche Gesinnung und edle Form aus.

Digitized by Google

Land meiner Väter! länger nicht das meine,
So heilig ist kein Boden, wie der deine.
Nie wird dein Bild aus meiner Seele schwinden,
Und knüpfte dich an mich kein lebend Band,
Es würden mich die Toten an dich binden,
Die deine Erde deckt, mein Vaterland.

Wohl hören wir auch den Preis der neuen Heimat, ihrer Freiheit und ihrer herrlichen Natur, aber nicht vielen Dichtern ist sie heimlich und traut, wie die alte, an die Seele gewachsen. Und horchen wir genauer zu, dann offenbart sich uns der tiefste Schmerz des Ausgewanderten. So in dem Sonett „Auswanderers Schicksal" von Julius Dresel (1816—91):

Wohl mag die Jugend sich in Hoffnung wiegen,
Die ahnungsvoll, wie märchenhaft Geläut'
In Träumen uns auf ödem Pfad erfreut,
Wenn wir vom Vaterhaus ins Weite fliegen.

Du gehst und ringst, um spät vielleicht zu siegen,
Wars denn dein Himmel, was die Fremde beut? —
Du flohst die Heimat — ach! und kehrst du heut',
Wo schlägt ein Herz, dich warm noch anzuschmiegen? —

Ich möchte lieber drum im Vaterland,
Seis nur ein eng bescheiden Los erwerben,
Doch mir die Seel im Hauch der Heimat baden.
Als schwer mit Schätzen einer Welt beladen,
Getrennt auf ewig, dort am fernen Strand,
Sehnsucht im Herzen, in der Fremde sterben.

Die erschütternde Tragik der Heimatlosigkeit spricht aber noch ergreifender zu uns aus dem Gedichte „Vaterlandslos" von Julius Gugler, einem Künstler, der schon im sechsten Lebensjahre mit seinen Eltern nach Amerika kam:

Als väterliche Führung mich und Schicksal
Vor langer Zeit nach diesem Land geleitet,
Und eingepflanzt in diese Erde ward
Das zarte, deutsche Reis, damit es froh
Aus seinem jungen Freiheitsboden sauge
Was Kräftiges in ihm sich bergen mochte,
Da ahnte elterliche Fürsorg' nicht,
Was in dem Keime Eigenart'ges schlief,
Und daß urdeutsch und unveränderlich
Sein Wesen stets sich offenbaren müßte.

Er fühlt es, der Baum ist deutsch geblieben. Die Lust am Fabulieren und die selbstlose begeisterte Hingabe an das Ideal konnte das neue Land nicht in ihm tilgen.

Und dennoch, Deutscher kann ich nicht mehr sein
Nach jenem überkommenen Gefühle.

Seine Liebe gilt dem Lande der Freiheit, worin er sich nach seines Wesens Art frei entwickeln konnte, dem Lande, das sich ewigen Ruhm im Kampfe um die Menschenrechte erworben hat.

Digitized by Google

Doch in dem Blute deiner Eingebornen (der Amerikaner)
Da gärt ein gift'ger Tropfen und vergällt
Des angenomm'nen Sohnes Kindesliebe.
So groß dein Geist ihn schuf in großen Zügen,
So klein ist deines Schollenbürgers Sinn
In Dingen, deren Wesenheit ihm fremd. —
Im engern Haushalt seines Denkens zieht
Er scharfen Unterschied, und teilt geschäftig
Den einen, der von seiner Art und Ansicht,
Von jenem, der von fremdem Blute ist.
So liebt *im Herzen* er, und nimmt als voll
Nur den, der ganz nach seinem Ebenbilde,
Der seiner Schwächen kleinste mit ihm teilt.

Ihm gilt es nichts, daß ich und tausend and're,
Die meines Ursprungs sind, in Sturmestagen
Treu ihm zur Seit' gelitten und gehofft!
Er sah es nicht, als dann bei Sieg und Fest
Das volle Herz, nicht weniger als seines,
Aufjubelte im hellen Dankgefühle.
Und öfters nicht, als ich, verbrannte er
Das mitternächt'ge Oel besorgten Sinnes
Um der errung'nen Freiheit Fortbestand,
Und dennoch ist er nicht gesonnen, mich
Als seinesgleichen, seines Werts zu achten.
Weil ich das deutsche Wort nicht abgeschworen,
Weil noch mein Mund die deutschen Laute singt,
Weil jene Runenspur nicht weichen will,
Die mein Geburtsland mir ins Herz gezogen.

Ich soll ihn lieben! — Doch der scheue Quell
Springt aus dem männlich starren Felsen nur,
Wenn einst der Mosesstab der Gegenliebe
Sympathisch seinen Sprudel weckt. Doch er
Verleugnet mich. Wenn immer er im Geiste
Zum reichen Gastmal der Nation sich setzt,
Dann rühmt begeistert er des Landes Größe
Und die Gebilde, die sein Schoß geboren,
Beglückt schaut er die Früchte seines Wirkens
Und schwelgt in den erworbenen Genüssen,
Indes der „fremde" Bruder, der mit ihm
Ein gleiches Erbteil hat an allen Schätzen,
Der Hand in Hand mit ihm das Werk geschaffen,
Sich mit den Brosamen begnügen muß,
Die spärlich von des Reichen Tische fallen. —

Du Geist des herrlichsten Gebiets auf Erden,
Du wolltest nicht, daß man dich also deute,
Und rufen hör' ich trostvoll deine Stimme:
„Nicht lieber ist als Sohn der and're mir
Als du, drum trage hoch das Haupt und ford're
Dein gutes Recht! — Nicht schmäler ists als sein's."
Und unterm Klange deiner Vaterstimme
Vermag oftmals den Tort ich zu vergessen,
Doch deine Meinung ist es nicht, die gilt:
Der Geist des andern herrscht im weiten Land.

Digitized by Google

Wohl flüstert dann Vernunft mir tröstend zu:
„Allüberall, wo gute Menschen sind,
Blüht Liebe dir und ist dein Vaterland!“ —
Doch anders will's das Herz, das heimatfrohe!
Wenn oft der Geist zu wähnen sich vermaß,
Just groß genug für ihn sei eine Welt,
Dann drängt das Herz in stillen Stunden mich
Zurück nach einem engen Heimatland,
Nach einem Volk, mit deß Geschick und Streben
Es sich verwachsen fühlt mit allen Fibern.
Und dieses Volk bist du, auf dessen Scheitel
Die Abendsonne lieberoll verweilt,
Wenn schon in Nacht die alte Welt gesunken, —
Auf dessen freie Stirn ein güt'ger Gott
Der em'gen Jugend leuchtend Mal gedrückt.
Das Volk, dem ich entstammt, hat mich vergessen,
Bei dir nur sucht das Herz sein Heimatland,
Doch deine Liebe hat es nie besessen
Und kühl nur reichst du ihm die Bruderhand.

III. Schluß.

Freilich kommt nicht allen ausgewanderten Deutschen der Zwiespalt in ihrem Wesen so klar zum Bewußtsein, wie dem gebildeten Verfasser unseres Gedichtes. Die meisten erliegen unbewußt oder gar willig dem Assimilationsprozeß, in den jeder Deutsche in Amerika mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes gezogen zu werden scheint. Denn ein Deutscher im Sinne der im Vaterland Zurückgebliebenen ist keiner mehr, der längere Zeit in der neuen Welt gelebt hat. Diesen Prozeß der Amerikanisierung aber in seinem Maße und Umfang wenigstens anzudeuten, ist nötig, um sich über die Aussichten des Deutschtums in Amerika klar zu werden.

Unter den Lebensmächten, die umwandelnd auf den amerikanischen Deutschen einwirken, kommt die Politik nur wenig in Betracht. Mit ganz geringen Ausnahmen vollzieht sich sein Uebergang in die Republik als selbstverständlich, so selbstverständlich, daß die Erlangung des amerikanischen Bürgerrechtes keinen Wechsel seiner sonstigen Anschauungen für ihn bedeutet. Er hört damit jedenfalls nicht auf, Deutscher zu sein, denn für die wenigsten Auswanderer ist der Begriff Deutscher identisch mit dem der Reichsangehörigkeit. Der junge amerikanische Bürger glaubt vielmehr, daß er dieselben politischen Rechte wie jeder andere Amerikaner als Deutscher besitze, so gut wie Tausende seiner Landsleute vor ihm. Er ist mit Stolz und Begeisterung deutscher Bürger der Vereinigten Staaten, daß aber die Zugehörigkeit zur amerikanischen Staatsform zugleich auch die Forderung stelle, seinen alten deutschen Menschen aus- und einen neuen amerikanischen Menschen anzuziehen, kommt namentlich dem gebildeten Deutschen als unverschämte, weil unmögliche Zumutung vor. Und geradezu lakeien-

Digitized by Google

haft mutet es diesen an, wenn gewisse Deutsche ihren amerikanischen Mitbürgern bei jeder Gelegenheit untertänigst glauben versichern zu müssen, daß sie politisch in erster Linie Amerikaner seien. Als ob sich das seit 200 Jahren nicht von selbst verstände!

Auch die amerikanische Kirche hat direkt nur wenig umwandelnden Einfluß auf die Deutschen. Dieser ist entweder „freisinnig" und gehört zu gar keiner Kirche oder er schließt sich einem der deutschen Kirchenkörper an. Daneben ist nicht zu übersehen, daß größere amerikanische Kirchengemeinschaften „Missionen" unter den Deutschen errichtet haben mit dem ausgesprochenen Zweck, diese auch zu amerikanisieren.

Welch unwiderstehlichen Einfluß auf die Amerikanisierung der deutschen Jugend die amerikanische Volksschule ausübt, haben wir schon gesehen. Neben dem „patriotischen" Unterricht wirken hier heimlich noch andere Mächte vernichtend auf das Deutschtum. Mit brennender Schrift werden den Kindern deutscher Abkunft die Hohnworte Dutch, Dutchman und foreigner von ihren Schulkameraden in die Seele geätzt. Im Auftreten, Gebahren und selbst in der Kleidung darf dem deutschen Kinde nichts Unterscheidendes bleiben. Und was hier bei den Kleinen zerstörend arbeitet, verfehlt seine Wirkung auch bei den Großen nicht. Nirgends wohl herrscht bei aller sonstigen Freiheit und Ungebundenheit so viel Tyrannei des Herkommens, der Mode und anderer lächerlicher Kleinigkeiten, als in Amerika. Diese rücksichtslose Gleichmacherei, diese geistverlassene, trostlose Pedanterie der öffentlichen Meinung mag, wie so manches andere, zu den erhaltenden Kräften der unfertigen Demokratie gehören, die der Gebildete verachtet; ihrem Einfluß entzieht sich jedoch so leicht niemand. Es war die Sitte bei den Indianern, zuweilen gefangene Weiße in ihren Stamm aufzunehmen, indem sie ihnen sämtliche Haare bis auf die Skalpierlocke ausrupften, ihnen Nase und Ohren durchbohrten, das Gesicht bemalten, sie unters Wasser tauchten und dann in feierlicher Sitzung erklärten, jeder Tropfen weißen Blutes sei nun weggewaschen. Aehnlich freundliches Verfahren erlebt der Deutsche im Amerikanisierungsprozeß.

Auch die gleichmäßig gesprochene, der Dialektfarbe fast ganz entbehrende englische Sprache wirkt in gleicher Richtung tyrannisch abgleichend. Daß der Deutsche das Englische beherrschen muß in einem Lande, wo diese Sprache für immer die herrschende sein wird, versteht sich ganz von selbst, und eine deutsche Schule in Amerika, die das Englische vernachlässigte, hat keine Existenzberechtigung. Aber wie viel Tausende von Deutschen behängen sich, ohne Not, um nur als Amerikaner zu erscheinen, mit den elenden Lappen eines erbärmlichen Englisch! Und wie viel Tausende von deutschgeborenen Kindern haben das Deutsche überhaupt auf die Seite geworfen, weil sie dies nur im Dialekt ihrer Eltern kannten, dessen sie sich, von dem gleichmäßig gesprochenen Englisch beein-

Digitized by Google

flußt, als weniger vornehm schämten! Unsere das Englische radebrechenden Landsleute sind jedoch nicht die einzigen Karikaturen des Amerikanisierungsprozesses. Sie existieren in allen Schattierungen, zur Freude der Witzblätter, in den verschiedensten Lebenskreisen, aber am häßlichsten erscheinen sie doch, wenn sie die Muttersprache verleugnen. Nur der gebildete Deutsche, der vom geistigen Werte seines Volkstums tief durchdrungen ist, wird dem inneren Verwandlungsprozeß am längsten widerstehen, so viel er sich auch von den besten Eigenschaften des Amerikaners — und ihrer sind viele — aneignen mag.

Was von den Deutschen im Laufe ihrer amerikanischen Geschichte geschehen ist, den hier kurz geschilderten Amerikanisierungsprozeß aufzuhalten oder zu schwächen, habe ich in der geschichtlichen Skizze berichtet. Vielleicht hat sich aus dieser auch schon ergeben, daß neben jenem Prozeß, der das Deutschtum aufzulösen scheint, ein anderer Prozeß hergeht, der nicht weniger mit der Gewalt eines Naturgesetzes wirkt.

Die Furcht, die Benjamin Franklin vor der Germanisierung Amerikas hegte, ist nicht ohne Grund gewesen, und wenn das amerikanische Leben heute ein anderes Gesicht trägt wie in seinen Tagen, dann ist dies in erster Linie dem Einfluß der Deutschen zuzuschreiben. Schon vor zwanzig Jahren hat der hochverdiente Gelehrte und Diplomat Adrew D. Withe in einer ausgezeichneten Rede die „Einwirkung des deutschen Geistes" auf die Vereinigten Staaten gepriesen. Deutsche Bildung und deutscher Geist sind die Schutzwehr der Freiheit, klingt deutlich aus seiner geschichtlichen Betrachtung hervor. Und der Einfluß deutschen Geistes ist seither mit dem Aufschwung der amerikanischen Universitäten noch gestiegen. Es gibt heute kein Gebiet im höheren amerikanischen Geistesleben, das nicht von deutschem Einfluß durchtränkt und bestimmt wäre. Was will im Angesicht dieser Tatsache das deutschfeindliche Preßgeheul oder das sentimentale Geschwärme unwissender Anglomanen? Was will der krampfhafte Versuch englischer Wanderredner, die amerikanische Jugend mit dem Sirenenlied der Rhodesschen Stipendien (Rhodes scholarships) in die Geistesöde von Oxford und Cambridge zu locken? Für den denkenden, mit der Geschichte seines höheren nationalen Geisteslebens vertrauten Amerikaner gibt es zwischen englischen und deutschen Universitäten heute keine Wahl mehr. Nicht England, sondern dem durch Blutsbande, wie durch gemeinschaftliches höchstes Geistesstreben eng verbundenen deutschen und amerikanischen Volke ist der Kulturfortschritt der Menschheit in der Zukunft anvertraut. Und die Hüter dieser heiligen Freundschaftsbande sind die Deutschen Amerikas. Wehe dem Politiker, der sie mit frivoler Hand zerreißen und Feindschaft oder gar Krieg säen wollte!

Und im Lichte dieser Wahrheit dürfen wir auch einen Blick in die Zukunft des amerikanischen Deutschtums wagen. Als

Digitized by Google

selbständiges Volkstum, das lehren uns schmerzlich die vorstehenden Blätter auf jeder Seite, wird das Deutschtum in Amerika keinen bleibenden Bestand haben. Auch die Sprache wird ihm nur so lange mühsam erhalten bleiben, als sie in der Schule und in der Kirche für das nachwachsende Geschlecht mühsam gepflegt wird. Wie sich das Deutschtum im Grunde bisher nur durch den fortwährenden Nachschub der Einwanderung am Leben erhalten hat, so wird sein Schicksal besiegelt sein, sobald diese aufhören oder nur auf verschwindende Ziffern sinken sollte. Hat sich doch der gewaltige Abfall der deutschen Einwandererzahl während der letzten zehn Jahre schon auf allen Lebensgebieten fühlbar gemacht und keine Phrase darf uns hier über den allgemeinen Rückgang trösten wollen.

Wird es so das Geschick des Deutschtums sein, im stillen oder offnen Kampf mit dem amerikanischen Volkstum zu unterliegen, dann eröffnet sich ihm doch die Aussicht auf bleibenden Bestand an der Stelle, auf die ich vorhin schon hindeutete. Im Zusammenhang mit dem steigenden Einfluß Deutschlands auf das höhere Geistesleben in Amerika hat hier das Studium der deutschen Sprache und Literatur während der letzten zwanzig Jahre einen ungeahnten Aufschwung genommen. Nicht nur, daß es heute keine höhere Unterrichtsanstalt in den Vereinigten Staaten mehr gibt, wo das Studium des Deutschen nicht gepflegt würde, sogar in die Vorbereitungsschulen dringt es, zum Schrecken der Klassikerzunft, immer weiter vor. Wem es vergönnt ist, die amerikanische akademische Jugend zu den Schätzen der deutschen Literatur zu führen und die Begeisterung zu gewahren, die diese Schätze wecken, der weiß, daß es nicht Modesache ist, der er dient. Er fühlt, dahinter steht die Ahnung oder die bewußte Erkenntnis, daß nur der deutsche Geist dem zum Höchsten aufstrebenden amerikanischen Volke Befreiung bringen und den rechten Weg zur Weiterentwicklung zeigen kann.

Hier aber begegnen sich die besten Bestrebungen des amerikanischen Volkstums mit dem, was der ausgewanderte Deutsche als seinen höchsten Besitz preist. Denn was diesen an sein Volk fesselt, ist nicht diese oder jene Scholle des alten Vaterlandes, auch nicht diese oder jene Aeußerlichkeit, die der Philister für deutsch hält, sondern eben jene Geistes- und Kulturgüter, die auf seinen amerikanischen Mitbürger wie eine Offenbarung wirken. Und er weiß, daß deutsche Bildung und deutscher Geist die Schutzwehr der amerikanischen Freiheit sind. Nur da, wo es in der deutschen Familie, wo es in der deutschen Schule gelingt, den Wert jener Güter zum stolzen Gefühl zu erheben und diese selbst zum lebendigen, unveräußerlichen Besitz zu machen, wird auch die Muttersprache bleiben und damit das Beste unseres Volkstums. Denn an diesem Besitz allein wird nicht nur der oberflächliche Amerikanisierungsprozeß scheitern, sondern in ihm finden sich Deutsche und Amerikaner wie auf gemeinsamem höheren Boden. Kann es doch der gebildete

Digitized by Google

Amerikaner, der sich mit Opfern an Geld und Mühe zur Kenntnis des Deutschen durchgerungen hat, gar nicht verstehen, wie der Deutsche das ererbte Gut seiner Sprache so leichtsinnig von sich werfen kann.

Freilich wird man mir hier einwerfen, daß es doch immer nur verhältnismäßig wenige sein werden, denen es vergönnt ist, die deutsche Sprache und Literatur im angedeuteten Sinne zu pflegen, daß aber die große Masse der Deutschen ihres Volkstums dennoch verloren gingen. Leider hat sich aus meiner geschichtlichen Betrachtung ergeben, daß dieser Einwand nur zu berechtigt ist. Ja, hätten die Massen der auswandernden Deutschen aus den Schulen der Heimat eine vertrautere Kenntnis ihrer Muttersprache und Literatur und ein lebendigeres Gefühl von der Bedeutung und Größe ihres Volkstums mitgebracht, dann stünde es anders. Wie oft, viel hunderte Mal, habe ich es nicht erlebt, daß den Nachkommen von Deutschen erst auf amerikanischen Universitäten aufging, was ihre Eltern und Voreltern an ihnen bewußt oder unbewußt sündigten, indem sie die Schätze deutscher Sprache und Literatur entweder verachteten oder gar nicht kannten.

Aber es lebt doch wenigstens eine Ahnung vom Werte ihrer Sprache und ihres Volkstums in weiten Kreisen der Ausgewanderten. Ihr schlummerndes Selbstgefühl zu wecken, sie zum Verständnis des idealen Wertes ihrer Sprache und Literatur zu erziehen, ist Aufgabe der Wenigen, die zu diesem Selbstgefühl und Verständnis durchgedrungen sind. Ich habe schon vorher bemerkt, daß sich die Erhaltung der Sprache und der idealen Güter unseres Volkstums nicht spielend erreichen läßt in fremder Umgebung, sie bedeutet Arbeit, Hingebung, Opfer. Und diese ihrem Volkstum zu leisten, fällt den berufenen — es gibt auch unberufene — Vertretern der deutschen Sprache und Literatur an unsern amerikanischen Universitäten, fällt den gebildeten Lehrern des Deutschen in den niederen Schulen, fällt den deutschen Predigern aller Konfessionen, ja allen gebildeten Deutschen zu.

Vor allem gilt es, das geschichtliche Bewußtsein, das sich seit den letzten 20 Jahren zu regen beginnt, zu fördern, zu vertiefen und zu verbreiten. Nur in den seltensten Fällen weiß der Deutsch-Amerikaner heute mehr als das Dürftigste über die Vergangenheit seines Volkstums in Amerika. Dieser Mangel an geschichtlichem Rückhalt, dies Gefühl nur von „Gestern" zu datieren inmitten des selbstbewußten, auf seine Geschichte stolzen Amerikanertums, hat nicht wenig dazu beigetragen, ihn entweder diesem schnell zu assimilieren oder ihn sich mit seinen ähnlich geschichtlos fühlenden Landsleuten absondern zu lassen. Welchen Schaden aber den Deutschen ihre Abschließung vom nationalen amerikanischen Leben gebracht hat, das zeigt am besten die armselige Rolle, die sie im amerikanischen Staatsleben gespielt haben. Freilich ist daran auch nicht wenig ihre innere Zersplitterung und ihre fluchwürdige Uneinigkeit

Digitized by Google

schuld. Aber was wollen die paar deutschen Kongreßmitglieder und Senatoren, die man im Laufe eines Jahrhunderts wählte, im Vergleich zu der Masse der deutschen Stimmgeber? Was will es bedeuten, damit zu prunken, daß Karl Schurz einmal Staatssekretär des Innern war, ein Mann außerdem, der für die Sache des klug von ihm benutzten Deutschtums nie etwas übrig hatte, als schadlose Redensarten? Anstatt mitzuherrschen ist der Deutsche im Laufe seiner amerikanischen Geschichte fast immer der Beherrschte gewesen.

Seit dem großen Pionier-Jubiläum, das auf Anregung Oswald Seidenstickers im Jahre 1883 zum Gedächtnis der Ankunft von Pastorius in Philadelphia gefeiert wurde, hat sich der Deutsche besonnen, daß er auch eine Vergangenheit in Amerika habe. Das Fest ist seitdem in vielen Städten unter dem Namen „Deutscher Tag" mit großer Begeisterung wiederholt worden, auch haben sich, wie schon berichtet, in manchen Teilen Amerikas Gesellschaften zur Erforschung der Geschichte der Deutschen gebildet. Wenn es sich dabei auch vielfach nur um Dilettantenarbeit handeln kann, so wird durch sie doch wenigstens das geschichtliche Interesse immer weiter getragen. Durch die Kenntnis seiner amerikanischen Geschichte wird aber der Deutsche nicht nur sein Selbstgefühl stärken, er wird daraus auch lernen, was Andersdenkende und Andersglaubende, wie er, für dieselbe deutsche Sache getan haben; er wird sich mehr und mehr von dem Fluche landsmannschaftlicher und religiöser Zersplitterung befreien und in den idealen Gütern des Deutschtums das einigende Band finden lernen. Hier aber möchte ich der deutschen Geschichtschreibung im alten Vaterland eine alte Schuld ins Gedächtnis rufen. Sie hat sich, wie die Heimat überhaupt, fast nicht um die Schicksale ihrer ausgewanderten Volksgenossen gekümmert. Und doch! welche Probleme sind in deren Geschichte noch zu lösen! Was würde es für uns nicht bedeuten, wenn die in Deutschland noch verborgenen Quellen der Auswanderungsgeschichte ans Licht gefördert und die zahllosen Wechselbeziehungen zwischen beiden Ländern klargelegt würden! Wie würde uns schließlich die Teilnahme stärken, die damit unsern Schicksalen wie unserm Streben entgegengebracht würde! Denn immer mehr, das darf ich prophezeien, wird Deutschland sich in Zukunft mit Amerika zu beschäftigen haben!

Dem erwachenden geschichtlichen Sinn und dem erstarkenden Einheitsgefühl der Deutsch-Amerikaner ist auch die jüngste Einheitsbewegung, der „Deutsch-amerikanische Nationalbund" entsprungen. Der Gedanke, das amerikanische Deutschtum auf Grund der zahllosen übers ganze Land verbreiteten Vereine zu organisieren, tauchte zuerst in Pennsylvanien auf. Hier, wo die geschichtlichen Erinnerungen am stärksten wirken, und die deutschen Traditionen am längsten und treuesten bewahrt geblieben sind, waren die deutschen Vereine schon im Jahre 1899 zu einem Staatsverband

Digitized by Google

zusammengetreten. Daraus ergab sich denn bald der Plan, das ganze Deutschtum Amerikas in ähnlicher Weise zusammenzufassen. Ich lasse hier die „Grundsätze und Verfassung" des Verbandes folgen, die Geist und Zweck der jungen Bewegung charakterisieren mögen:

„Der deutsch-amerikanische Nationalbund der Vereinigten Staaten von Nordamerika besteht aus Staatsverbänden deutscher Vereine, Logen und Klubs.

„Der Bund erstrebt das Einheitsgefühl in der Bevölkerung deutschen Ursprunges in Amerika zu wecken und zu fördern, zu nützlicher, gesunder Entwicklung, der, wenn zentralisiert, ihr innewohnenden Macht, zum gemeinsamen, energischen Schutze solcher berechtigten Wünsche und Interessen, die dem Gemeinwohle des Landes und den Rechten und Pflichten guter Bürger nicht zuwider sind; zur Abwehr nativistischer Uebergriffe; zur Pflege und Sicherung guter, freundschaftlicher Beziehungen Amerikas zu dem alten deutschen Vaterlande. Was die deutsche Einwanderung zur Förderung der geistigen und wirtschaftlichen Entwicklung dieses Landes beigetragen und ferner beizutragen berufen ist, wie sie allzeit in Freud und Leid treu zu ihm stand, das beweist und lehrt seine Geschichte.

„Der Bund fordert deshalb volle, ehrliche Anerkennung dieser Verdienste und bekämpft jedweden Versuch zur Schmälerung derselben! Allezeit treu dem Adoptiv-Vaterlande, stets bereit, das Höchste einzusetzen für dessen Wohlfahrt, aufrichtig und selbstlos in der Ausübung der Bürgerpflichten, den Gesetzen untertan — bleibt auch ferner die Losung! Er beabsichtigt keine Sonderinteressen, keine Gründung eines Staates im Staate, erblickt aber in der Zentralisierung der Bevölkerung deutschen Ursprungs den kürzesten Weg und die beste Gewähr für die Erreichung seiner in dieser Verfassung klargelegten Ziele; er fordert deshalb alle deutschen Vereinigungen auf — als die organisierten Vertreter des Deutschtums — für seine gesunde kräftige Entwicklung mitzuwirken und befürwortet deshalb ferner die Bildung von Vereinigungen zur Wahrung der Interessen der Deutsch-Amerikaner in allen Staaten der Union, zu schließlicher Zentralisierung derselben zu einem großen deutsch-amerikanischen Bunde, und macht es allen deutschen Vereinigungen zur Ehrenpflicht, der Organisation in ihrem Staate beizutreten. Der Bund verpflichtet sich, mit allen verfügbaren gesetzlichen Mitteln unentwegt und jederzeit einzutreten für die Erhaltung und Verbreitung seiner Prinzipien, zu ihrer kräftigen Verteidigung wo und wann immer in Gefahr; er stellt zunächst die folgende Plattform auf:

1. Der Bund — als solcher — enthält sich der Einmischung in die Parteipolitik, jedoch unbeschadet des Rechtes und der Pflicht zur Verteidigung seiner Grundsätze auch auf dem politischen Gebiete, sollten dieselben durch politische Angriffe oder Maßregeln behelligt oder gefährdet werden.

Digitized by Google

2. Fragen und Sachen der Religion sind strengstens ausgeschlossen.
3. Er empfiehlt die Einführung des Unterrichts der deutschen Sprache in öffentliche Schulen auf der folgenden breiten Grundlage: Neben der englischen bildet die deutsche Zunge die Weltsprache, in den entferntesten Winkeln der Erde, wohin die Pioniere der Civilisation, des Handels und Verkehrs gedrungen, finden wir die Völker beider Zungen vertreten; wo allgemeinere, eigene Kenntnis herrscht, bildet sich leichter selbständiges, klares und vorurteilsfreies Verständnis und fördert so wechselseitige, freundschaftliche Beziehungen.
4. Wir leben in dem Zeitalter des Fortschritts und der Erfindungen; rasch ist das Tempo dieser Zeit, unerbittlich sind die Ansprüche, die es an den Einzelnen stellt; die damit verbundene körperliche Anspannung steigert die Ansprüche an die körperliche Kraft; ein gesunder Geist sollte in einem gesunden Körper wohnen! Auf dieser Grundlage erstrebt der Bund die Einführung eines systematischen und zweckdienlichen Turn-Unterrichts in den öffentlichen Schulen.
5. Er erklärt sich ferner für die Befreiung der Schule von der Politik, denn nur ein von politischen Einflüssen freies Erziehungswesen kann dem Volke wahre Lehranstalten bieten.
6. Er fordert alle Deutschen auf, das Bürgerrecht zu erwerben, sobald sie gesetzlich dazu berechtigt, sich rege am öffentlichen Leben zu beteiligen und ihre Bürgerpflicht an der Wahlurne furchtlos und nach eigenem Ermessen auszuüben.
7. Er empfiehlt eine liberale, zeitgemäße Handhabung oder die Tilgung solcher Gesetze, welche die Erwerbung des Bürgerrechts unnütz erschweren und häufig ganz verhindern. — Guter Ruf, unbescholtener, rechtschaffener Lebenswandel, Gesetzesliebe sollten entscheiden, nicht aber die Beantwortung oder Nichtbeantwortung beliebig herausgegriffener, den Ansuchenden leicht verwirrender politischer oder geschichtlicher Fragen.
8. Er nimmt Stellung gegen jedwede Beschränkung der Einwanderung gesunder Menschen aus Europa, mit Ausschluß überführter Verbrecher.
9. Er befürwortet die Löschung solcher veralteter, dem Zeitgeiste nicht länger entsprechender Gesetze, welche den freien Verkehr hemmen und die persönliche Freiheit des Bürgers beschränken.
10. Er empfiehlt die Gründung von Fortbildungs-Vereinen als Pflegestätten der deutschen Sprache und Literatur, zur Weiterbildung Lernbegieriger, Abhaltung von Vorlesungen über Kunst und Wissenschaft und Fragen von allgemeinem Interesse.
11. Er empfiehlt eine systematische Forschung der deutschen Mithilfe an der Entwicklung des Adoptiv-Vaterlandes im Krieg und Frieden, auf allen Gebieten deutsch-amerikanischen Wirkens, von den frühesten Tagen an, zur Gründung und Weiterführung einer deutsch-amerikanischen Geschichte.

Digitized by Google

12. Er behält sich das Recht vor, diese Plattform zu erweitern oder zu ergänzen, wenn neue Ereignisse im Rahmen seiner Zeit und Zwecke es wünschenswert oder erforderlich machen."

Die freudige Zustimmung, mit der die Gesinnung dieser Grundsätze von allen Deutschen der Union begrüßt wurde, die Bereitwilligkeit, mit der sich überall Staatsverbände bildeten, und vor allem die Tatsache, daß die Bewegung dem geschichtlichen Selbstbesinnen unserer Landsleute entsprang, lassen hoffen, daß die Sache nicht, wie so vieles Aehnliche früher, im Sande verlaufen werde. Während es jedoch noch zu früh ist, über den Umfang und die möglichen Wirkungen der jungen Bewegung zu einem bestimmten Urteil zu gelangen, seien hier über das Programm des Nationalverbandes einige Bemerkungen ausgesprochen, die der guten Sache dienen wollen. Ich glaube mich zu diesen Bemerkungen um so eher berechtigt, als ich in den Zielen des Verbandes in vieler Hinsicht eine Verwandtschaft zu meinen eigenen zwanzigjährigen Bestrebungen um die Sache des amerikanischen Deutschtums sehen darf.

Ohne in das Parteileben sich einzumischen, wird der Verband, falls er sich mit wertloser Prinzipienerklärung nicht begnügen will, früher oder später gezwungen sein, in die Politik einzugreifen. Mir scheint es nun, er könne hier, außer am Stimmkasten, am nachdrücklichsten wirken, wenn er, ähnlich wie das amerikanische Judentum, durch einen Vertrauensmann in Washington vertreten wäre. Nichts zeigt den Wert eines solchen schlagender, als die jüngste Agitation zugunsten der russischen Juden. Während der deutsch-amerikanische Nationalverband vor einiger Zeit seine Buren-Petition von anderthalb Millionen Unterschriften dem Kongreß in Washington, in zwei große Koffer verpackt, zuschickte, ohne ein Resultat zu erzielen, gelang es dem Vertreter des Judentums (Simon Wolf), durch direkte, zäh wiederholte, persönliche Fürsprache, die amerikanische Regierung fast bis zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit Rußland zu bewegen. Auch die bekannte Note des Staatssekretärs Hay an Rumänien ist auf die gleiche Quelle zurückzuführen.

Wie ich dem Bestreben, den Turnunterricht in die amerikanische Volksschule zu verpflanzen, nur von Herzen zustimmen kann, so muß ich die Einführung des deutschen Unterrichts, wie ihn der Nationalverband befürwortet, für verfehlt halten. Bei der großen Wichtigkeit der Frage darf weder die patriotische Phrase, noch der Rat Unberufener entscheiden. Vielleicht, daß die Gründe, die ich oben für meinen Standpunkt vorgebracht habe, den Verband veranlassen, die aussichtslose Agitation für eine wertlose Sache aus seinem Programm zu streichen und einem vertieften deutschen Unterricht das Wort zu reden. Das aber bedeutet neben der Unterstützung und Vermehrung der Vereins- und Kirchenschulen die Vermehrung der Mittelschulen (High-Schools), Gleichstellung des Deutschen dort

Digitized by Google

mit den klassischen Sprachen und Umwandlung des Schullehrerseminars in Milwaukee in eine höhere akademische Lehranstalt.

Will die „Deutsch-amerikanische historische Gesellschaft", die sich innerhalb des Nationalverbandes schon gebildet hat, ihren Beruf in dem von mir angedeuteten höchsten Sinne erfüllen, so kann es sich nicht um Fortsetzung von Dilettantenleistungen handeln. Nur die Arbeit geschulter Historiker wird sich die Anerkennung der amerikanischen Geschichtschreibung erringen und damit Aussicht haben, Gemeingut des Geschichtsunterrichts zu werden. Mit schonungsloser Kritik müssen die Geschichtsfälschungen der landläufigen Lehrbücher, ihre verlogene Schönfärberei zu Gunsten gewisser Volkselemente, wie ihr Verschweigen deutscher Mitwirkung am Auf- und Ausbau der Republik an den Pranger gestellt werden. Für deutsche Schulen aber gilt es die Schaffung eines Leitfadens und eines Quellenbuches deutsch-amerikanischer Geschichte.

Zu dieser mannigfachen Tätigkeit nach Außen kommt für den deutsch-amerikanischen Nationalverband noch eine nach Innen, vielleicht die wichtigste. Wer den Charakter und die Geschichte unserer ausgewanderten Landsleute genauer kennt, wer da weiß, wie die Vereine meist in ihren eignen Zwecken aufgehen, wie sie wohl für prunkhafte Umzüge und Feste, aber für höhere geistige Bestrebungen so wenig zu haben sind, der wird an die Zukunft des Nationalverbandes nur dann glauben, wenn dieser die Erneuerung, die er nach Außen tragen will, auch im Innern vollzieht. Wir haben ein Recht auf die Bewahrung unseres Volkstums nur auf Grund seiner idealen Güter. Von der Treue mit der wir sie pflegen, hängt unsere Zukunft ab, wie der Charakter der neuen Nation, die wir durch den Gang der Geschichte bestimmt sind, bilden zu helfen. Dabei wird auch das alte Vaterland in Zukunft nicht zu kurz kommen. Und die Größe unseres Einflusses wird davon abhängen, ob wir religiöse und andere Unterschiede überwinden und als Deutsche *einig* sind.

Daß wir das Beste unseres deutschen Volkstums in der neuen Nation erhalten sehen wollen, mag uns nur der Kurzsichtige bestreiten, der in zuchthausmäßiger Einförmigkeit das Ideal einer Nation erblickt. Aber nur da, wo Mannigfaltigkeit herrscht, da rauscht es, nach Schillers Wort, von Leben und Lust. Diesen deutschen Begriff des Lebens mit so viel anderem: den unbestechlichen Wahrheitssinn des deutschen Geistes, seine sittlichen Kräfte und seine Liebe zum Schönen der werdenden Nation einzupflanzen, ist unser höchster deutscher Beruf in Amerika. Ihm aber bleiben wir am treusten, wenn wir die heilige Quelle hüten, aus der uns diese Güter zugeflossen sind, die Muttersprache:

Pflegt die deutsche Sprache,
hegt das deutsche Wort,
Denn der Geist der Väter
Lebt darinnen fort.

Digitized by Google

Bibliographisches.

Es ist nicht meine Absicht, die zahlreichen, von mir benützten Schriften hier alle aufzuführen, nur auf einige der wichtigsten Bücher möchte ich aufmerksam machen und damit recht viele Leser zum weiteren Studium der deutsch-amerikanischen Geschichte anregen.

Von Zeitschriften kommen in Betracht:

1. „Der deutsche Pionier", herausgegeben von H. A. Rattermann, Cincinnati 1869—84, eine äußerst reiche, kritischer Sichtung freilich bedürfende Sammlung von Material. Unter den historischen Aufsätzen sind die Arbeiten vom Herausgeber, von Fr. Münch, G. Koerner und besonders von Oswald Seidensticker die bedeutendsten.

2. „Deutsch-Amerikanisches Magazin", herausgegeben von H. A. Rattermann, Cincinnati 1886. Leider nur ein Band erschienen.

3. „Belletristisches Journal", herausgegeben von Dr. Julius Goebel, New York 1889—92, enthält eine Reihe wertvoller Artikel von O. Seidensticker u. a.

4. „Americana Germanica", herausgegeben von M. D. Learned, Philadelphia 1897—1902. Diese treffliche, der Erforschung der zahlreichen Wechselbeziehungen zwischen Amerika und Deutschland gewidmete Vierteljahrsschrift wird jetzt fortgesetzt unter dem Titel:

5. „German American Annals". Diese Monatsschrift ist zugleich Organ des deutsch-amerikanischen Nationalverbandes, der deutsch-amerikanischen historischen Gesellschaft und der Vereinigung alter deutscher Studenten.

Neben diesen Zeitschriften sind natürlich auch die Jahrgänge der deutsch-amerikanischen Tages- und Wochenblätter zu erwähnen, ebenso verschiedene in Deutschland erschienene Zeitschriften wie z. B. die Atlantischen Studien, Göttingen 1853—1857 u. a.

Unter den Schriften der historischen Vereine zeichnen sich die der Pennsylvania German Society durch Gediegenheit des Inhaltes und Glanz der Ausstattung aus. Besondere Erwähnung verdienen die vortrefflichen Monographien darin von Julius S. Sachse, S. W. Pennypacker und S. R. Diffenderffer. Auch die Publikationen der Society for the History of the Germans in Maryland enthalten allerlei brauchbares Material.

Von besonderer Wichtigkeit sind natürlich die von den verschiedenen Staaten veröffentlichten offiziellen Dokumente ihre Geschichte betreffend. Gerade in diesen Sammlungen sind noch manche Entdeckungen zu machen.

Als erster, freilich nun veralteter Versuch einer Gesamtdarstellung darf die „Geschichte (und Zustände) der Deutschen in Amerika" von Franz Löher, Cincinnati 1847 stets einen Ehrenplatz beanspruchen. Neben ihr ist der Sammelband „In der neuen Heimat" von Anton Eickhoff, New York 1884 zu nennen, der außer den wertvollen Beiträgen von O. Seidensticker (Die Deutschen in Pennsylvanien) und H. A. Rattermann (Die Deutschen in Ohio und Indiana) auch eine Geschichte der Deutschen Gesellschaft von New York enthält.

Ueber die erste deutsche Auswanderung nach den holländischen Kolonien in Amerika und die Wanderung der Pfälzer orientiert noch immer gut Fr. Kapps „Geschichte der Deutschen im Staate New York" 3. Aufl. New York 1869. Außerdem S. H. Cobb, The story of the Palatines, New York 1897.

Digitized by Google

S. R. Diffenderffer, The German Exodus to England 1709. W. S. von Mülinen, Christoph von Graffenried, Bern 1896. Beiläufig sei hier erwähnt, daß Robinson Crusoe, worauf mich ein Kollege aufmerksam macht, nach Defoe eigentlich ein Deutscher war und Robinson Kreutznaer (!) hieß. Also auch im Hintergrunde der Robinsongeschichte die großen deutschen Wanderungen von damals?

In der Erforschung der Geschichte der Deutschen im Staate Pennsylvanien hat vor allem Oswald Seidensticker bahnbrechend gewirkt. Ich nenne von ihm hier: Die erste deutsche Einwanderung in Amerika, Philadelphia 1883. Bilder aus der deutsch-pennsylvanischen Geschichte, New York 1884. Geschichte der Deutschen Gesellschaft in Pennsylvanien, Philadelphia 1876. The first century of German printing in America 1728—1830, Philadelphia 1893. Die Schrift des Pastorius „Beschreibung von Pennsylvanien" hat Fr. Kapp mit trefflicher Einleitung im Neudruck herausgegeben, Crefeld 1884. Eine Zusammenstellung der Namen in den Schiffslisten des 18. Jahrhunderts findet sich bei J. D. Rupp, „Dreißigtausend Namen von Einwanderern in Pennsylvanien", Philadelphia 1875. Die beste zusammenfassende Darstellung der älteren deutsch-pennsylvanischen Geschichte in englischer Sprache enthält das Buch von G. Kuhns, The German and Swiss settlements of Colonial Pennsylvania, New York 1901.

Ueber Kelpius und seine mystischen Genossen handelt die treffliche Monographie; The German Pietists in Provincial Pennsylvania, von Julius F. Sachse, Philadelphia 1895; über die Salzburger P. Strobel, The Salzburgers and their descendents, Baltimore 1855. Gerade über die Salzburger sind wir durch die zahlreichen Publikationen von Samuel Urlsperger vorzüglich unterrichtet: Zuverläßiges Seesschreiben ꝛc., Halle 1736; Ausführliche Nachricht ꝛc., Halle 1744; Amerikanisches Ackerwerk Gottes, Augsburg 1754—67.

Wie die Kirche die Auswanderer in die neue Welt begleitete, so war sie es auch, die das Gedächtnis der deutschen Ansiedlungen am treusten festhielt. Die Neuausgabe der „Hallischen Nachrichten" Philadelphia und Halle 1885—92 sei hier nochmals erwähnt. In den vorzüglichen Anmerkungen finden sich zahlreiche Literaturnachweise für den Weiterforschenden.

Die Geschichte der lutherischen Kirche behandeln z. B. A. L. Gräbner, Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika. Erster Teil. St. Louis 1892 und H. E. Jacobs, The Lutherans in America, New York 1889. Die Geschichte der Reformierten Kirche stellen dar: J. H. Dubbs, Historic Manual of the Reformed Church in the United States, Lancaster, Pa. 1885 und James I. Wood. History of the Reformed Church in the United States (1725—1792), Reading, Pa. 1899. Auch S. Nippold, Amerikanische Kirchengeschichte, Berlin 1892 enthält manches Brauchbare. Ueber die Geschichte der lutherischen Kirche im Süden der Union unterrichtet das ausgezeichnete Buch: History of the German settlements and of the Lutheran Church in North and South Carolina von G. D. Bernheim, Philadelphia 1872.

Von früheren Reisebeschreibungen sind Mittelbergers Reise nach Pennsylvanien, Stuttgart 1756 und P. Kalms Reise durch Nord-Amerika wohl die bedeutendsten. Erwähnt sei hier auch Achenwall, „Einige Anmerkungen über Nord-Amerika" Stuttgart 1769. Das Büchlein gründet sich auf mündliche Mitteilungen, die Benjamin Franklin bei seinem Besuche in Göttingen dem Verfasser machte.

Amerikanische Revolution. Tagebücher und Aufzeichnungen hessischer und braunschweiaischer Offiziere, abgedruckt im „Deutsch-Amerikanischen Magazin", „Americana Germanica" und „German American Annals". Auch in Schlözers Briefwechsel (1776—82) finden sich Briefe deutscher Offiziere. M. von Eelking, Leben und Wirken des braunschweigischen Generalleutnants F. A. von Riedesel, Leipzia 1856. Briefe der Generalin von Riedesel, Berlin 1800. J. G. Rosengarten, The German Soldier in the wars of the United States, Philadelphia 1890. Fr. Kapp. Der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika, Berlin 1864. Carl Preser, Der Soldatenhandel in Hessen,

Digitized by Google

Marburg 1900, vergeblicher Versuch die Landgrafen von Hessen reinzuwaschen. Fr. Kapp, Leben des amerikanischen Generals Fr. Wilh. von Steuben, New York 1858; Leben des amerikanischen Generals Johann Kalb, Stuttgart 1862.

Die Eroberung des Westens. E. Klauprecht, Deutsche Chronik in der Geschichte des Ohio-Tales, Cincinnati 1864; erster Versuch einer deutschen Geschichte des Westens. Theodore Roosevelt, The Wining of the West, New York 1895. Jos. H. Walton, Conrad Weiser and the Indian Policy of Colonial Pennsylvania, Philadelphia 1900; eines der vorzüglichsten amerikanischen Geschichtswerke der letzten Jahre. H. Kephart, Pennsylvanias part in the Wining of the West, St. Louis 1902. F. J. Turner, The Frontier in American History abgedruckt im Herbart Society Year Book V. G. H. Loskiel, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder, Barby 1789. Christian Friedr. Posts Tagebuch erschien als Anhang der Schrift: An Inquiry into the causes of the alienation of the Delaware and Shawonese Indians, London 1759.

Von den vielen Büchern über die Indianer erwähne ich nur: James Adair, History of the American Indians, London 1775; James Smith, An account of the remarkable occurrances &c., Cincinnati 1870. Außerordentlich interessante Schilderung der Lebensweise, Sitten und Gebräuche der Indianer, unter denen Smith, wahrscheinlich ein Deutscher, mehrere Jahre sich als Gefangener aufhielt. J. Heckewelder, History, Manners and Customs of the Indian Nations, Philadelphia 1876.

Ueber die Zustände nach dem Revolutionskriege berichten die Reisebeschreibungen von Joh. D. Schöpf, Reisen durch einige der mittleren und südlichen Vereinigten Staaten, Erlangen 1788; D. von Bülow, Der Freistaat von Nord-Amerika, Berlin 1797; Isaac Welds Reisen durch die Staaten von Nord-Amerika, Berlin 1800; Briefe aus Amerika von einem Basler Landsmann, Aarau und Basel 1806; Reise eines Rheinländers durch die Nord-Amerikanischen Staaten 1812.

19. Jahrhundert. Zahlreiche Auswanderungspamphlete, die uns teilweise tiefe Einblicke in die Ursachen der großen Wanderung geben. E. L. Brauns, Praktische Belehrungen und Ratschläge für Reisende und Auswanderer nach Amerika, Braunschweig 1829. Amerika und die moderne Völkerwanderung, Potsdam 1833. G. Duden, Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas, Bonn 1829. Fr. Münch, Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit, St. Louis und Neustadt a. Haardt 1872. Der Staat Missouri, New York 1859. Gert Goebel, Länger als ein Menschenleben in Missouri, St. Louis 1877. G. Koerner, Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 1818—48, Cincinnati 1879. The Life and Works of Charles Follen, Boston 1841—46. Fr. W. Holls, Franz Lieber, New York 1884. Karl Biedermann, Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte, Breslau 1889. A. B. Faust, Charles Sealsfield, Weimar 1897 und meine Besprechung dieses Buches Americana Germanica Vol. I. Daß Ferdinand Kärnberger seinem Roman „Der Amerikamüde" Lenaus amerikanische Erlebnisse zugrunde gelegt habe, wurde kürzlich von G. A. Mulfinger mit Recht ins Reich der Fabel verwiesen. Der Roman ist ein elendes, aus Reiseberichten zusammengestoppeltes Machwerk und eine unverschämte Karrikatur amerikanischen Lebens, über die der Kenner höchstens lachen kann.

Der deutsche Einfluß auf das erwachende amerikanische Geistesleben spiegelt sich besonders genau in der North American Review ab. Wie der Amerikaner die gewaltige deutsche Einwanderung vom politischen und ökonomischen Standpunkt aus betrachtete, zeigt sich besonders in Niles' Register, Baltimore 1811—49. Siehe auch Andrew D. Mite, Some practical influences of German thought upon the United States, Ithaca, New York 1884.

Die wichtigsten Reisebeschreibungen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind wohl: Der Deutsche in Nord-Amerika (Fürstenwärther), Stuttgart 1818. Ludwig Gall, Auswanderung nach Amerika, Trier 1822; von

Digitized by Google

Goethe besprochen (Hempel 29, 233) Reise des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar durch Nord-Amerika in den Jahren 1824—26, mit echt göthischer Objektivität geschrieben. Fr. von Raumer, Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Leipzig 1845. Julius Fröbel, Aus Amerika, Leipzig 1856. Briefe aus den Vereinigten Staaten, Leipzig 1853. Moritz Busch, Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi, Stuttgart 1855. J. G. Büttner, Briefe aus und über Nord-Amerika, Dresden 1845. Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, Hamburg 1844.

Unter den Reiseberichten aus früherer und späterer Zeit ist natürlich auch viel wertloses Zeug: Berichte Enttäuschter, Flüchtige Schilderungen von Weltbummlern und schließlich Darstellungen von sogenannten „Berühmtheiten", die wie z. B. Bodenstedt und Paul Lindau ihren amerikanischen Gastgebern über den Ozean hinüber nicht dankbare Bücklinge genug machen können.

Die Geschichte der Achtundvierziger in Amerika ist noch nicht geschrieben, aber es wird sich wohl herausstellen, daß, wie diese sich selbst, so auch andere sie vielfach überschätzt haben. Neben verschiedenen Aufsätzen im „Deutschen Pionier" verweise ich auf Fr. Kapp, Aus und über Amerika, Berlin 1876; Jacob Müller, Erinnerungen eines Achtundvierzigers, Cleveland, Ohio 1896; Ph. Wagner, Ein Achtundvierziger, Brooklyn 1882; H. A. Rattermann, Gustav Körner, Cincinnati 1902.

Auch die Geschichte der deutschen Schule in Amerika liegt noch im Argen. L. Viereck, German Instruction in American Schools abgedruckt im Report of the Commissioner of Education for 1900—1901 ist eine fleißige, aber der Durcharbeitung entbehrende Zusammenstellung von allerlei Tatsachen durch einen Nichtpädagogen. Frühere Versuche von H. Schuricht u. a. kommen noch weniger in Betracht. Ueber das deutsche Seminar verweise ich auf meine kleine Schrift: Zur deutschen Frage in Amerika, New York (Lemcke & Büchner) 1886. Ebenso mache ich auf die ausgezeichneten Aufsätze „Ueber Schulreform und Lehrmethode" von Ludwig Goebel im „Belletristischen Journal", Jahrgang 1889 aufmerksam. Hier, wie in meiner Schrift, wird zum ersten Male der Gedanke ausgesprochen, daß die deutsche Schule in Amerika in erster Linie deutsch zu sein habe und aufhören müsse Sektenschule zu sein.

Die Geschichte der deutschen Musik in Amerika verdient ebenfalls bald in Angriff genommen zu werden. Ein musterhafter Anfang dazu liegt in verschiedenen Aufsätzen Rattermanns und in G. Seidenstickers „Geschichte des Männerchors in Philadelphia", Philadelphia 1885 vor.

Eine Art Geschichte der deutschen Dichtung in Amerika enthält das Buch „Deutsch in Amerika" von G. A. Zimmermann, Chicago 1892. Vergl. dazu meinen Artikel in Hardens „Zukunft" 1895 Nr. 42.

Den Gedanken, daß die Zukunft des deutschen Wesens in Amerika von einem vertieften Studium unserer Sprache und Literatur abhänge, habe ich schon im Jahre 1883 in meiner Schrift „Ueber die Zukunft unseres Volkes in Amerika" ausgesprochen und begründet. Die Schrift war als das Programm eines neuen deutschen Lebens in Amerika gedacht, und die Zustimmung Bismarcks, Rudolf Hildebrands, Andrew D. Whites' u. a. führenden Geister ermunterte mich damals wie später auf dem betretenen Wege weiter zu schreiten. Möge der Nationalverband dies neue Leben zur Wirklichkeit machen.

Digitized by Google

Inhalts-Uebersicht.

I. Einleitung.

Seite

Anzahl der nach Amerika ausgewanderten Deutschen 1
Warum sie keine Kolonien gründeten 2
Deutsch-amerikanische Geschichtschreibung 5
Einfluß der Deutschen auf Amerika 6

II. Geschichtliches.

1. Das 17. und 18. Jahrhundert.

Deutsche in Virginien und in der holländisch-amerikanischen Kolonie 7
Franz Daniel Pastorius 9
Johann Kelpius 12
Die Auswanderung der Pfälzer 13
Ansiedelungen in Louisiana und Georgia 17
Die Ursachen der Auswanderung im 18. Jahrhundert . . 18
Leiden der Auswanderer 22
Geistiges Leben. Kirche 24
Schule 26
Kampf um die deutsche Sprache 28
Presse 29
Deutsch-pennsylvanischer Dialekt 30
Die Deutschen in der Politik 32
Der amerikanische Freiheitskrieg 33
Soldatenhandel deutscher Fürsten 34
Baron Steuben 35
Die Deutschen am Ende des 18. Jahrhunderts 36

2. Die Eroberung des Westens.

Der amerikanische Nationalcharakter bildet sich im Kampf um den Westen 39
Konrad Weiser 40
Die Indianer-Missionen der Herrnhuter 41
Christian Friedrich Post 43
Das Vordringen der Deutschen nach dem Westen 44

Digitized by Google

3. Das 19. Jahrhundert.

Charakter und Ursachen der Auswanderung im 19. Jahrhundert 46
Karl Sollen 47
Karl Beck und Franz Lieber 49
Sealsfield und Lenau 50
Die Auswanderung der dreißiger Jahre 51
Gustav Koerner, Fr. Münch 52
Neues Leben 52
Die Pittsburger Konvention 54
Die Achtundvierziger 57
Geistiges Leben. Schule 61
Das Deutsche in der amerikanischen Volksschule 66
Kirche 69
Musik 70
Dichtung 71

III. Schluß.

Der Amerikanisierungsprozeß 75
Die Germanisierung Amerikas 77
Die Zukunft deutscher Sprache und deutschen Wesens in Amerika 78
Der deutsch-amerikanische Nationalbund 80

Bibliographisches. 85

Digitized by Google

J. F. Lehmann's Verlag in München.

Bismarck als Erzieher.

In 1960 Leitsätzen aus seinen Reden, Briefen, Berichten und Werken, zusammengestellt und systematisch geordnet von

Paul Dehn.

Preis geheftet Mk. 5.—, in prächtigem Einband Mk. 6.—.

Ein Buch, das keine Vorrede, dafür aber ein ausgezeichnetes Schlagwortregister von 84 Spalten hat. Wir finden bei einfachem Aufschlagen das irgend erreichbare Material, wie Bismarck über alle erdenklichen Fragen geurteilt und sich ausgesprochen hat. Das ist nun freilich eine nichts weniger als trockene oder lexikonhafte Lektüre, sie funkelt wie eine aus dem Gestein gelöste Sammlung von Kristallen und Granaten. Dabei hat Dehn den guten Sinn gehabt, uns nicht bloß den Politiker, sondern auch den Menschen und Gatten aufs neue vorzuführen; die Kapitel „Persönliches" und „Allerlei" zähle ich nicht zu den unwichtigsten des Buches. Die Besitzer der eigenen Werke Bismarcks und der zugehörigen Literatur erhalten hier eine Art Generalregister über das Ganze, und allgemeinhin wird das Buch als ein praktisch-politisches „Bismarckkompendium" hoffentlich recht tief eindringende und nachhaltige Dienste tun. Nicht jedes einzelne Bismarcksche Wort gilt heute noch für jede konkrete Anwendung; der große Auffrischer unseres öffentlichen Denkens wäre der Erste, ein solches Alexandrinertum und Doktrinentum, das man mit seinen Worten triebe, zu bekämpfen. Aber das Allermeiste gilt doch auch noch konkret, und hauptsächlich vom Ganzen soll man hier lernen: Klarheit, kluge Einfachheit, Vorausblick, Objektivität jenseits von Formeln und Schlagwörtern, Freiheit und Größe der Gesinnung, starkes, offenes Menschentum, und in allem eichenfeste Deutschheit.

Prof. Eduard Heyck.

Die Blütezeit der deutschen politischen Lyrik

von 1840—1850.

Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Nationalgeschichte

von

Christian Petzet.

Preis geheftet **Mk. 9.—**, gebunden **Mk. 10.—**.

Das Buch ist bestimmt, die literarhistorische und nationalgeschichtliche Bedeutung der politischen Lyrik des bezeichneten Zeitraums für unser vaterländisches Schrifttum wie für die geistige Vorbereitung des deutschen Nationalstaates eingehend und mit reichlichen literarischen Belegen darzustellen. Da auch die besten unserer literarhistorischen Werke sich mit kürzeren Hinweisen und Charakteristiken der hervorragendsten Dichter dieser Richtung begnügen, so kann das vorstehende Werk als eine wichtige Ergänzung jeder Literaturgeschichte gelten und wird als solche nicht nur von Literaturfreunden, sondern auch von Historikern und Nationalgesinnten mit dankbarer Freude aufgenommen und gekauft werden.

Digitized by Google

Verlag von Justus Perthes in Gotha.

Jährlich 6 Hefte mit Karten.

Preis des 1. u. 2. Jahrg. 1902/03 à M. 6.— } Einzelne Hefte
Preis des 3. Jahrg. 1904 . . . M. 8.— } à M. 1.50.

Die „Deutsche Erde" dient der Sammlung von Beiträgen zur **Geographie des deutschen Menschen und seiner Kultur.** Gegenstand der Forschung der „Deutschen Erde" ist das **Werden, Wachsen u. Wandern des deutschen Volks** und die **Ausbreitung seiner geistigen und sachlichen Kultur auf der ganzen Erde.**

Die „Deutsche Erde" behandelt **das deutsche Volk in ethnographischem Sinne** ohne Rücksicht auf Zeit und Raum, denn das deutsche Volk war eher als sein Name und politische Grenzen heben die Volks- und Kulturgemeinschaft nicht auf.

Die „Deutsche Erde" pflegt die ethnographische Seite jeder Deutschforschung. Was immer Anthropologie und Völkerkunde, Geschichts- und Sprachforschung, Volkskunde und Statistik, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, Rechts- und Staatswissenschaft. Schrifttum und Kunst zur Kenntnis deutscher Volks- und Stammeseigenart beisteuern, faßt die „Deutsche Erde" zu einem neuen Wissenschaftszweige, der **Deutschkunde**, zusammen.

Die „Deutsche Erde" bringt eigene Aufsätze sowie fortlaufende Berichte über neue Forschungen und Arbeiten auf dem Gebiete deutschen Volkstums, **unterstützt von Karten innerhalb und außerhalb des Textes.** Das gesamte, so weitverzweigte Schrifttum der Deutschkunde aller Erdteile wird von Sachmännern besprochen.

Die „Deutsche Erde" ruht auf streng wissenschaftlicher Grundlage; Inhalt und Form wird aber jedem Gebildeten verständlich sein. Zu ihren 200 Mitarbeitern zählen Vertreter aller Wissenschaften, jeder politischen und religiösen Richtung, der verschiedensten Staatsangehörigkeit, aber alle bereit, ihre wissenschaftliche Arbeit in den Dienst der Deutschkunde zu stellen.

Probehefte stehen kostenfrei durch alle Buchhandlungen sowie vom Verlag zu Diensten.

Digitized by Google

Digitized by Google

PT2355
.H79
Z88

Digitized by Google

CIRCULATE

Digitized by Google

A000005791330